This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

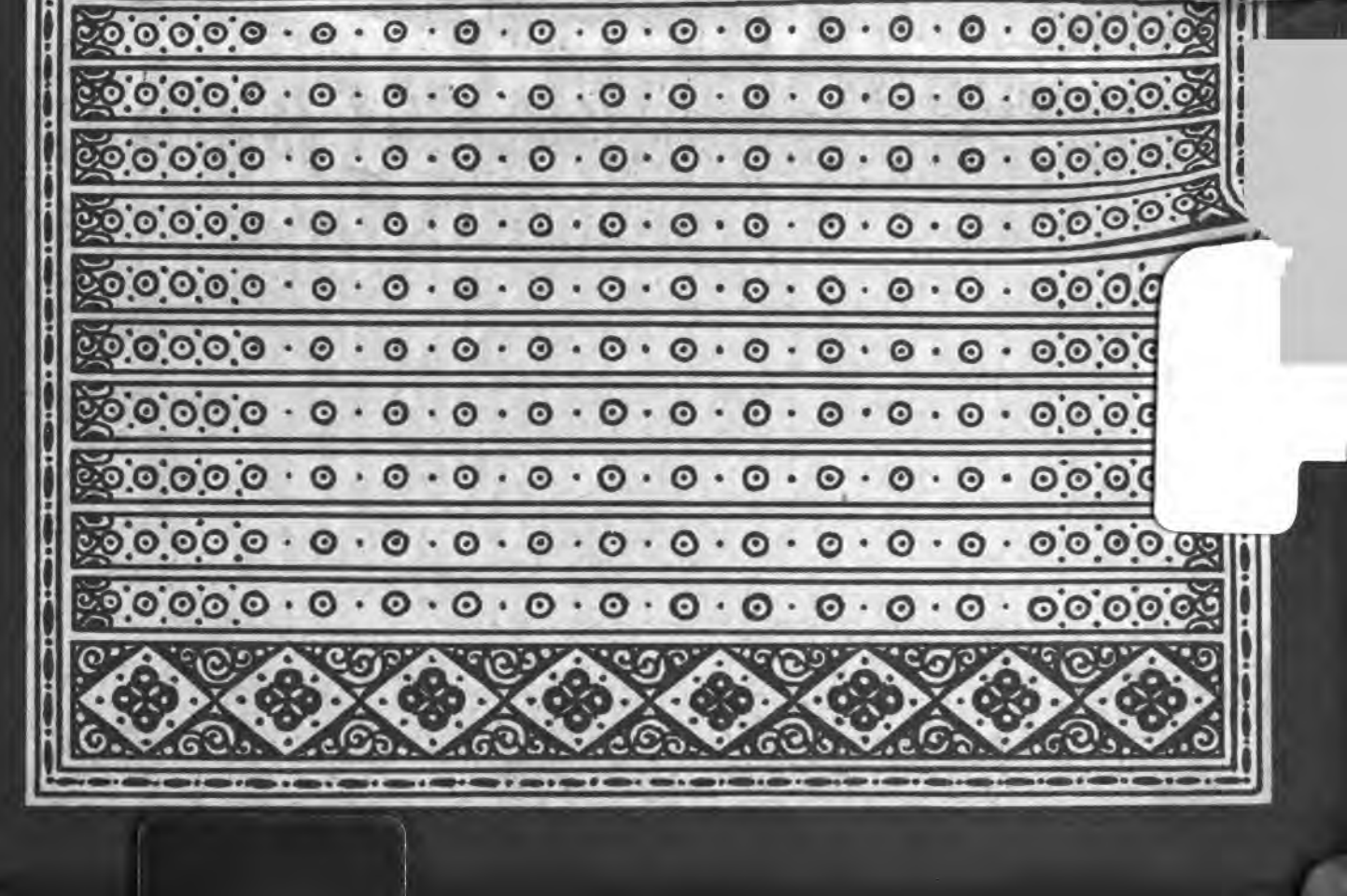
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

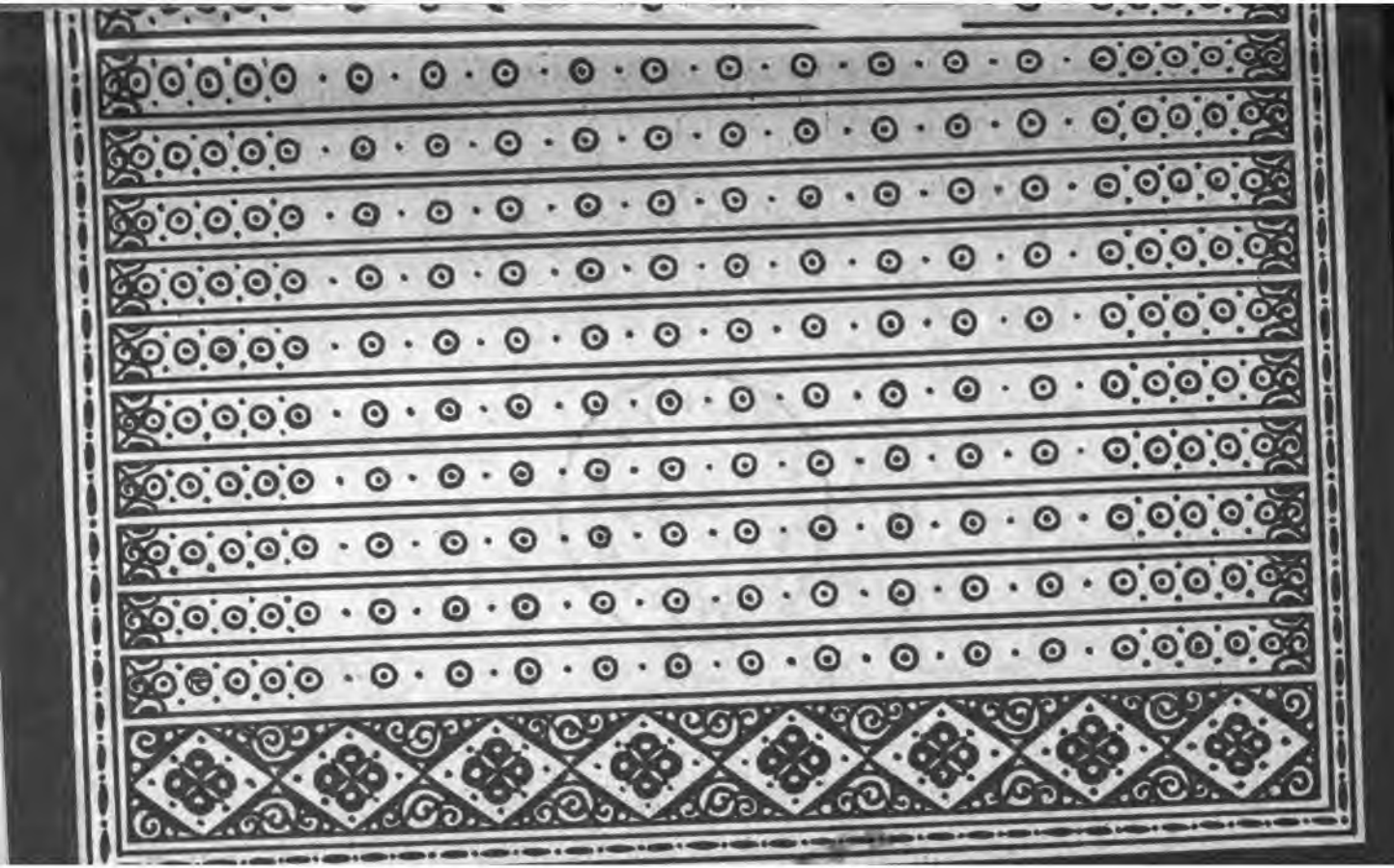
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.





STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

1822

Memoiren Bibliothek

IV. Serie

Vierter Band

Aus dem Tagebuche einer deutschen Schauspielerin

von

Helene Scharfenstein

Aus dem Tagebuche einer deutschen Schauspielerin

von

Helene Scharfenstein

Fünfzehnte Auflage

Verlag Robert Lutz Stuttgart

::: Alle Rechte vorbehalten. :::

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Copyright 1912
by Robert Lutz, Stuttgart.

Vorwort.

Im Mai dieses Jahres fanden in Wien und Frankfurt am Main zwei von den Bühnenkünstlerinnen dieser Städte einberufene Versammlungen statt, die sich mit dem sozialen Elend und der wirtschaftlichen Not der Frauen vom Theater beschäftigten.

Die Hergänge dieser Versammlungen, die ich aus der Presse erfuhr, erweckten in mir den Wunsch, ebenfalls an dem Kampfe meiner Kolleginnen um gesellschaftliche Geltung und auskömmliches Brot teilzunehmen. Denn ich sagte mir, daß die in Frankfurt und Wien gehörten Reden kluger, warmherziger und erfahrener Bühnenkünstlerinnen, so wahrhaft sie auch schilderten, ohne die wünschenswerte Wirkung auf Regierungen, Parlamente und Publikum verklingen würden, weil die Damen zu unpersönlich sprachen.

„Von euch selbst müßt ihr den Leuten erzählen," sagte ich mir während des Lesens der Zeitungsberichte. „Was ihr selbst erlebt und erlitten habt, müßt ihr ihnen zuschreien. Eure unpersönlichen, allgemein gehaltenen Darstellungen nehmen sie für Phantasien und Übertreibungen."

Ich weiß, es geht nicht an, unsere Erlebnisse in öffentlichen Versammlungen zu erzählen. In dieser prüden, ungerechten Zeit darf keine von uns, die noch des Wohlwollens des Publi-

kums bedarf, bekennen, was sie tat, tun mußte, um vorwärts zu kommen, um sich ihr schauspielerisches Rüstzeug zu beschaffen, um nicht zu verhungern, wenn nicht sofort Feme und Acht über sie hereinbrechen sollen.

Mir aber ist die Möglichkeit gegeben, von mir selbst zu reden, denn ich bin aus der Kulissenwelt geschieden. Und ich habe, was andere unterließen, in den Jahren meiner Bühnenlaufbahn gewissenhaft und in Ordnung Buch geführt über alles, was ich tat und erfuhr, nicht durch die selbstverherrlichende Registrierung der Rollen, die ich spielte, der Erfolge, die ich errang, sondern durch die Aufzeichnung der Siege und Niederlagen in dem harten Daseinskampfe, durch den ich gehen mußte.

Aber auch ich darf diese Bekenntnisse nicht mit meinem Namen zeichnen. Denn ich will um meines Kindes willen nicht ausgeschaltet werden von der Achtung meiner Gesellschaft, deren Verkehr und Teilnahme ich — wie jeder Mensch die der seinen — zu meinem und meines Hauses sozialem Wohlbefinden notwendig brauche.

Über den Inhalt meines Tagebuches will ich hier ein paar Worte sagen: die Schilderungen und Aufzeichnungen der Zustände, Ereignisse und Erfahrungen ließ ich so stehen, wie ich sie seinerzeit niedergeschrieben habe. Dagegen entstellte ich, als ich an die Herausgabe ging, bis zur Unkenntlichkeit die Namen aller Orte, Theater, Menschen, die in dem Buche vorkommen, strich alle Personenbeschreibungen, die bestimmte Leute vielleicht erkennen lassen konnten, und datierte sogar alle Zeitangaben rückwärts. Denn die Herausgabe des Tagebuches durfte nicht als ein Akt der Vergeltung, als eine Bloßstellung von Menschen und Bühnen aufgefaßt werden können, wenn sie meinen Kolleginnen nützen sollte. Mein Zweck sollte sein, durch die schleierlose Bekanntgabe der sehr wirklichen Nöte, Qualen und Enttäuschungen, die eine Bühnenkünstlerin erleben muß, — ich sage: muß! —

die ich am eigenen Leibe erfuhr, Zustände, Schäden, Übel zu berichten, die dem deutschen Theaterwesen nahezu allgemein eigen sind, und dadurch meinen Gefährtinnen, die den Kampf führen, zu den anderen eine neue Waffe zu liefern.

Mein Pseudonym ist undurchdringlich. Trotzdem aber und obgleich ich hinter undurchsichtigem Vorhang stehe, ist es mir in dem Augenblicke, in dem ich diese Aufzeichnungen aus der Hand gebe, als würde ich nackt auf den offenen Markt gestellt. Dennoch, um unsere Not hinauszuschreien, sei es getan.

Am 12. August 1911.

Helene Scharfenstein.

Aus dem Tagebuche einer deutſchen Schauſpielerin.

24. September 1896.

„Tagebuchschreiben ist nichts für unreife junge Leute."

Vor drei Jahren sprach mein Vater so zu mir, es war bald nach meiner Konfirmation. Damals hatte mir irgend eine Freundin ein grasgrün eingebundenes Schreibebuch geschenkt, das die goldene Aufschrift „Tagebuch" trug, und ich hatte, um seinen wichtigen Zweck zu erfüllen, allerlei Unsinn über mich und die kleine Welt, die mich umgab, hineingeschrieben. Vater hatte eines Tages das Buch gefunden und mich gründlich darum ausgelacht. Dann hatte er seine große Papierscheere genommen, die paar beschriebenen Blätter fein säuberlich herausgeschnitten und in den Ofen gesteckt. Das Buch aber gab er mir wieder mit dem verständigen Rat:

„Schreib mathematische Formeln hinein und naturwissenschaftliche Gesetze, das ist das gescheiteste, das du einstweilen damit tun kannst. Mit dem Tagebuchschreiben warte, bis du fähig bist, die Welt und ihr Treiben objektiv zu betrachten und dir ein abgeklärtes Urteil über sie und auch über dich selbst zu bilden."

Ich weiß nicht mehr, ob ich damals mathematische Rechnungen in das Buch geschrieben habe und wohin es gekommen ist; das Tagebuchschreiben habe ich jedenfalls sein lassen.

Drei Jahre nur sind seitdem vergangen, und heute sitze ich wieder vor einem Buch, vor einem schlichten glanzleinenen, und will wieder Tagebuch schreiben. Nicht weil ich in dieser Zeit reif geworden wäre und weil meine Reife der Welt etwas Be-

deutungsvolles zu sagen hätte, nein, weil ich reif werden will! Ich habe in den letzten Jahren gelernt, daß Vater nicht ganz recht hatte mit seinem Verbot und Rat. Nicht nur reife Menschen sollen Tagebuch schreiben, auch solche, die es werden wollen durch ehrliche Selbstbespiegelung, durch gewissenhafte Rechenschaftsablegung vor sich über sich selbst, durch fortlaufende Beobachtung und Beurteilung des eigenen Denkens, Fühlens und Tuns.

Und so soll mir das Tagebuch ein scharfer Spiegel sein, in den ich meine geheimsten Gedanken, meine tiefsten Wünsche, meine innerste Lust, mein Leid und meine Sorgen, aber auch meine Leidenschaften und meine Schuld blicken lassen will, damit sie sich prüfen, ob sie echt oder unehrlich, begründet oder töricht, erlaubt oder verboten, strafwürdig oder entschuldbar sind. Alles will ich dem Hefte sagen, was ich sonst keinem Menschen vertrauen kann und was doch von der Seele herunter will.

Und mit Klagen muß ich beginnen, mit Klagen und mit Hader: weil ich von einem reich gedeckten Tisch aufstehen und eine Bettlerin um Lebensfreuden werden mußte. Und das in der kurzen Zeitspanne eines Jahres. Nein! In kürzerer Frist! Von einem Gestern auf ein Heut, das damals unser Leben wandelte, meines, Mutters und Annas, meiner Schwester. Zwischen jenen beiden Zeitzeichen lag meines Vaters Tod. —

In behaglichem Wohlstand und schöner Ordnung ist meine Jugend aufgegangen dort in dem großen Pfarrdorfe, dem mein Vater als Geistlicher diente. Jeder Tag war heiter, und keiner brachte Kummer. Leichte Pflichten und frohe Arbeit, milder harmonischer Lebensgenuß erfüllten die Stunden. Auf dem Wege, den mein Fuß weiter in das Leben hinein beging, lag mir vor jedem Schritt lichter Sonnenschein. Nur eine liebe Aufgabe war zu erfüllen: die Erledigung der Arbeiten, die der vom Vater selbst erteilte Unterricht verlangte. Und wie gern geschah

das! Wie leicht war das bei einem Lehrer, der mit Liebe und Nachsicht, mit Begeisterung und Hingabe lehrte, der mit mir selbst ein Lernender war. Denn was das Gymnasium und das theologische Studium in den Fächern der Naturwissenschaften ihm in das Leben mitgegeben hatten, war zu wenig, als daß es dem Wahrheitsdrang hätte genügen können, der ihn immer heißer erfüllte, je mehr er erkannte, wie das überlieferte Wort der Religion und ihre Dogmen den Naturgesetzen Gewalt antaten. Und aus dieser Erkenntnis sproßte ihm die tiefe, stille, milde Heiterkeit seiner Seele, das immer neue Ergötzen an den Wundern der Natur, die werktätige Liebe zu den leidenden, kämpfenden, fehlenden Gliedern seiner Gemeinde, das große Mitleid für die Menschheit, die im vollkommenen Weltgesetz ewig unerlöst mit fehlervoller Seele irrt. Und so erzog er auch uns. Lust an der herrlichen Schöpfung, frohes Genießen reiner Lebensfreuden und Liebe zu unseren Nebenmenschen sind uns von früh auf Begleiter gewesen. Wir sollten heiter und dankbar sein und die Menschen lieben und achten, ihnen, wenn nötig, wohltun, und helfen, sie trösten und beraten.

So konnte Vater uns damals lehren, denn wir hatten in den Verhältnissen, in denen wir lebten, als er noch bei uns war, die Möglichkeit und Mittel, unseren an Gut und Glück ärmeren Nächsten beizustehen. Vater hat wohl nie daran gedacht, daß seine Töchter einmal in die Lage kommen könnten, Beistand und Hilfe von anderen nachsuchen zu müssen. Er war so stark und gesund, alle seine Vorfahren waren alte Leute geworden, er lebte ruhig, mäßig und verständig und war bis auf die Kinderkrankheiten niemals leidend gewesen. Also waren alle Vorbedingungen eines hohen Alters auch für ihn gegeben. Er war überzeugt, daß er noch seine Enkel über das Taufbecken halten werde. Für den Dienst um das tägliche Brot wurden wir nicht vorbereitet, auf eine mögliche Änderung unserer Lebensumstände

wurden wir nicht hingewiesen, das Ungemach des Lebens lernten wir nur vom Hörensagen kennen und kaum jemals an Vorkommnissen, die bis zu uns heranreichten. So schienen wir bestimmt, einmal das Los unserer Mutter zu wiederholen, die, in demselben Pfarrhause wie wir aufgewachsen, den Hilfsgeistlichen ihres Vaters, meinen Vater geheiratet hatte. Vielleicht würde es eine von uns, oder auch beide ebenso treffen, denn die Hilfsgeistlichen wechseln alle paar Jahre, und vielleicht würde dann ich oder Anna dasselbe Glück haben wie die Mutter, das heißt, der Vikar würde eines Tages zum Pastor des Heimatdorfes seiner Frau erwählt und diese kehrte nach einigen Jahren des Wohnens und Wirkens in einer anderen Gemeinde in ihr Vaterhaus zurück. Auch einer oder der andere Fabrikantensohn kam wohl als künftiger Eheherr für uns in Frage. Es konnte uns ja nicht fehlen, wir waren hübsche wohlerzogene Mädchen und Vater war der erste Mann im Ort.

So hatte er sich wohl unsere Zukunft vorgestellt, an rauhe Wege in unserem Leben hat er gewiß nicht gedacht, und ich kann ihm nicht zürnen, daß er uns die Nagelschuhe der Vorbereitung auf harte Zeiten nicht schon in früher Kindheit anzog. Unsere Jugend wäre nicht so reich an Sonnenschein gewesen, wenn er es getan hätte, und meine Sonnenjugend danke ich ihm mein Leben lang. Die habe ich gehabt und genossen, die kann mir keine Widerwärtigkeit der Welt mehr nehmen, die steht fest in der Erinnerung.

Freilich bald, nur zu bald zogen die trüben Wolken auf. Seit mehr als einem Jahre weilt Vater nicht mehr bei uns, und seitdem ist die sorgenfreie frohe Zeit vorbei. Vorbei auch die Forschungszüge durch Wald und Feld, vorbei die stillen emsigen Arbeitsstunden in Vaters Studierstube, das Lösen der mathematischen Aufgaben, das physikalische und chemische Experimentieren, die geschichtlichen und geographischen Übungen

unter seiner Leitung und Mitarbeit; vorbei die traulichen Abende des Lesens und Erklärens der großen Werke der Weltliteratur, vorbei die Freude am Lernen und Studieren. Wohl treibe ich auch hier Naturwissenschaften, Sprachen und andere schöne Sachen, denn ich bin nach unserer Übersiedelung hierher in die große Stadt auf Onkel Oberpfarrers Rat in das Lehrerinnenseminar eingetreten, aber hier tue ich es nur aus Pflichtgefühl, um Lehrerin zu werden, um später einmal Brot aus den schönen Wissenschaften herauszuschlagen und ein armseliges Leben davon zu fristen. Hier führen mich nicht Lust und Liebe zu den Büchern.

Wie schnell doch so eine vollständige Änderung der ganzen Lebenshaltung eintritt, wie rasch sich vor alle Hoffnungen, Aussichten, Pläne, Vorbereitungen eine feste Schranke legt, wie plötzlich so ein schwacher, zerbrechlicher Lebenskarren auf ein fremdes Geleise geschoben wird! Freitag nachmittags war Vater von einem Platzregen durchnäßt worden und hatte sich eine starke Erkältung geholt, und acht Tage später lag er schon unter dem Rasen an der Kirchhofmauer. „Mittelohrentzündung mit nachfolgender Hirnhautentzündung" sagte der Arzt. Was kümmerte uns die Diagnose! Wir begegneten dem Tod und fragten nicht, auf welcher Straße er gekommen sei. Und wir hatten in den ersten Wochen, die dem Begräbnis folgten, auch keine Zeit, nach dem Wie und Warum zu fragen. Das alles kam erst später. Zunächst war so viel zu tun, zu ordnen, zu bedenken, für den Umzug vorbereiten. Wir erfüllten alle Obliegenheiten halb unbewußt, als könne unser ganzes Wesen die große Wandlung nicht begreifen, die alle Sorge für uns selbst, die bis dahin, uns kaum bemerkbar, Vater getragen hatte, jetzt auf unsere eigenen Schultern lud. Nach und nach freilich lernten wir, uns in die neue Lage schicken, eines aber kann ich auch heute noch nicht und werde es nie verstehen: daß so viel treue starke Liebe, die eines Menschen Brust geborgen, die unser Vater für uns gehegt

hatte, aus der Welt spurlos verschwinden konnte. Das Größte und Edelste, das der Mensch fühlen und beweisen kann, die Liebe, nicht einmal das ist unsterblich. Armes, zum Erbarmen armes Menschentum!

Es ist so freudelos, immer wieder darüber grübeln zu müssen und so zwecklos dazu. —

Dann kam der Abschiedstag, das Scheiden von Haus und Hof und den vielen Menschen, die uns und die wir lieb gewonnen hatten. Still, still! Nicht mehr daran denken. Das alles ist unwiederbringlich dahin.

Und ich habe mich auch schon ganz leidlich an das Leben in der großen Stadt unter den vielen fremden Menschen, an das Wohnen in dem hohen Steinkasten gewöhnt. Was bleibt mir auch anderes übrig? Sogar an die schulmeisterlichen Handwerker im Seminar gewöhne ich mich. Es geht alles vorüber! Ostern mache ich mein Schlußexamen, dann bin ich die Bande los. Immerhin gibt es Millionen, denen es schlechter geht als uns. Wir wohnen licht und freundlich. Wegen der vielen Möbel mußten wir eine größere Wohnung nehmen, sechs Zimmer, denn wir wollten von den schönen erinnerungsreichen Stücken nichts verkaufen. Aber wir mußten wegen des hohen Mietpreises ein paar Zimmer abgeben. — Das war uns zuerst ein gräßlicher Gedanke, einen fremden Menschen in unserer Wohnung zu haben, aber es mußte eben sein und wir haben auch damit Glück gehabt. Doktor Götz, der neue Chefredakteur vom „Tageblatt", der größten hiesigen Zeitung ist zu uns gezogen, ein angenehmer Mensch, von dem wir nicht viel merken. Er hat drei Zimmer genommen, eins für seine große Bibliothek und als Vorzimmer, ein Wohn- und ein Schlafzimmer. Dafür gibt er uns siebzig Mark im Monat und bezahlt damit fast dreiviertel der ganzen Miete. So ist Mutter eine große Sorge los. Uns bleiben noch zwei große und ein kleines Zimmer und die sehr

geräumige helle Mädchenkammer, in der ich, nachdem sie hübsch freundlich tapeziert worden ist, mein Schlafquartier aufgeschlagen habe. Anna schläft mit Mutter zusammen. Ein Dienstmädchen halten wir uns nicht, nur eine Stundenfrau für die groben Arbeiten; das andere besorgen Anna und Mutter, und ich helfe auch, wenn mir das Seminar Zeit läßt.

Ach, das verwünschte Seminar! Morgen früh um acht Uhr geht die Plage wieder los. Darum: zu Bett! Ich will nur noch schreiben, warum ich das Tagebuch gerade heute angefangen habe. Ich war aufgeregt bis in das Mark und alle meine guten und bösen Regungen waren aufgewirbelt. Alles, was Vaters Tod uns genommen hat, kam mir wieder zum Bewußtsein, und daß wir armselige Kostgänger des Lebens geworden sind, die nicht mehr allein nach ihren Wünschen den Weg wählen dürfen, den sie gehen wollen, die der Not des Daseins und den Absichten anderer Menschen ein Lenkerrecht zugestehen müssen: meine Schwester Anna soll sich mit Vetter Johannes verloben und mir scheint, sie liebt ihn nicht. —

27. September.

Ich habe die Geschichte ja schon lange kommen sehen. Immer wenn wir bei Onkel Oberpfarrer waren — oft war's ja nicht, denn er ist nicht sehr für Gastfreundschaft — war Johannes höllisch hinter Anna her. Und das wundert mich auch nicht, denn sie ist ein sehr hübsches, stattliches Mädchen mit einem feinen Gesichtsoval, einer schlanken, ebenmäßigen, weichlinigen Figur, frischen Farben, blonden Haaren und dunkelgrauen, großen Augen. Johannes war oft geradezu weltlich liebenswürdig zu ihr, augenscheinlich nicht sehr zur Zufriedenheit seines Vaters, dem Annas Elftausend für seine Perle von Sohn wohl nicht genug sind. Nächst der reinen Lehre ist den Herren Positiven der reine, möglichst volltönige Goldklang das liebste. Das

habe ich immer gefunden. Anna schien sich nicht besonders viel aus Johannes zu machen, und mein Geschmack wäre er auch nicht mit seinem strähnigen, staubblonden Haar, seinem farblosen Gesicht, seiner schlappen Haltung und seiner geschmalzten Sprechweise. Wenn er redet, habe ich die Vorstellung eines mit gelbem Vaseline ausgestrichenen Mundes. Aber ein gutes Herz soll er haben, das sagen alle Leute, und er soll nicht widersprechen können. Das wäre ja für seine künftige Frau sehr angenehm. Ich traue aber dem Frieden nicht. Wenn man in seinem Leben so ungefähr fünfundzwanzig Pfarrhäuser kennen gelernt hat, ist einem manches diesen Heimstätten Gemeinsame aufgefallen. Das eine weiß ich: wenn so ein christlicher Priester sich seine gottgefällige Ehe einrichtet, tut er es meist nach dem alttestamentlichen Grundsatz: Er soll dein Herr sein! (1. Mos. 3, 16.)

Also, vorgestern Nachmittag war Tante Magdalene hier. Sie hat absolut nichts Magdalenenhaftes, ist dürr wie ein Zaunstecken, grau wie Scheuergras, gelb wie eine Eierpflaume, tugendhaft wie eine von den elf klugen Jungfrauen, (oder waren es nur sieben?) und fromm wie ein Anachoret. Nebenher ist sie die Schwester von Onkel Oberpfarrers christlichem Eheweib, also Mutters weitläufige Schwägerin. Tante Magdalene war also hier, um für den schüchternen Josef Johannes Stimmung zu machen. Sie hat etliches von seinem guten Charakter und seinem frommen Herzen gesprochen und daß er doch jetzt eine schöne Stelle habe und sicher eine gute Karriere machen werde. Das Kultusministerium hat ihm neulich die zweite Pfarrerstelle in Langenstedt, einem Landstädtchen von sechstausend Einwohnern, verliehen. Das ist ein ganz netter Anfang, und dazu sucht er sich nun seine Frau Pastorin. Tante Magdalene redete wie ein Schadchen von der treuen Liebe, die Johannes schon seit Jahren für Anna hege, von der

sicheren Zukunft, von dem herrlichen Beruf, den sie mit ihm teilen werde, dem behaglichen Pfarrhaus in Langenstedt, von dem großen Hühnerhof, der sich dort einrichten lasse, von den geringen Nahrungsmittelpreisen und der Bescheidenheit der Dienstboten in dem Ort.

Anna saß dabei und zerdrückte ab und zu eine Träne. Schließlich murmelte sie, ihr Herz sei sich noch nicht klar über seine Gefühle, und sie müsse sich noch einmal alles überlegen. Weiter war vorläufig nichts mit ihr anzufangen, und Tante Magdalene schlängelte sich deshalb langsam zur Tür hin. Dabei ließ sie noch höchst beherzigenswerte Worte fallen von einem Glück, das man nicht von der Hand weisen dürfe, und von vermögenslosen Mädchen, die nicht so wählerisch sein dürften, worauf ich mir nicht verkneifen konnte ganz unschuldig zu fragen:

„Warum hast du denn nicht einmal gewählt, Tante Magdalene, du warst doch auch arm?"

Da kam Leben in die alte Tugendschatulle, und sie schoß zur Tür hinaus. Wie gern hätte die „Ja" gesagt, wenn sie mal einer gefragt hätte. Ich bin überzeugt, sie hätte einen Orang-Utan genommen.

Gestern Nachmittag habe ich mir dann Anna vorgebunden.

„Liebst du Vetter Johannes?" habe ich gefragt.

„Ich weiß nicht," sagte sie.

„Menschenkind," habe ich gesagt, „du mußt doch wissen, ob dir brühsiedendheiß wird, wenn du an ihn denkst!"

Es wird ihr nicht brühsiedendheiß, das habe ich rausgekriegt. Ich hätte es mir auch nicht gut denken können bei dem Objekt. Dann habe ich gefragt:

„Liebst du einen anderen?"

„Nein," sagte sie, „von den Herren, die ich kenne, gefällt er mir im Wesen eigentlich am besten. Aber das Äußere meines Zukünftigen habe ich mir immer ganz anders gedacht."

vergiß nicht, daß ich dabei auch mitzureden habe. Dieser Fall ist doch ziemlich wichtig."

Vorhin traf ich Doktor Götz im Flur. Er redete mich an und fragte nach dem Brautpaar und ob die Liebe groß sei.

„Lauwarm und gottgefällig," antwortete ich.

„Das genügt Ihnen wohl nicht?" fragte er, und ich antwortete: „Mich geht's ja nichts an."

„Bei Ihnen muß es wohl mal mehr sein?" wollte er wissen.

Und ich sagte ihm: „Unter Weißglut tu ich es nicht."

Da lachte er und sagte: „So muß es sein," und ging weiter.

Jetzt sitzt er drüben in seinem Zimmer und spielt wie fast immer Beethoven. Und wie er ihn spielt! Leise schwingen die Töne zu mir herüber und über mich kommt Friede und Behaglichkeit. So war mir oft abends in unserem weiten stillen Wohnzimmer zumute, als Vater noch lebte und uns mit seiner weichen, klaren Stimme aus einer erhabenen Dichtung vorlas.

Aber seitdem wurde ein Grab geöffnet und geschlossen. —

16. Dezember.

Ein Tag wie der andere! Seit drei Monaten habe ich nichts in das Buch geschrieben. Es sollte mein Beichtstuhl sein, aber ich habe nichts zu bekennen. Nicht einmal zu einer Gedankensünde läßt mir die Vorbereitung auf das Examen Zeit. Ich kann doch nicht die guten und schlechten Noten, mit denen meine Arbeiten im Seminar ausgezeichnet werden, hier buchen, und sonst weiß ich nichts. Im März beginnt die große Schlußprüfung. Wenn's doch erst so weit wäre! Ich werde sicher gut abschneiden, denn ich bin außer im Englischen und Französischen die beste Schülerin, und in diesen beiden Fächern werde ich mich in dem Vierteljahr, das mir noch bleibt, auch noch hinauf büffeln.

Johannes ist seit dem 1. November in Langenstedt. Im

Januar soll die Hochzeit sein. Drüben in unserem Wohnzimmer ist alles weißes Leinen. Da wird unter Assistenz von zwei Nähmädchen bei Nähmaschinenklappern, Maßnehmen und Bügeln die Ausstattung hergestellt. Weil drüben so viel Lärm ist, arbeite ich jetzt mit Doktor Götz' Zustimmung oft in seinem Zimmer an Vaters großem Mahagonischreibtisch. Das ist gar traulich. Wie oft habe ich mit ihm daran gesessen.

27. Dezember.

Weihnachten ist wieder einmal vorüber, das zweite ohne Vater. Doktor Götz war ein paar Stunden bei uns. Er brachte uns Damen als Angebinde dichte Sträuße langstieliger Rosen. Sehr taktvoll! Übrigens müssen die in dieser Jahreszeit ein sündhaftes Geld gekostet haben. Im Laufe des Abends bot er uns wie schon früher einmal die Benutzung seiner Theaterplätze an. Das „Tageblatt" als die erste hiesige Zeitung hat nämlich in den beiden Theatern neben den Rezensentenplätzen auch noch zwei Sitze für den Chefredakteur. Mutter dankte für sich und Anna, sie hätten vorläufig zu viel mit der Ausstattung zu tun. Mir erlaubte sie das liebenswürdige Angebot dann und wann anzunehmen, wenn mich die Theaterbesuche so kurz vor dem Examen nicht zu sehr zerstreuten. Das glaube ich nicht. Ich meine im Gegenteil, ein ernster Kunstgenuß wird meinem armen von Studien und öden Repetitionen geplagten Hirn eine heilsame Erfrischung sein.

18. Januar 1897.

Am 14. Januar war Annas Hochzeit. Ein stilles Familienfest, nur sechzehn Personen, aber doch recht feierlich. Das junge Paar reiste abends ab. Ich war sehr wehmütig gestimmt, als

„Ich mir das von meinem auch, gute Anna," dachte ich mir innerlich, laut aber sagte ich:

„Auf das Äußere kommt es nicht so genau an bei einem Manne," und ärgerte mich gleich darauf über diesen Gemeinplatz, mit dem ich ihr doch zuredete. Sie schnappte auch gleich nach dem Köder und meinte:

„Das denke ich auch, und dann ist es doch eine Aussicht. Denk nur mal, wenn Mutter stürbe und die Pension fiele weg und wir beiden Mädchen ständen allein und könnten keinen Zimmerherrn nehmen, was sollte dann aus uns werden? Wir haben zusammen mit dem, was wir von Mutter zu erwarten haben, jede fünfzehntausend Mark. Damit kann man nicht viel anfangen."

„Menschenkind," rief ich, „mit fünfzehntausend Mark kann man sich Paris kaufen, wenn man es richtig anfängt!" Ich merkte aber doch, daß Tante Magdalenes praktische Ermahnungen gewirkt hatten und daß nicht mehr viel zu machen sei. Wozu auch? Vielleicht wird sie ganz glücklich oder doch wenigstens zufrieden. Sie war immer anders als ich. Am liebsten machte sie sich in der Wirtschaft zu schaffen oder saß bei der Mutter mit einer Handarbeit.

„Dann wirst du Johannes also dein Jawort geben?" fragte ich, und sie sagte:

„Ja. Sieh, er hat mich doch nun mal lieb, und ich denke mir es auch schön, meinen Mann bei der Seelsorge zu unterstützen und überhaupt im Amt, und Gott wird mir dann schon helfen, glücklich zu werden, wenn mir jetzt auch manches anders vorkommt, als ich es mir früher ausgemalt habe."

„Dann gratuliere ich dir herzlich zur Verlobung," sagte ich ihr nicht sehr herzlich. „Und wenn du deinen Mann ordentlich fütterst und seine Haare ab und zu ölst, und wenn ihm die Luft in Langenstedt gut bekommt, dann wirst du auch sicher noch mit seinem Äußeren zufrieden werden. Für geistig und seelisch an-

spruchlose Naturen ist die Hauptsache „Sattwerden", und dazu habt ihr Aussichten, schon wegen des großen Hühnerhofes."

Ich habe mich nachträglich aber doch gewundert, daß jemand so gottergeben sein kann, wenn es sich um das Schicksal des Herzens handelt.

Und schließlich habe ich mich auch noch geärgert und zwar über mich selbst, weil ich mich über die Härte des Schicksals entrüstet habe, das Anna in die Arme eines ungeliebten Mannes treibt, und weil ich in dieser Entrüstung das Tagebuch angefangen habe. Es gab ja gar keinen Grund, sich aufzuregen! —

Das Tagebuch wird aber trotzdem fortgesetzt.

29. September.

Als ich gestern Mittag aus dem Seminar nach Hause kam, hing ein richtiger Zylinderhut auf dem Vorsaal, und als ich in das Wohnzimmer trat, war die schönste Wasserpantomime im Gange. Anna und Johannes waren Brautleute geworden, und das erwünschte Ereignis wurde mit den üblichen Freudentränen begossen. Johannes benahm sich nach meinem Empfinden lahm. Er nahm sein Mädel nicht einmal fest ans Herz. Wenn mich mein Schatz bei der Verlobung nicht umarmt, daß mir die Rippen knacken, kündige ich ihm in der ersten Stunde die Freundschaft.

Abends war Verlobungsfeier bei Onkel Oberpfarrer. Tante Magdalene strahlte. Freilich, es ist ja zum Teil ihr Werk. Das Brautpaar benahm sich noch immer, als ob sie beide die Inschrift trügen: Anfassen verboten!

Beim Abendbrot ließ Onkel Oberpfarrer nach einer öligen Rede das Brautpaar hochleben. Natürlich war alles eine Fügung Gottes.

„Lieber Gott, wenn du mal für mich so was fügen willst,

vergiß nicht, daß ich dabei auch mitzureden habe. Dieser Fall ist doch ziemlich wichtig."

Vorhin traf ich Doktor Götz im Flur. Er redete mich an und fragte nach dem Brautpaar und ob die Liebe groß sei.

„Lauwarm und gottgefällig," antwortete ich.

„Das genügt Ihnen wohl nicht?" fragte er, und ich antwortete: „Mich geht's ja nichts an."

„Bei Ihnen muß es wohl mal mehr sein?" wollte er wissen.

Und ich sagte ihm: „Unter Weißglut tu ich es nicht."

Da lachte er und sagte: „So muß es sein," und ging weiter.

Jetzt sitzt er drüben in seinem Zimmer und spielt wie fast immer Beethoven. Und wie er ihn spielt! Leise schwingen die Töne zu mir herüber und über mich kommt Friede und Behaglichkeit. So war mir oft abends in unserem weiten stillen Wohnzimmer zumute, als Vater noch lebte und uns mit seiner weichen, klaren Stimme aus einer erhabenen Dichtung vorlas.

Aber seitdem wurde ein Grab geöffnet und geschlossen. —

16. Dezember.

Ein Tag wie der andere! Seit drei Monaten habe ich nichts in das Buch geschrieben. Es sollte mein Beichtstuhl sein, aber ich habe nichts zu bekennen. Nicht einmal zu einer Gedankensünde läßt mir die Vorbereitung auf das Examen Zeit. Ich kann doch nicht die guten und schlechten Noten, mit denen meine Arbeiten im Seminar ausgezeichnet werden, hier buchen, und sonst weiß ich nichts. Im März beginnt die große Schlußprüfung. Wenn's doch erst so weit wäre! Ich werde sicher gut abschneiden, denn ich bin außer im Englischen und Französischen die beste Schülerin, und in diesen beiden Fächern werde ich mich in dem Vierteljahr, das mir noch bleibt, auch noch hinauf büffeln.

Johannes ist seit dem 1. November in Langenstedt. Im

Januar soll die Hochzeit sein. Drüben in unserem Wohnzimmer ist alles weißes Leinen. Da wird unter Assistenz von zwei Nähmädchen bei Nähmaschinenklappern, Maßnehmen und Bügeln die Ausstattung hergestellt. Weil drüben so viel Lärm ist, arbeite ich jetzt mit Doktor Götz' Zustimmung oft in seinem Zimmer an Vaters großem Mahagonischreibtisch. Das ist gar traulich. Wie oft habe ich mit ihm daran gesessen.

27. Dezember.

Weihnachten ist wieder einmal vorüber, das zweite ohne Vater. Doktor Götz war ein paar Stunden bei uns. Er brachte uns Damen als Angebinde dichte Sträuße langstieliger Rosen. Sehr taktvoll! Übrigens müssen die in dieser Jahreszeit ein sündhaftes Geld gekostet haben. Im Laufe des Abends bot er uns wie schon früher einmal die Benutzung seiner Theaterplätze an. Das „Tageblatt" als die erste hiesige Zeitung hat nämlich in den beiden Theatern neben den Rezensentenplätzen auch noch zwei Sitze für den Chefredakteur. Mutter dankte für sich und Anna, sie hätten vorläufig zu viel mit der Ausstattung zu tun. Mir erlaubte sie das liebenswürdige Angebot dann und wann anzunehmen, wenn mich die Theaterbesuche so kurz vor dem Examen nicht zu sehr zerstreuten. Das glaube ich nicht. Ich meine im Gegenteil, ein ernster Kunstgenuß wird meinem armen von Studien und öden Repetitionen geplagten Hirn eine heilsame Erfrischung sein.

18. Januar 1897.

Am 14. Januar war Annas Hochzeit. Ein stilles Familienfest, nur sechzehn Personen, aber doch recht feierlich. Das junge Paar reiste abends ab. Ich war sehr wehmütig gestimmt, als

Anna von mir Abschied nahm. Mein Jugendgenoß, meine Spielgefährtin, mein einziges Geschwister ist von mir gegangen. Und mir ist die Trennung schwer geworden, so herzweh schwer. Geschwister sollten nicht voneinander gehen, sie werden einsam, wenn sie einander lassen. Es ist nicht das gleiche Blut allein, das sie stärker vereinigt, als alle anderen Bande, die Menschen knüpfen können. Die gemeinsamen Erlebnisse in der Heimat, die Erinnerung an Vaterhaus und Elternpaar, vereint getragener Schmerz, zusammen empfundene Freude ketten sie noch inniger aneinander. In der wunderreichsten Zeit des Lebens, in der Jugendzeit sind sie nebeneinander gegangen in Liebe und Streit, unter einem Dach, in derselben Lebensart, zusammen werdend und wachsend, eines das andere fördernd, eines mit dem anderen wetteifernd, eines um das andere bangend, sich freuend, entbehrend und alle zusammen sich teilend in den Frieden, in die Obhut des Vaterhauses, in die Liebe des Elternpaares. Geschwister sollten nicht voneinander gehen, und mein einziges hat es getan.

20. März.

Hurra! Das Examen ist vorüber und ich habe von allen Abiturientinnen das beste Zeugnis bekommen. Und dieses Glück kam nicht allein. Schon am Tage nach der Schlußprüfung erhielt ich den Antrag, in die hiesige höhere Töchterschule als Hülfslehrerin mit 800 Mark Anfangsgehalt einzutreten. Natürlich habe ich angenommen. So kann ich bei Mutter bleiben, und die 800 Mark sind ein schöner Ersatz für Annas 400 Mark Zinsen, die uns seit ihrer Verheiratung fehlen. Zeit war's wahrhaftig, daß das Examen kam, ich hatte mich schon ganz blöd gearbeitet. Aber jetzt werden mit Nachdruck und Hochgenuß Ferien gehalten bis zum Schulanfang nach Ostern, und ich will keinem Buch raten, mir in der nächsten Zeit vor die Augen zu kommen.

Ferien! Ferien! Wieviel Wohltat doch ein einziges kleines Wort enthalten kann.

12. Mai.

Seit drei Wochen bin ich wohlbestallte Hilfslehrerin der höheren Töchterschule und habe schon eine Unsumme von Weisheit an meine Schülerinnen verzapft, vom kleinen Einmaleins und dem ABC bis zur Zinseszinsrechnung und der Erklärung des Liedes von der Glocke. Und nebenher läuft noch manches andere in anderen Wissenschaften.

Von den Übungen im Seminar her war mir das Unterrichten nicht neu, ich habe mich also schnell in den Betrieb eingewöhnt, aber gar vielerlei wünsche ich mir anders, als ich es gefunden habe.

Gleich zu Anfang war ich stark enttäuscht. Ich hatte mir eine feierliche Aufnahme in das Lehrerkollegium ausgemalt und eine bedeutungsvolle Vorstellung in den Klassen, in denen ich Unterricht zu erteilen habe, aber nichts dergleichen ereignete sich. Am Tage des Semesterbeginns wanderte ich um sieben Uhr früh nach der Schule und meldete mich dort bei dem Direktor. Er ging nach ein paar oberflächlichen Begrüßungsworten mit mir nach dem Schulsaal, in dem das Lehrerkollegium und die Schülerinnen schon versammelt waren. Das Semester wurde mit einer kurzen Andacht begonnen. Als diese zu Ende war, stellte mich der Direktor, nachdem er vorher schon ganz formlos den Kollegen und Kolleginnen meinen Namen genannt hatte, den Mädchen vor mit den Worten: „Fräulein Soundso, unsere neue Lehrerin. Ich hoffe, ihr werdet ihr ebenso wie euren übrigen Lehrern und Lehrerinnen jederzeit mit Achtung und Gehorsam begegnen."

Ich hatte das Wörtchen „Liebe" in seiner Rede vermißt, denn ich war damals noch der Ansicht, sie müsse vor allen anderen Regungen Lehrer und Schüler verbinden. Seitdem habe ich

erfahren, daß das eine durchaus falsche Anschauung war. Hier wirbt kein Mensch um die Zuneigung seiner Schülerinnen. Alle sind sie zufrieden, wenn sie gefürchtet werden. Und auch die größere Zahl der Kinder will nicht geliebt sein. Sie sind froh, wenn sie mit dem Lehrer und auch der Lehrerin im Guten und im Bösen nicht mehr zu tun haben als absolut nötig ist. Wohl habe ich immer noch den Ehrgeiz, mir in den Herzen meiner Kleinen und Großen ein Plätzchen zu erobern, aber sie machen mir das recht schwer. Von den Kleinen gelingt es noch bei einer oder der andern, aber die großen Mädchen, die in den oberen Klassen und in der Selekta sitzen, sind ganz unzugänglich. Viele von ihnen sind die Töchter sehr wohlhabender Leute, sie sind blasiert durch das luxuriöse und gesellschaftliche Leben in ihren Elternhäusern, durch Badereisen und Sportfahrten, und ihnen gilt eine arme Lehrerin nicht besonders viel. Einige lassen es sich deutlich anmerken, daß sie sich mehr zu sein dünken als die Schulmeisterin.

Nach der Andacht begann ich damals vor drei Wochen meine Tätigkeit mit einer Stunde biblischer Geschichte bei den ganz Kleinen. Der Direktor brachte mich in die Klasse und blieb, als ich angefangen hatte, noch ein Viertelstündchen, um zuzuhören. In den verflossenen Wochen habe ich dann oft die hohe Ehre seines Besuches in meinen Unterrichtsstunden erfahren. Und er hat alle Augenblicke etwas an meiner Methode auszusetzen, ohne daß ich ihm recht geben könnte oder mich nach seiner Anweisung richten möchte. Neulich war er bei mir in der Selekta, wo ich Geschichte lehre und jetzt den Siebenjährigen Krieg behandle. Ich war eben bei der Schlacht von Roßbach, und das Thema riß mich so hin, daß ich den Mädchen mit Feuer und Humor diesen fröhlichsten Sieg des großen Königs erzählte. Nach der Stunde nahm mich der Direktor beiseite und sagte mit wichtiger Miene:

„Liebes Fräulein, mehr Ruhe im Vortrag, keine Leidenschaft, keine Witze. Sie verwirren die jungen Köpfe. Bringen Sie Tatsachen und Zahlen! Die Schülerinnen sollen positives Wissen sammeln, aber nicht Anekdoten erzählen lernen."

Da hatte ich mein Fett, aber was will ich machen!? Er ist der Vorgesetzte, er hat mir vorzuschreiben, und ich muß nachschreiben, so schwer es mir auch manchmal fällt. Denn es macht mir große Freude, die Aufmerksamkeit der Kinder durch lebendigen Vortrag ganz zu gewinnen, und ich weiß, daß der Lehrstoff viel fester im Gedächtnis sitzt, wenn die Schülerinnen mit Begeisterung dabei gewesen sind. Es gelingt mir oft in den Literatur- und Geschichtsstunden bei den größeren Mädchen, sie vollständig zu fesseln, sie ganz in meinen Bann zu bringen, daß ihre Augen leuchten und sie kaum zu atmen wagen. Ich fühle sie mir dann ganz unterworfen und benutze diese seltenen Augenblicke, um ein gutes Wort, eine kräftige Lehre in ihre empfänglichen Seelen zu senken. Und dabei ist mir zumute, wie es einem Künstler sein mag, der die seinem Werke lauschende Menge unter die Macht seines Genius' beugt. Lehren und Erziehen ist auch eine Kunst.

In meinen Schulnöten sind mir die Theaterbesuche, die ich Doktor Götz verdanke, ein rechtes Seelenlabsal. Ich gehe sehr häufig hin, und Doktor Götz ist oft auch da, und er, der so viel gesehen hat, leitet mich an, erklärt mir, macht mich aufmerksam, lehrt mich verstehen. Dann sitze ich und höre und sehe mit bedürftigem Herzen und hungriger Seele, und es ist mir nach der Öde der ABC- und Einmaleins-Stunden, als finge mir am Tage das Leben erst an, wenn der Vorhang sich hebt.

11. September.

Seit reichlich einer Woche hat die Winterspielzeit im Stadttheater begonnen. Ich war ein paarmal in der Oper, zuletzt gestern

in Aida. Hinterher hatte ich ein kleines Erlebnis, ein Erlebnis mit mir selbst.

Doktor Götz war nach dem ersten Akt gekommen und blieb bis zum Schlusse. Im zweiten Akt wurde ein großes Ballett getanzt, wahrscheinlich sollte es einen Siegestanz vorstellen. Unsere erste Tänzerin hatte eine Solopartie darin und trat als Ägypterin frisiert auf, das heißt, sie hatte ihren ganzen Leib in ein hellbraunes Trikot gesteckt und nur um die Hüften einen schurzartigen Gürtel aus Goldplatten und Perlen geschlungen. Das Trikot verhüllte nichts. Bis auf den Hüftgürtel stand das Mädel da, wie es Gott geschaffen hat. Brüste, Arme, Schenkel, Waden waren so deutlich mit dem ganzen Spiel der Muskulatur zu sehen, als ob die Tänzerin nackt wäre, und wahrhaftig! es war ein Anblick für raffinierte Schönheitsgourmets, so wundervoll ist das Weib gewachsen, wenigstens sein Oberkörper. Die Beine könnten eine Idee länger sein. Ich hätte sie mit Blicken in mich aufsaugen und ihr Bild meinem inneren Auge vorstellen und aufbewahren mögen, und trotzdem genierte ich mich ein wenig vor Doktor Götz, der diese Geschlechtsschwester auch so ganz nackt sah. Als er mich noch dazu um das Opernglas bat und damit lange nach der Bühne schaute, wurde ich ganz unruhig.

Nach der Vorstellung begleitete mich Doktor Götz nach Hause. Wir sprachen unterwegs allerlei über die Vorstellung, und der meinte schließlich: „Das schönste vom ganzen Abend war unsere Prima Ballerina."

Ich sagte: „Meinen Sie nicht, sie hätte sich ein bißchen weniger sparsam anziehen sollen?"

„Im Gegenteil," antwortete er, „sie hätte den dummen Gürtel und die albernen Perlen auch noch weglassen sollen."

„Aber Herr Doktor," rief ich mit gelinder Entrüstung.

Er lachte halblaut vor sich hin und sagte: „Erschreckt Sie das? Und halten Sie mich jetzt für einen Vokativus? Glauben

Sie mir, ich habe diesem halbnackten Weibe gegenüber wahrscheinlich reiner empfunden als Sie. Gestehen Sie, daß Sie zeitweilig nur die Nacktheit sahen und an ihre Wirkung auf die Sinne dachten, und daß Sie sich in diesem Gedanken vor mir und für sich selbst geschämt haben."

Ich konnte ihm nicht widersprechen, wenn ich nicht unwahr sein wollte, und so schwieg ich lieber ganz. Er fuhr auch rasch fort:

„Ich habe nur die lebendige Schönheit gesehen und der Mutter Natur gedankt, daß sie so herrliche Schöpfungen immer wieder hervorbringt, daß wir Menschenschönheit nicht nur in Statuen und Bildern kennen zu lernen brauchen. Ich habe mich gefreut, daß solches Ebenmaß der Glieder, solche Harmonie der Bewegungen, solche Vollkommenheit der Formen, solche Klarheit der Linien in einem einzigen Körper vereint sein kann, daß wir das Wunder sehen und uns an ihm erbauen dürfen, daß der makellos schöne Mensch nicht nur ein Künstlertraum, sondern eine immer wiederkehrende Tat der ewig jungen Natur ist."

„Aber daß eine Frau sich so ausstellen mag, verstehe ich nicht," warf ich ein.

„Gott sei Dank, daß es solche gibt," entgegnete er freudig. „Und die es tun, brauchen nicht zu fürchten, daß ein rein empfindender Mensch sie durch einen unlauteren Gedanken beleidigt. An dem Gesindel, das anders fühlt, liegt ja nichts. Schade, daß ich nicht mehr kritisiere. Ich würde sonst unserem wackeren Fräulein N..... morgen einen Dithyrambus widmen und ihr danken, daß sie mir heute Abend ein Stück vom Wunderland der Schönheit gezeigt hat. Was haben wir denn sonst vom Leben!"

Da waren wir am Haustor und gingen nach oben. Als ich bei meinem späten Abendbrot saß, hatte ich Zeit, über Doktor Götz' Worte nachzudenken. Und ich glaube, ich habe gestern viel von ihm gelernt. Vor allem, daß es eine Priesterschaft der Schön-

heit gibt, daß es eine sittliche Aufgabe sein kann, Menschen, die in Reinheit die Schönheit suchen und empfinden wollen, durch die Enthüllung des eigenen Körpers sie finden und genießen zu lassen.

Es riß an mir und quälte mich, zu erfahren, ob auch ich zu solcher Priesterschaft fähig sei, und ich schlüpfte so bald als möglich hinüber in mein Schlafkämmerchen. Dort zog ich mich vor dem hohen Spiegel ganz nackt aus und prüfte mich. Meine Brüste sind noch ein wenig zu zart, meine Arme und Beine nicht voll genug, alles Folgen des letzten arbeitsreichen und bewegungsarmen Jahres. Aber wenn das einmal erreicht ist, werde ich im Körperbau schöner sein, als die Tänzerin aus der Aida, denn das Verhältnis meines unteren Körperteils zum Oberkörper ist glücklicher als bei ihr. Ich bin gerade um das ihr fehlende kleine Stück langbeiniger als sie. Wie ich mich noch so anschaute, rann mir plötzlich ein Schauer über die Glieder, und ich erbebte, und gleich darauf fühlte ich es mir heiß in die Wangen steigen: wahrhaftig, ich törichtes Mädel schämte mich vor mir selber. Schnell hab ich dann mein Nachthemd übergeworfen, bin ins Bett gekrochen und hab das Licht ausgelöscht.

Heute früh hab ich mich selber ausgelacht. Die ganze kindische Schönheitsprobe hat doch gar keinen Zweck. Ich werde wahrscheinlich niemals die Gelegenheit haben, durch meine Schönheit die Menschen zu erbauen, und wenn ich sie wirklich mal hätte, würde ich sie wahrscheinlich vor lauter Scham — oder sagt man hier besser Prüderie — nicht benutzen. Aber ich freue mich doch, daß auch ich ein schönes Geschöpf bin, und ich bin Doktor Götz dankbar, daß er mich unbewußt veranlaßt hat, dessen gewiß zu werden.

13. September.

Heute ist mein Geburtstag, und zwanzig Jahre bin ich alt geworden. Das ist wenig und viel: wenig, wenn man schon in

Amt und Würden ist als Hilfslehrerin an einer städtischen Schule, und viel, wenn man genau weiß, daß man es nicht viel weiter bringen kann als bis zur ständigen Lehrerin mit Pensionsberechtigung, oder bei sehr tugendhaftem, unterwürfigem Lebenswandel höchstens bis zur Oberlehrerin.

Früher, als Vater noch lebte, war der Tag ein Fest. Da war ich vom Morgen bis zum Abend die Hauptperson im Hause, und Vater und Mutter umgaben mich mit noch zärtlicherer Liebe als an anderen Tagen. Es schien mir immer, als wollten sie mir ihre Freude zeigen, weil ich an diesem Tag vor so und so viel Jahren zu ihnen auf die Welt gekommen war. Das war doch nicht mein Verdienst! Ich erkannte das schon früh und war den Eltern deshalb für ihre Liebe um so dankbarer.

Anders als sonst war heute meine Geburtstagsfeier. Der Tag ging mir in Arbeit fast ganz auf. Früh morgens um sieben Uhr begann die Schule und dauerte mit einer Unterbrechung von zwei Mittagsstunden bis nachmittags um vier Uhr.

Mutter war lieb wie sonst und hatte mir einen reichen Geburtstagstisch aufgebaut, das meiste Arbeiten ihrer klugen Hände, und alles Dinge, die ich gut und notwendig gebrauchen kann. Doktor Götz hatte einen mächtigen Rosenstrauß geschickt. Möchte wissen, woher er meinen Geburtstag erfahren hat. Mutter hat ihm nichts gesagt. Vielleicht hat er ihn sich vom vorigen Jahr her gemerkt. Da war es recht lebendig zugegangen, denn im Laufe des Nachmittags waren viele Mitschülerinnen vom Seminar zum Gratulieren gekommen. Möglich, daß ihm das aufgefallen war. Heute wäre ich gern mit Mutter allein geblieben und hätte mit ihr still und behaglich gefeiert, aber natürlich verdarb uns die zärtliche Verwandtschaft diese Hoffnung. Kaum hatte Mutter den Festkaffee aufgegossen, da erschienen, als ob sie den Mokkaduft gerochen hätten, Tante Oberpfarrer und Tante Magdalene, und sofort war es aus mit der Behaglichkeit.

Tante Oberpfarrer brachte mir als Angebinde „Gottes reichsten Segen", der ihr eben so wenig gekostet hat wie dem alten Herrgott, und Tante Magdalene schenkte mir ein frommes Andachtbuch, das sie sicher einmal in der Wohltätigkeitslotterie des „Vereins zu Rat und Tat" gewonnen hat, und in dem ich sicher niemals lesen werde. Nachdem sie mich so fürstlich beschenkt hatten, setzten sie sich an den Kaffeetisch und richteten fürchterliche Verwüstungen auf den Kuchenplatten an. Jedenfalls hat die eine den „reichen Gottessegen", die andere das Andachtenbuch reichlich abgefressen.

Zu meinem großen Mißvergnügen wurde auch Doktor Götz' Geburtstagsgruß besprochen. Tante Magdalene steckte ihre lange, spitze Altjungfernnase wie einen Rüssel in die Rosen und blickte mich darüber hinweg verschmitzt und freundlich an. Tante Oberpfarrer machte ein Gesicht, wie ein Kaninchen, das niesen muß, und meinte mit sauersüßer Grimasse:

„Ach, von Herrn Doktor Götz? Schau, schau! Wieviel Lebensart er doch hat. Er ist zwar liberal, aber man hört sonst nichts Nachteiliges über ihn. Ich glaube, wenn er durch eine Heirat in bessere Gesellschaft eingeführt würde, bekäme er auch bald andere Anschauungen. Und dann: er soll einen Gehalt haben, wie unser Oberbürgermeister. Und rote Rosen, lauter rote Rosen! Liebes Kind, denke nur.....!"

Sie sprach nicht aus, was ich denken solle, und das war ihr Glück. Denn mir war bei dieser Unterhaltung sehr explosiv zumute. Es war auch nicht nötig, daß sie weiter salbaderte, ebensowenig, wie ich eine Erklärung zu Tante Magdalenes verschmitztem Lächeln und sanftem Tätscheln auf meine Wangen brauchte. Diese Weiber sind zu erbärmliche kupplerische Vetteln! Gott verzeihe mir, daß ich das sagen muß, denn sie sind meine lieben Verwandten. Aber ich kann nicht anders. Jeder Mann, der in ihren Gesichtskreis kommt, wird darauf geprüft, ob er eine

passende Partie für eines der Mädchen ihrer Bekanntschaft sein könnte. Aber nur nach der finanziellen und höchstens noch nach der sozialen Verfassung hin. Alle anderen Bedenken, ob Charakter, Geist und Gemüt zusammen passen, sind ihnen vollständig gleichgiltig. So verhalten sich so ziemlich alle Mütter und Tanten in dieser Gesellschaftsschicht. Und die jungen Mädchen in diesen Beamtenkreisen und Bürgerhäusern sind ebensolche Kanaillen. Sie „lieben" alle wie auf Kommando den Mann, der um sie anhält, vom Augenblick der Werbung an, wenn sie ihn auch gestern noch, als er sich um eine Freundin und Rivalin zu bemühen schien, für das größte Scheusal der Stadt erklärten. Eine saubere Sorte von Menschen wird in diesen Ständen groß gezogen!

Ich weiß, daß Doktor Götz gern in meiner Gesellschaft ist, das ist vorläufig wohl alles, was er mit meiner Person zu tun hat. Aber selbst wenn er mich liebte, wenn er mir einen Antrag machte, ich würde trotz des Oberbürgermeistergehalts „Nein" sagen müssen, denn ich liebe ihn nicht. Und wenn ich ihm nicht Liebe schenken kann für seine Liebe und die Sorge um mein ganzes Leben, was dann? Meinen Leib? Mag sein, daß er an dem eine Weile Freude hätte, wenn ich es über mich gewänne, ihn einem ungeliebten Manne hinzugeben. Aber was wäre das Großes? Einen Mann von seiner Empfindungstiefe und seinem Ernst der Lebensauffassung wird niemals wie so manchen oberflächlicheren Menschen das Sinnenbegehren eines bestimmten Frauenleibes, den er nicht anders besitzen kann, in die Ehe locken, er wird sich vor allem die Gefährtin seiner Gedanken, Zweifel, Gewißheiten, Arbeiten, Hoffnungen gewinnen wollen. Leiber, die sich ihm mit Bereitwilligkeit und Wollust hingeben, findet er, wenn er will, sicher genug, ohne sich viel bemühen zu müssen. Er hätte an ihnen mehr als an meinem, der ihm nur widerwillig diente, wenn ich ohne Liebe sein Weib würde.

24. September.

Semesterschluß, verbunden mit mündlichen und schriftlichen Prüfungen. Nutzlose Quälerei für Lehrer und Schüler! Und nun vollends für Mädchen! Neunzig Prozent der Bande denken doch nur an Putz und Tand und Tanz und Sekundaner. Fünf Prozent sind wissenschaftliche Gourmands, arme Dinger, die um des späteren Erwerbes willen lernen, die den Lehrstoff einfach hineinfressen ohne viel Lust daran und Genuß davon zu haben. Nur die übrigen fünf Prozent sind Gourmets, die mit wirklichem Vergnügen arbeiten, die den Geist der fremden Sprachen aufstöbern, die feine Harmonie der Naturwissenschaften empfinden, den Sinn der Geschichte begreifen und die Größe der literarischen Schöpfungen auf sich wirken lassen. So ist es bei den Mädchen, und Doktor Götz sagt, bei den Jungen und Jünglingen sei es nicht viel anders. Auf das Examen losbüffeln und damit die Berechtigung für die Universität oder ein Staatsamt erringen sei die Hauptsache. Ob das Eingebüffelte verdaut und später für das Leben nützlich gemacht werden könne sei den meisten gleichgiltig. Na, mich geht's ja nichts an.

Ich bin wirklich hochnotpeinlich auf Herz und Nieren geprüft worden. In vier verschiedenen Fächern: Geschichte, Rechnen, Literaturgeschichte und Französisch, habe ich mich vor dem Herrn Schulinspektor, der den Prüfungen beiwohnte, produzieren müssen. Erst war mir recht bänglich zumute, aber dann habe ich frisch drauf los examiniert, als ob ich mit meiner Klasse allein im Saale wäre. Und besonders habe ich mich um meines Herrn Direktors pädagogische Unterweisungen nicht gekümmert, sondern das getan, was ich für richtig und gut hielt. Als Resultat konnte ich von dem Herrn Schulinspektor ein warmes Lob einheimsen, das er mir vor versammeltem Kollegium erteilte. Er habe in meiner Art zu unterrichten eine erfreuliche Frische,

ein bemerkenswertes Geschick, die Kinder zu fesseln und für den Lehrstoff zu erwärmen, feststellen können, sagte mir der Gewaltige, und empfahl mir, so weiter zu arbeiten. Der Direktor stand mit süßsaurem Lächeln dabei. Jetzt habe ich eine Waffe und einen Bundesgenossen gegen ihn, wenn er wieder an meiner Art, Schule zu halten, herumnörgelt.

Die Hauptsache ist, daß ich jetzt vierzehn Tage Ferien habe, die ich eifrig mit Spazierengehen und Theaterbesuchen ausfüllen werde.

10. Oktober.

Aus den Theaterbesuchen ist nichts geworden, um so mehr aus dem Spazierengehen. Am Vormittag nach dem Schulschluß kam meine Schülerin Gerda von Dresbach mit ihrer Mutter zu mir, und beide baten mich, über die Ferien auf ihr Gut zu kommen, das nur eine Stunde Bahnfahrt von hier entfernt liegt. Die Kleine ist schwach im Französischen. Sie und ihre Mutter meinten, ich solle während der Ferien tüchtig Konversation mit ihr üben.

Ich hatte nicht viel Lust, aber Mutter und Tante Magdalene, die gerade bei uns war, und die sich vor der Frau Baronin in Ehrfurcht wie eine Ligusterraupe bog und krümmte, redeten mir zu. Tante Magdalene murmelte sogar von „hoher Ehre". Schließlich habe ich nachgegeben, und ich habe es auch nicht bereuen müssen. Ich durfte vierzehn Tage lang nach Herzenslust durch Feld und Wald streifen und konnte mir zu jeder Stunde des Tages die Lungen voll frischer herber Herbstluft füllen. Und habe wieder einmal das starke Leben der Menschen gesehen, die den Acker bestellen und den Wald pflegen.

Freilich — das war außerhalb des Herrenhauses. Innerhalb wohnten Hofton und Treibhausluft. Besonders als später das Haus voller Gäste war. Aber das war auch recht unterhaltend

und lehrreich, und ich habe sonderbare Leute dabei kennen gelernt.

Kaum war die Hasenjagd aufgegangen, da stellten sich fünf Ehepaare ein, lauter Barone und Baronessen, Grafen und Gräfinnen, und jedes einzelne Paar war eine mehr oder weniger ähnliche Ausgabe des Herrn und der Frau von Dresbach. Nur ein Paar bildete eine Ausnahme, und zwar im weiblichen Teil eine amüsante, im männlichen eine wohltuende: Die Freifrau und der Freiherr von Sengnitz-Altdorf. Er ein reifer, stattlicher Mann, mit kühnem klugen Soldatengesicht, mit großer Bestimmtheit im ganzen Wesen und fast finsterem Ernst in den Augen und auf der Stirn; sie eine orientalisch reich geputzte dicke, watschelnde, geräuschvolle Tochter Judas mit Anflug von Asthma und starken Ansprüchen. Er behandelte mich ziemlich mitmenschenähnlich; was ich aber sonst in diesen Tagen an huldvoller Hoheit und Herablassung über mich habe ergehen lassen müssen, daran kann ich mich mein Leben lang erwärmen.

Dieser Freiherr von Sengnitz hielt sich viel abseits von der übrigen Gesellschaft. Die anderen behandelten ihn trotzdem sehr respektvoll, entweder weil er, wie mir Gerda erzählte, aus einem alten, sehr vornehmen Hause stammt und den höchsten militärischen Rang unter ihnen einnahm, — er ist, obgleich erst vierzig, kürzlich Major geworden — oder weil sie Ehrfurcht vor den drei bis vier sicher angelegten Millionen seiner Frau hatten. Diese Frau ist — wie mir scheinen wollte — der Grund seines Ernstes. Ihre Großeltern sollen in Galizien noch mit dem Bandelkasten umhergezogen sein, ihre Eltern als kleine Geldwechsler angefangen haben, was ich durchaus nicht für einen Makel halten kann. Jedenfalls müssen Großeltern und Eltern sehr kluge und fleißige sparsame Leute gewesen sein, wenn sie, die anfänglich selbst nichts besaßen, die Enkelin und Tochter als drei- bis vierfache Millionärin in diesem Jammertal zurücklassen konnten.

Sie trug jedenfalls nicht schwer an der gesellschaftlichen Bedeutungslosigkeit ihrer Vorfahren. Sie verstand es, sich in dieser hochfeudalen Gesellschaft glänzend in Szene zu setzen. Wirklich in Szene zu setzen, und zwar in den paar Tagen mit einem Aufwand von Dekorationen, also Toilletten und Brillanten, der in dieser gewiß geschmackvoll und elegant, aber doch nicht herausfordernd und ewig wechselnd gekleideten Damengesellschaft eigentlich etwas peinlich wirkte. Und so war es auch sonst. Bei Tisch beherrschte sie die Unterhaltung, erzählte von den berühmten Dichtern, Malern und Musikern, mit denen sie kürzlich zusammengetroffen war, von den vornehmen Häusern, in denen sie zu Gast war, von den Reisen und Badekuren, die sie jüngst unternommen hatte und dergleichen mehr. Hinter ihrem erheblich breiten Rücken wurden genug spitze Worte über sie gesprochen, ins Angesicht waren aber alle Liebe und Freundschaft zu ihr. Sie schien übrigens zu wissen, daß sie nicht besonders geliebt sei. Manchmal, wenn sie zu den anderen trat, hatte sie einen so überlegen spöttischen Ausdruck im Gesicht, als wolle sie sagen: wieder mal über mich geklatscht? Macht nichts! Ich ärgere euch dafür!

Eigentlich imponiert mir die Energie und das Zielbewußtsein, mit dem sich dieses fremde Element in unsere alte feudale Gesellschaft drängt; ich meine aber, es könnte mit mehr Geschmack und Vornehmheit geschehen.

Gerda hat mir erzählt, der Zweig der Sengnitz-Altdorf, zu dem dieser Freiherr gehört, sei arg verschuldet und das Familiengut, ein großer Besitz irgendwo in Ostelbien, sei so mit Hypotheken belastet gewesen, daß ihnen kaum noch ein Baum im Walde oder ein Halm auf dem Felde gehörte, und daß die Zwangsversteigerung dicht vor dem Tore gestanden habe. Da habe im letzten Augenblick der Freiherr, der damals in Berlin bei der Garde stand, die bereits etwas angejahrte Tochter eines unsinnig reichen jüdischen Handelsherrn geheiratet, der bis dahin kein

Freier vornehm genug gewesen sei, und so sei den Sengnitz-Altdorf ihr Familienbesitz erhalten worden und das Judenfräulein sei zur Freifrau avanciert.

Eine sehr alltägliche Geschichte also, die schon hundertmal vorgekommen ist. In dem Fall Sengnitz scheint die Retterin mit dem Geschäft mehr zufrieden zu sein, als der Gerettete, denn sie ist immer gleichmäßig vergnügt, er immer gleichmäßig ernst. Übrigens könnte er sich langsam an ihre Eigenart gewöhnt haben, denn sie sind mindestens schon seit zwölf Jahren verheiratet.

Ich habe mich mit ihm über alles mögliche unterhalten. Er hat viel erlebt und gesehen. Auch durch Wald und Feld sind wir manchmal mit ihm gestreift, Gerda und ich, wenn er allein auf die Jagd ging. Viel Wild haben wir allerdings von diesen Gängen nicht mit heimgebracht. Wir hatten da besseres zu tun, als arme Hasen totzuschießen.

Wundervoll war es auf diesen Wanderungen durch die Landschaft, wenn wir an frischen nebeldichten Herbstmorgen auszogen und die silbergrauen Schwaden nahe um uns wallten und dem Auge nur über einen engen Raum zu schweifen gestatteten. Aber das Ohr bekam dafür um so mehr zu merken: Peitschenknall schallte hell von den Feldern herüber, auf denen gepflügt wurde, dazu das antreibende Rufen der Knechte, ein paar abgerissene Sangestöne, das Knirschen der Pflugschar, die über Steine schurrte, das Rupfen der Egge, die Wurzelballen zerriß, das Brüllen der Zugstiere, das Wiehern der Pferde. Und aus der Luft über uns fiel der Schrei der Krähen hart auf uns nieder, schallte hell das Flügelklatschen der Feldtauben, klang traulich das Zwitschern der ziehenden Goldammern. Und wenn wir unter Bäumen hingingen, hörten wir leises Tropfenrieseln, das der feuchte Nebel über die dürren Herbstblätter gleiten ließ, und das feine Zirpen der fleißigen kleinen Meisen. Vom Dorfe herauf kam zu allen den Lauten als eintönige Begleitung das ansteigende

und abschwellende Brummen der Dampfdreschmaschine. Im Walde aber war es so still wie zu Anfang der Welt, als die Tiere noch nicht erschaffen waren. Alle hielten sich scheu in ihren Verstecken und Lagern, wenn sie die Schritte der Menschen hörten; nur manchmal fuhr vom Hunde aufgestöbert ein Hase in holperichem Galopp über den Weg.

Wenn dann der Nebel sank und die rotgoldene Herbstsonne durch die feuchten Schleier brach und die braunen Wälder und grauen Felder wie Gold und Silber leuchteten, o Gott wie war das schön!

Warum kann ich das nicht immer haben? Es ist doch für alle Geschöpfe entstanden! So möchte ich leben alle Tage: mit dem Morgen hinaus in festen Schuhen und kurzem Rock, den Stock in der Hand, den Hund an der Seite, bei jedem Wetter. Im Frühling sehen wie alles entsteht, im Herbste schauen wie alles vergeht, im Winter spüren wie alles schläft. Ich aber muß in der Stadt in schmalen Gassen gehen, in engen Häusern wohnen und teilnahmelosen Geschöpfen die Schönheit der Welt aus trockenen Büchern vordozieren.

Gestern hat die Schule wieder begonnen. Welcher Unterschied zwischen vorgestern und heute! Ich darf nicht daran denken, sonst werfe ich die Bücher in die Ecke und werde Magd auf dem Lande. —

30. Oktober.

Aber Helene! Was hast du denn zuletzt geschrieben!? So schlimm ist es doch nicht in der Stadt! Für zehn Pfennige fährst du bis an die Grenze, von da aus gehst du noch ein Viertelstündchen und hast Feld und Wald, Stiere und Pferde, Krähen und Goldammern und echten Kuhmist.

Ja, ja, stimmt schon! Nur, alle Tage kann ich das nicht haben. Aber schließlich: man muß zufrieden sein. Wenn es keinen Wunsch

mehr zu wünschen gäbe, wären wir wohl erst recht unzufrieden. Ich bin nun einmal so ein Feld-, Wald- und Wiesennarr. Es ist ein Erbfehler oder Vorzug. Mein Vater war genau so. Es ist dumm, daß kein Rittergutsbesitzer oder Oberförster kommt und mich heiratet. Und wenn mal einer käme, wer weiß ob ich ihn nähme. Ich weiß halt nicht recht, was ich will, und daran ist mancherlei schuld. Vor allem anderen die Schule, die mir jeden Tag weniger gefällt.

Ich erlebe manches Unerfreuliche im Dienst. Seit den Michaelisprüfungen und der Anerkennung des Schulinspektors stehe ich im Kollegium noch einsamer. Im vorigen Halbjahr sahen mich die anderen noch nicht für voll an. Da war ich die Anfängerin, der Lehrling, der von den Meistern und Meisterinnen noch lernen mußte. Jetzt ist das anders, jetzt habe ich die Zufriedenheit der für uns allerhöchsten Stelle mir erworben. Und es ist natürlich ein unerhörter Vorgang, daß ein Neuling so ausgezeichnet wurde, während alte Oberlehrer und betagte Lehrdamen Nasen kriegten. Seitdem begegnet man mir mit Zurückhaltung, einige sogar, wie die teuere Kollegin Fink, mit Unfreundlichkeit. Die ganze Gesellschaft ist so eifersüchtig und neidisch. Keiner gönnt dem anderen den geringsten Erfolg im Unterricht, die kleinste Anerkennung der Vorgesetzten, jeder beobachtet jeden Kollegen mit scheelen Späherblicken. Sie stellen sich, als verachteten sie Lob und Belohnung, und doch verlangen sie alle nach einem anerkennenden Wort, wie der Hirsch nach frischem Wasser, oder vielmehr, sie warten darauf wie auf ein Wunder oder eine unverdiente Gnade, denn sie wissen ganz genau, daß ihr Schlendrian ihnen kein Recht darauf verleiht.

Ein Gutes hat das Lob des Schulinspektors doch für mich gehabt. Ich bin die Aufsicht und die Unterweisungen des Direktors los geworden. Das heißt, nicht ohne weiteres. Er kam vor etwa acht Tagen wieder einmal zu mir in die Klasse und fand meinen

Unterricht zu temperamentvoll und zu anstrengend für die Köpfe der Kinder. Ich sagte ihm, er sei ja dabei gewesen, als der Herr Schulinspektor meine Methode anerkannt und mir empfohlen habe, so wie bisher fortzufahren. Ich fände keinen Grund, diesen Rat nicht zu befolgen. Darauf sagte er:

„Für Sie ist zunächst einzig und allein meine Anordnung maßgebend."

„Gewiß: Zunächst und so lange keine höhere Instanz gesprochen hat."

„Tun Sie meinetwegen, was Sie für angebracht halten!" ranzte er mich an und stob davon.

Seitdem habe ich Ruhe vor ihm, fast zu viel. Ich scheine kaum noch für ihn zu existieren.

Schadet nichts und schafft mir kein Herzweh! Ich gewöhne mir jetzt glücklicherweise so langsam an, was die anderen schon glänzend 'raus haben: das Abschütteln. Wie der Pudel das Wasser abschüttelt, wenn er aus dem Fluß kommt, so klopfe ich mir den Schulstaub und alle Schulunannehmlichkeiten vom Rock sowie ich das Gebäude verlasse. Dann bin ich frei, und wie ich die Freiheit genieße!

Jetzt ist hier so viel Gelegenheit, zu schwärmen und zu schwelgen. Die Theater bringen neue Stücke, und das Schauspielhaus veranstaltet einen Ibsenzyklus. Was gibt es da alles zu hören, zu sehen, zu empfinden, zu suchen, zu bedenken. Wieviel Rätsel geben uns die Menschen auf, die der Dichter auf die Bühne schickt, welche davon löst er selbst, die Lösung wievieler überläßt er dir? Ich bin mit heißem Bemühen dabei, und oft empfinde ich Offenbarungen. Ich bereite mich immer gewissenhaft vor. Doktor Götz hat mir einführende Bücher geliehen, aber trotzdem bleibt sehr viel noch zu fragen, zu lernen, zu besprechen, wenn der Vorhang gefallen ist. Und wie oft liege ich nachts noch lange wach, und sinne und grüble und mühe mich, die letzten Regungen

der Menschen zu begreifen, die der Dichter vor mir verurteilte oder freisprach, und versuche auf den tiefsten Grund ihrer Seelen zu blicken. Gehe ich nach solchen Abenden und Nächten früh in die Schule, dann graut mir vor meinem seichten ABC-Geschäft, dann sehne ich mich, statt unaufmerksamer Kinder, Erkenntnis suchende, nach Wahrheit sehnsüchtige, um Erlösung ringende, Schönheit verlangende, Erbauung begehrende Menschen vor mir zu haben und ihnen von der Bühne herab mit dem Wort des Dichters ihre Wünsche zu erfüllen.

Das erscheint mir als die herrlichste Aufgabe der Welt, und ich beneide die Menschen, die ihr leben dürfen. Doktor Götz freilich kühlt mich immer schonungslos ab, wenn ich so schwärme. Er meint, dem Schauspieler sei es ganz gleichgültig, ob das, was er spiele, dem Publikum Erbauung und Erkenntnis bringe. Die Hauptsache sei ihm, daß es ihn vorteilhaft herausstelle, daß es eine Bombenrolle sei, die ihm Erfolg verspreche und ihn bemerkenswert über die anderen Darsteller heraushebe. Ob das Stück gut oder schlecht, tief oder seicht, eine erhabene Dichtung oder ein Sensationsschmarren ist, kümmere ihn keinen Augenblick, und aus der Veredelung des Publikums mache er sich keinen Deut. Er wolle Beifall hören, Lorbeeren ernten und möglichst viel Geld möglichst leicht verdienen. Ich habe ihm auf diese Rede heftig widersprochen, er aber sagte mir, ich verfiele in den Fehler der meisten unerfahrenen Leute, ich verwechsle den Schauspieler mit dem Dichter. Erst wenn ich durch längere Erfahrung und nähere Beobachtung erkannt haben würde, wie wenig sich der Darsteller aus dem Verfasser und seinem Werk macht, wenn es ihm keine dankbare Rolle gibt, wie er seine Person nur zu oft über beide stellt und ihren Worten und szenischen Absichten Gewalt antut durch Striche und selbst durch Zusätze, um sie seinem rein äußerlichen Erfolg dienstbar zu machen, erst dann werde ich erkennen, wie recht er habe.

Ich glaube, ich möchte das nie kennen lernen, denn es würde mir Enttäuschungen bereiten, und ich bin überzeugt, ich würde, wenn ich Schauspielerin wäre, nie vergessen, daß ich nur der Mundwalt des Dichters bin, bestellt, sein Werk in seinem Sinne auszulegen.

2. Dezember.

Mutter ist seit ein paar Tagen in Langenstedt. Dort ist mit pastoraler Pünktlichkeit der erste Sprößling angekommen. Also scheint das junge Paar doch ganz glücklich zu leben.

Bei mir waltet seit Mutters Abreise Tante Magdalene als Tugendwächterin, denn der Familienrat hielt es nicht für passend, daß ich während Mutters Abwesenheit mit Doktor Götz allein hause. Tante Oberpfarrer und Tante Magdalene gaben natürlich dabei den Ton an. Wem von uns beiden sie weniger trauten, mir oder Doktor Götz, konnte ich nicht ergründen, ich hätte aber überhaupt nicht für möglich gehalten, daß man uns mißtraue. Tante Oberpfarrer behauptete sogar, wir schienen schon sehr vertraut miteinander zu sein. Sie habe uns neulich im Theater beobachtet. Das ist Schwindel. Sie geht nie in das Theater, wie alle diese orthodoxen Pastorsleute, die aber trotzdem über die Sündhaftigkeit der Bühne zetern. Jedenfalls hat ihr irgend eine befreundete Klatschbase etwas erzählt. Wenn sie nicht gelogen hat, was aber sehr wahrscheinlich ist, kann sie ihr nichts Schlimmes gesagt haben, denn uns ist nichts vorzuwerfen. Tante Magdalene sprach im Familienrat mit züchtig niedergeschlagenen Augen. Was weiß denn diese lederne alte Jungfer überhaupt von den Beziehungen zwischen Mann und Weib? Die hat zeitlebens die Männer gewissermaßen nur von außen kennen gelernt. Diese alten Tugendpächterinnen empfinden so ruppig und niedrig. Sie denken viel eher daran, daß zwischen zwei jungen Leuten etwas Unerlaubtes vorkommen könnte, als diese selbst. Ich verstehe den Gedankengang dieser Leute nicht, kann ihre Beweg-

gründe, ihre Absichten nicht erkennen, denn aus reiner Liebe zur Tugend stehen sie doch nicht Wachtposten vor der Unschuld. Ich glaube beinahe, die Vorstellung, zwei Leute könnten ein bißchen zu zärtlich miteinander werden, erweckt lüsterne Regungen in ihnen, und sie beschäftigen sich deshalb damit. Vielleicht sind sie aber auch nur neidisch.

Das Mißtrauen der teueren Verwandten gegen Doktor Götz und mich hat aber doch sein Gutes gehabt: es hat mich veranlaßt, mir vor mir selbst Rechenschaft über meine Beziehungen zu ihm abzulegen und Seele und Sinne scharf unter die Lupe zu nehmen.

Das Ergebnis der Prüfung hat mich recht beruhigt. Gewiß ist mir Doktor Götz von allen Männern, die ich kenne, der angenehmste und liebste, und das ist schließlich kein Wunder, denn er unterscheidet sich nicht nur nach Frauenvorstellungen von echter reicher Männlichkeit vorteilhaft von vielen Geschlechtsgenossen. Sein umfassendes Wissen, sein tiefer Ernst der Lebensauffassung, seine verständnisvolle Duldsamkeit für die Mitmenschen, sein reifes, maßvolles Urteil über die Erscheinungen auf allen Gebieten des Lebens, seine vornehme reine Gesinnung und seine echte Begeisterung für alles Schöne und Große können nur von den Menschen verkannt werden, die ihn stets durch die Parteibrille anschauen. Zu seinen geistigen und herzlichen Vorzügen kommen noch die vollendeten Manieren und die gelassene Sicherheit eines Menschen, der in sich selbst vollständig abgeklärt ist und der sich viel in der besten Gesellschaft bewegt hat. Und schließlich ist auch seine äußere Erscheinung recht gut aufgefallen: hohe kräftige Figur, kluges Gesicht, graue tiefe Augen, volles dunkelblondes Haar und ebenso gefärbter Schnurrbart, klare Stirn. Nur die Nase ist ein bißchen schlecht weggekommen, die ist entschieden zu kurz geraten. Aber der Schnurrbart maskiert das ziemlich gut. Mein guter Doktor hat also eine Menge bedeutender und hübscher Eigenschaften, die einem Mädel wohl in die

Augen stechen können und die auch mir gefallen. Ich promeniere gern mit dem eleganten Mann in den Foyers der Theater und freue mich, wenn die Leute uns nachsehen. Aber bis zur Liebe ist noch ein großer Schritt. Ich würde sicher sehr traurig sein, und sehr einsam werden, wenn er heute von mir ginge. Ein guter Kamerad, ein kluger Lehrer und gewissenhafter Berater, dazu ein heiterer, unterhaltender Gesellschafter schiede mir mit ihm. Einen Freund verlöre ich, aber mehr auch nicht. Ich liebe ihn nicht mit der Weibesliebe, das weiß ich genau, und er mich nicht mit der Mannesliebe, dazu ist er in meiner Gesellschaft zu gleichmütig. Wozu denn auch? Es muß doch nicht immer gleich geliebt sein! Die Männlein und Weiblein haben viel mehr von einander und können viel netter, ehrlicher und intellektueller miteinander verkehren, wenn sie sich nicht lieben.

Ich kann mir den Austausch irgendwelcher Liebeshandlungen und Zärtlichkeitsäußerungen mit Doktor Götz beim besten Willen nicht vorstellen, ganz abgesehen davon, daß — ja, wie drücke ich das nun aus? ich will es einmal technologisch zu bezeichnen versuchen — also: ganz abgesehen davon, daß mir die Technik des menschlichen Liebeslebens überhaupt noch ziemlich unklar ist. Mein Gott, wenn man das noch nicht mitgemacht hat? — Ich kann mir diese mir noch dunkle Sache in Verbindung mit ihm nicht denken, nicht weil er mir zuwider ist, sondern weil ich innerhalb meines ganzen Gefühlslebens keinen Anstoß dazu finde.

Das eine ist mir jedenfalls klar geworden: ich bin nicht verliebt, weder in Doktor Götz noch in einen anderen Mann, und das ist immerhin eine Beruhigung für ein Mädchen.

13. Dezember.

Mir kommt es vor, als würde ich immer fremder in der Schule. Freundschaftlichen Verkehr hat es zwischen mir und meinen

gründe, ihre Absichten nicht erkennen, denn aus reiner Liebe zur Tugend stehen sie doch nicht Wachtposten vor der Unschuld. Ich glaube beinahe, die Vorstellung, zwei Leute könnten ein bißchen zu zärtlich miteinander werden, erweckt lüsterne Regungen in ihnen, und sie beschäftigen sich deshalb damit. Vielleicht sind sie aber auch nur neidisch.

Das Mißtrauen der teueren Verwandten gegen Doktor Götz und mich hat aber doch sein Gutes gehabt: es hat mich veranlaßt, mir vor mir selbst Rechenschaft über meine Beziehungen zu ihm abzulegen und Seele und Sinne scharf unter die Lupe zu nehmen.

Das Ergebnis der Prüfung hat mich recht beruhigt. Gewiß ist mir Doktor Götz von allen Männern, die ich kenne, der angenehmste und liebste, und das ist schließlich kein Wunder, denn er unterscheidet sich nicht nur nach Frauenvorstellungen von echter reicher Männlichkeit vorteilhaft von vielen Geschlechtsgenossen. Sein umfassendes Wissen, sein tiefer Ernst der Lebensauffassung, seine verständnisvolle Duldsamkeit für die Mitmenschen, sein reifes, maßvolles Urteil über die Erscheinungen auf allen Gebieten des Lebens, seine vornehme reine Gesinnung und seine echte Begeisterung für alles Schöne und Große können nur von den Menschen verkannt werden, die ihn stets durch die Parteibrille anschauen. Zu seinen geistigen und herzlichen Vorzügen kommen noch die vollendeten Manieren und die gelassene Sicherheit eines Menschen, der in sich selbst vollständig abgeklärt ist und der sich viel in der besten Gesellschaft bewegt hat. Und schließlich ist auch seine äußere Erscheinung recht gut aufgefallen: hohe kräftige Figur, kluges Gesicht, graue tiefe Augen, volles dunkelblondes Haar und ebenso gefärbter Schnurrbart, klare Stirn. Nur die Nase ist ein bißchen schlecht weggekommen, die ist entschieden zu kurz geraten. Aber der Schnurrbart maskiert das ziemlich gut. Mein guter Doktor hat also eine Menge bedeutender und hübscher Eigenschaften, die einem Mädel wohl in die

Die Taufe war ein richtiges Pastorenfest mit viel Beten und Lobsingen. Das ist einmal nicht anders. Anna war noch etwas angegriffen und bleich, aber Johannes sah sehr gut aus. Er hat sich im letzten Jahr mindestens seine fünfzehn Pfund zugelegt, hat auch rosige Bäckchen bekommen und ist im Gehen, Stehen und Bewegen frischer, kräftiger und bestimmter geworden. Wie ich vorausgesagt habe, ist er der Herr im Haus. Es kommt mir vor, als ob die Herren Pastoren es verständen, die göttliche Herrschereigenschaft ein wenig auf ihre Person abfärben zu lassen und als ob sie ihrer nächsten Umgebung, soweit sie gläubig ist, die Anschauung beizubringen wüßten, der stete Verkehr mit dem Herrgott verleihe auch ihnen ein Portiönchen Gottähnlichkeit. Mir kann's ja recht sein. Die Hauptsache ist, daß meine liebe Anna glücklich zu sein scheint.

Ich ging nach Tisch mit ihr ein paar Minuten in dem verschneiten Garten umher, und dabei habe ich sie gefragt, ob sie glücklich sei.

„Seitdem das Kind in der Wiege liegt, bin ich ganz glücklich," hat sie geantwortet. Und aus ihren schönen großen Augen leuchtete dabei alle Zufriedenheit und Seligkeit der Welt.

Das ist wieder einmal etwas, das ich noch nicht begreife. Glücklich werden durch die Liebe eines Mannes, das verstehe ich ja schließlich. Aber daß man es scheinbar erst recht durch die Liebe zu einem Kinde werden kann — denn das kleine Wesen kann doch seine Mutter noch nicht durch seine Liebe beglücken — das ist mir einstweilen noch ein Rätsel. Auch dessen Lösung werde ich mit der Zeit wohl finden.

Mutter war ganz anders als sonst, viel frischer und froher und lebendiger. Ich habe sie nach dem Grunde gefragt, und sie hat mir geantwortet, sie erinnere sich, seitdem sie Großmutter sei und das kleine Enkelchen pflegen helfe, so lebhaft der frohen

Kollegen männlichen und weiblichen Geschlechts nie gegeben, Herrn Pflug vielleicht ausgenommen, neuerdings gibt es aber kaum freundlichen. Das hat sich so langsam entwickelt. Ich weiß, ich bin viel schuld daran, daß sich die anderen von mir fern halten. Ich habe damit angefangen, obgleich ich die Jüngste des ganzen Kreises bin. Aber ich konnte nicht anders. Diese Männer mit den mangelhaften Manieren, mit der häufig recht wenig sauberen Wäsche, von den Fingernägeln ganz zu schweigen, und diese späten Mädchen mit den geschmacklosen Toiletten, der leisen Verbitterung im Wesen und dem oft recht unweiblichen Ton haben nichts Gemeinsames mit mir.

Ich habe schon daran gedacht, mich versetzen zu lassen, aber erstens habe ich als Hilfslehrerin nicht viel Aussicht auf Berücksichtigung eines solchen Gesuches, und zweitens würde die ganze Operation wahrscheinlich nicht viel Zweck haben. Denn ich bin überzeugt, daß an irgend einer anderen Schule die Kolleginnen und Kollegen in den Grundzügen ihrer Wesen genau so beschaffen sind wie meine jetzigen. Also beißen wir die Zähne zusammen und halten wir ruhig aus. Vielleicht gewöhnen wir uns nach und nach doch noch aneinander und vielleicht lerne ich mit der Zeit den ganzen Schulbetrieb so gleichgültig zu nehmen, wie die anderen, die sich nur aufregen, wenn einmal der Herr Schulinspektor durch das Tor kommt. Wenn nur der Ausblick in die Zukunft ein wenig rosiger wäre. Vierzig Jahre lang in der Tretmühle!

7. Januar 1898.

Am Dienstag war Kindtaufe bei Anna und Johannes in Langenstedt, und wir waren alle dort. Es ist wundernett bei ihnen. Sie wohnen in einem warmen, alten, freundlichen Haus mit großen Stuben und breiten Fenstern. So viel Zimmer haben sie, daß sie nicht alle ausstatten konnten. Wenigstens drei stehen leer.

es zeichne ihn vor den anderen vorteilhaft aus und mache die Menge aufmerksam auf ihn: Würde und Leutseligkeit, Ernst und Frohsinn, Orden und Titel, blasierte und harmlose Mienen, Schönheit und Grazie, Sammet und Seide und Brillanten. Das alles wurde nur zu dem Zweck des Eindruckmachens aufgeboten. Vielen von den Herren sah man es schon nach der ersten Stunde an, daß sie sich nach einem klugen Gespräch oder auch einem behaglichen Schoppen und gemütlichen Spielchen sehnten. Und manche von den Damen schauten spähend in das Getriebe, als suchten sie zur Abwechslung ein kleines Abenteuerchen.

Doktor Götz hatte mich und Mutter zu dem Ball eingeladen, aber sie konnte sich nicht entschließen. So stand auch für mich der Besuch in Frage, denn ich konnte doch der lieben tugendhaften Mitmenschen wegen nicht mit Doktor Götz allein hingehen. Ich hätte es ruhig und mit gutem Gewissen getan. Da kam er auf die glückliche Idee, mich unter den Schutz der Gattin seines Kollegen Raschke zu stellen, die ich manchmal im Theater gesehen und gesprochen habe. Die liebenswürdige Dame war so freundlich, mich zu bemuttern, und so war auch dieses Problem spießbürgerlicher Wohlanständigkeit gelöst.

In den ersten zwei Stunden ging es sehr gemessen zu bei fast zu reichlichen Kunstgenüssen. Das philharmonische Orchester, einige Herren und Damen von der Oper und vom Schauspiel konzertierten, sangen und rezitierten, um sich den Herren Journalisten gefällig zu erweisen — captatio benevolentiae spottete Doktor Götz — und die erste Quadrille des Balletts tanzte sogar zur Erhöhung der Festlichkeit Nationaltänze. Nach den Vorträgen wurde an kleinen Tischen soupiert und schließlich getanzt.

Doktor Götz sorgte sehr aufmerksam für meine Unterhaltung. Er stellte mir im Laufe des Abends die ersten Kräfte der hiesigen Bühnen vor und verstand es, an unserem Tische eine lebhafte Gesellschaft zu versammeln. Gleich zu Anfang brachte er mir

den alten Markus Konrad vom Stadttheater, der verloren durch die Menge bummelte. Er ist ein wenig Sonderling, aber ein bedeutender Künstler, der heute wahrscheinlich an einem allererſten Theater säße, in Wien oder in Berlin, wenn er nicht vor langer Zeit, als er in der besten Schaffenskraft stand, seine Laufbahn auf etwa fünfzehn Jahre unterbrochen hätte, um als Impresario seiner Frau, die eine bedeutende Sängerin war, durch die ganze Welt zu ziehen. In fünfzehn Jahren aber wird man beim Theater vergessen, und kommt man danach mit dem ersten Grau an den Schläfen wieder, dann ist der Anschluß an die große Karriere versäumt. Hier hat er eine sehr angenehme und künstlerisch bedeutende Stellung.

Kaum hatte er sich zu uns gesetzt und Doktor Götz eine das Theater betreffende Frage an ihn gestellt, als er auch schon seine bekannte ständige Forderung vortrug:

„Ach reden wir doch nicht von dem langweiligen Theater."

Ich rief ein erstauntes „Aber!" Und er sagte darauf:

„Mein Fräulein, Sie überschätzen wie die meisten Menschen das Theater und halten es womöglich auch für eine Anstalt zu edler, hoher Kunstpflege. Drei oder vier gibt es wirklich, die das sind, die anderen sind samt und sonders ganz nüchterne Erwerbsunternehmungen wie Warenhäuser, Mäntelfabriken, Hotels oder Bordelle, nur mit dem Unterschied, daß beim Theater grausamer mit den Angestellten gewirtschaftet wird, daß sie mehr zu tun haben, weniger Befriedigung finden und schneller verbraucht werden als in irgendwelchen anderen Betrieben."

„So haben Sie vor zwanzig Jahren nicht gesprochen," sagte ich, „und so denken Sie auch noch heute nicht, wenn Sie auf der Bühne stehen."

„Wenn ich auf der Bühne stehe," sagte er, „bin ich im Rausch, bin ich nicht ich selbst, sondern irgend eine Gestalt irgend eines Autors. Vor zwanzig Jahren aber lebte ich noch in dem Wahn

die Arbeit auf den Brettern könne den Schauspieler genau so glücklich machen wie die Tätigkeit in anderen Berufen ihre Diener. Jetzt weiß ich das besser."

Gewiß hat er viel erlebt und gesehen und viel und ernst über seine Kunst nachgedacht. Er sieht aber wohl nur seinen eigenen Fall, die verpaßte Karriere. Er sagt sich, wie groß er hätte werden können und wie klein er im Verhältnis dazu geblieben ist. Aber auch das erscheint mir mißverständlich. Denn unser Theater ist nicht bedeutungslos.

Später kamen noch andere Herren und Damen vom Theater an unseren Tisch, und ihre Gespräche und Erzählungen klangen anders als Konrads Klagelied, heiterer, selbstbewußter, zukunftsfroher. So viel Leben, Sicherheit, Erfahrung, Selbständigkeit steckt in diesen Leuten. Alle haben viel gesehen und durchgemacht. Hundert kleine Erlebnisse, Begegnungen, Leiden, Freuden, Mühen, Erfolge, Fehlschläge, Aussichten, Hoffnungen, Wünsche, Sorgen, Abenteuer wurden besprochen. Über den Tisch herüber und hinüber ging Schelten und Scherzen, Loben und Tadeln, Necken und Streiten, Kulissenklatsch und ernstes Berufsgespräch: es war für mich ein belehrendes Durcheinander aller Regungen und Bewegungen, die das Leben dieser Menschen erfüllen.

Und ein starkes Leben, ein volles Ausnützen der Zeit und der Kraft scheint es mir zu sein. Ein Dasein voll nimmermüder Arbeit, niemals ruhendem Ehrgeiz. Ein fortwährender Kampf gegen hundert Widerstände, oft gegen das eigene Selbst und seine Unzulänglichkeit, ein Leben, das stark und wehrhaft macht, geschäftsklug und wachsam, wohl auch rücksichtslos und feindselig. Es bleibt die Frage, ob auch zufrieden und glücklich? Ich will es glauben! Das Vollbringen hoher künstlerischer Leistungen, die tausend Menschen entzücken und erheben, muß glücklich machen.

Doktor Götz, als der Chefredakteur des ersten hiesigen Blattes

war ein wenig Mittelpunkt, und ich bedeutungsloses Ding hatte guten Nutzen davon. Denn die Herrschaften unterhielten sich auch viel mit mir. Ich war nicht blöde und habe viel gefragt und mich über allerlei belehren lassen, was mir in der wunderbaren Welt des Theaters manchmal aufgefallen war und wofür mir bisher die Erklärung über Zweck, Nutzen, Notwendigkeit, Ursprung und Wirkung fehlte.

So lebhaft und pausenlos wie an unserem Tische floß die Unterhaltung sonst nirgends. Die Leute in der Umgebung redeten recht wenig und schauten dafür um so neugieriger zu uns herüber. Philistergesellschaft! Einmal ging auch mein hoher Herr Direktor vorüber und grüßte so steif und hölzern, als habe ihm der Schneider seinen Schulmeisterbakel hinten in den Frack genäht.

Es war sehr spät geworden, als wir aufbrachen. Herr Konrad hatte ein Stück Wegs mit uns. Als er sich an einer Straßenecke verabschiedete, fragte ich ihn:

„Sind Sie noch immer griesgrämig?"

„Ja," sagte er, „immer wenn ich mich in der Nacht von schönen Frauen verabschieden muß."

Ich drohte ihm mit dem Fächer und sagte: „Nur hübsch artig bleiben! Und nehmen Sie sich ein Beispiel an Ihren Kollegen! Die sind alle viel lustiger und zufriedener als Sie."

„Eintagsfliegen," rief er, „alles Eintagsfliegen, die heute Haschisch genossen haben und deshalb träumen, der Himmel hinge alle Tage voll Lorbeerkränzen und fünfjährigen Kontrakten. Morgen früh kommt dafür das graue Elend und die Frage nach Vorschuß. Das ist der ewige Kreislauf bei uns. Gute Nacht, gute Nacht! Ich muß noch den à conto-Zettel ausfüllen!"

Damit lief er davon.

Daheim bedankte ich mich bei Doktor Götz für den schönen Abend, den er mir bereitet hatte.

„Es hat Ihnen also gefallen?" fragte er.

„Außerordentlich!" versicherte ich warm. „Ich bin noch nie vorher in so anregender Gesellschaft so eigenartiger Menschen gewesen."

„Hm," machte er, „sie waren ja ganz nett. Wir hatten allerdings die Elite geladen. Ein bißchen Komödie müssen sie auch außerhalb der Bühne spielen. Diesmal gaben sie glücklicherweise nur angenehme Rollen. Nicht selten ist das anders."

Ehe ich ihm noch antworten konnte, hatte er mir die Hand geküßt und war mit einem raschen: „Gute Nacht! Lassen Sie sich alles gut bekommen!" in sein Zimmer gegangen. Ich war im Augenblick ganz betroffen. Mit Handkuß hat er sich noch nie von mir verabschiedet.

Ei, ei, mein ruhiger, gelassener Herr Doktor! Was war denn das? Haben Sie vielleicht auch Haschisch genossen, oder war es die Wirkung der paar Gläser Sekt?

Heute früh war ich recht zerstreut in der Schule und hatte Mühe, die Bande in Ordnung zu halten. Es ging mir so viel durch den Kopf. Manches Wort, manche Anschauung, viel Neues, das ich gestern Abend gehört hatte, kam mir wieder. Nur an den Handkuß habe ich eben erst wieder gedacht. Es ist gut, wenn solche Erlebnisse keinen tieferen Eindruck machen. Ich könnte das noch nicht brauchen, denn mein Leben läuft, wie ich fürchte, noch nicht in bestimmt und unveränderlich vorgezeichneter Bahn, und wenn eine Kurve oder eine Weiche kommen sollte, müssen Kopf und Herz ganz frei und klar sein, damit ich nicht mit mühsamer, die leichte Bewegung hemmender Überfracht belastet bin, wenn ich auf das neue Geleise hinüber lenke.

26. Januar.

Seine Gestrengen, der Herr Schuldirektor sind nicht zufrieden mit meinem Lebenswandel. Besonders an meinen

Theaterbesuchen und meinem Verkehr mit Doktor Götz nimmt seine Tugendhaftigkeit Anstoß. Heute vormittag haben wir darum ein heftiges Scharmützel miteinander ausgefochten, bei dem er allerdings zu einem beschleunigten Rückzug genötigt wurde. Kurz vor dem Schluß der letzten Unterrichtsstunde kam der Schuldiener zu mir in die Klasse und bestellte vom Herrn Direktor, er lasse mich bitten, nach dem Unterricht in sein Dienstzimmer zu kommen. Ich dachte an nichts Böses dabei. Solche Bestellungen kommen oft vor. Die Vorgesetzten haben alle Augenblicke vernünftige oder törichte Anliegen, meistens die letzteren. Der Direktor empfing mich hoheitsvoll und eiskalt und dann ging's los:

„Mein Fräulein, ich bin in der letzten Zeit von verschiedenen Seiten auf Ihr außerdienstliches Verhalten aufmerksam gemacht worden und ich muß sagen, daß mir da mancherlei nicht gefallen hat."

„Das bedauere ich lebhaft," sagte ich ganz erstaunt, ich wußte aber sofort, worum es sich drehte und erriet auch die „verschiedenen Seiten". Niemand anderes als die Bestien Jürgen und Fink haben mich verklatscht. Der Direktor redete weiter:

„Ja, leider! Es ist so! Sie besuchen häufig das Theater und zwar mit Vorliebe mangelhaft sittliche moderne oder frivole französische Stücke. Glauben Sie, daß diese Art Literatur Ihre sittliche Entwickelung fördert?"

„Verehrter Herr Direktor, wie viel moderne Stücke haben Sie denn gesehen und was verstehen Sie überhaupt unter der Bezeichnung: modern?" konnte ich mich nicht enthalten zu fragen.

„Genug, um diese Art zu kennen," rief er, und ich wußte auch genug. Wieder mal so ein Böotier, der über Sachen redet, die er nicht kennt.

Mit dem Direktor habe ich mich nicht weiter auf eine Unterhaltung über die neue Literatur eingelassen. Wozu auch? Es

hätte doch keinen Zweck gehabt. Deshalb sagte ich nur noch: „Ich halte es geradezu für notwendig, daß der Lehrer die zeitgenössische literarische Produktion kennen lernt. Denn er muß, wenn die Schule ein Kulturfaktor bleiben soll, auf jedem Gebiet mit seiner Zeit leben, um sich überall ein Urteil zu bilden."

Und was antwortet mir dieser glänzende Zeitgenosse darauf: „Der Lehrer vielleicht, nicht aber die Lehrerin." Als ob wir in der Schule etwas anderes zu tun hätten, als die Lehrer! Nach diesem direktorialen Geistesblitz gab ich es auf, mit ihm wie mit einem vernunftbegabten Menschen zu reden, und sagte nur sehr sanft:

„Herr Direktor, ich denke wir lassen diese Erörterung. Wir haben auf dem literarischen Gebiet doch zu wenig Berührungspunkte."

„Gut," sagte er, „Sie kennen jedenfalls jetzt meine Meinung, und ich habe noch anderes mit ihnen zu besprechen."

Natürlich! Wenn so ein Oberschulmeister mit seinen Untergebenen anbindet, findet er so leicht kein Ende. Er räusperte sich sehr vernehmlich, und dann begann zwischen uns ein erbauliches Zwiegespräch, das er also eröffnete:

„Schickt es sich für ein junges Mädchen, nachts sehr häufig mit einem Herrn durch die Straßen zu gehen!?"

„Ich kann dabei nichts Unschickliches finden!"

„Schickt es sich für eine junge Dame, sich von dem Herrn, der nicht ihr Bruder oder ihr Verlobter ist, nachts am Arme führen zu lassen?!"

„Gewiß, schickt sich das! Und wenn Glatteis ist oder wenn sie sich den Fuß verstaucht hat, ist es sogar sehr angenehm." Ich wurde allmählich warm und kampflustig und herausfordernd. Er fuhr in erhobenem Tone fort:

„Ich muß Sie dringend ersuchen, ernst zu bleiben! Ich habe Ihnen noch mehr vorzuhalten.

„Schickt es sich für eine junge Dame, auf einem Balle stundenlang bei demselben Herrn zu sitzen?"

„Warum denn nicht, wenn der Herr ein guter Bekannter und der Ball eine so vornehme Veranstaltung ist, daß selbst Schuldirektoren sie besuchen können."

„Schickt es sich für eine junge Dame, mit diesem Herrn bis tief in die Nacht hinein Champagner zu trinken, mit ihm unter einer sehr freien Gesellschaft von Komödianten zu sitzen und sich dann von ihm Arm in Arm nach Hause begleiten zu lassen!?"

„Ja, es schickt sich, solange sich die beiden nicht betrinken und schön sittsam bleiben!"

„Nein, es schickt sich nicht! Es ist zum mindesten ein Zeichen großen Leichtsinns, und es gibt zu Mißdeutungen Anlaß, denen der Lebenswandel einer Lehrerin niemals ausgesetzt sein darf und die ..... die vielleicht nicht unberechtigt sind!"

Da sprang ich auf.

„Diese Verdächtigung weise ich entschieden zurück! Mein Leben ist so rein, wie das der besten Frau! Wenn mißgünstige, verleumderische Menschen meinen harmlosen Umgang mit einem klugen, vornehmen Mann übel deuten, so bin ich dagegen wehrlos, und es ist mir auch gleichgültig. Wo mir aber diese schmähliche Verdächtigung ins Gesicht gerufen wird, da wehre ich mich meiner Haut, und das ist hier der Fall."

„Aber ich bitte Sie, Fräulein! Regen Sie sich doch nicht auf."

„Sie haben mich aufgeregt!"

„Das bestreite ich!"

„Haben Sie nicht alle diese grundlosen Vorwürfe gegen mich erhoben?"

„Das mußte ich als Ihr Vorgesetzter."

„Ach, ja, Vorgesetzter! Es ist gut, daß Sie mich daran erinnern. Ich habe gesagt, ich würde mich wehren, aber das kann ich ja gar nicht! Denn als Ihre Untergebene bin ich tatsächlich

wehrlos gegen Sie. Es bleibt für mich selbst nur übrig, zu beteuern, daß ich mich schuldlos fühle. Ihre Beschuldigungen treffen aber auch den Herrn, mit dem ich bei allen diesen Gelegenheiten gesehen worden bin und dem ich Ihre Vorwürfe berichten werde. Es ist nicht Ihr Untergebener; er kann sich wehren, und so weit ich ihn kenne, wird er es tun."

„Aber, mein Fräulein! Wohin kommen wir denn? Wohin soll das führen!?"

Ich war so erbittert, daß ich nicht mehr auf seine Worte hörte, sondern unaufhaltsam fortfuhr: „Und weiter werde ich diesem Herrn sagen, daß mir hier grundlose Beschimpfungen zugefügt worden sind, zu deren Widerlegung ich seinen Beistand brauche, da mir allein nicht geglaubt wird, wenn ich meine Schuldlosigkeit beteuere. Vielleicht veranlaßt ihn das, sich in seinem Blatte über die schroffe, ungerechte und unberechtigte Zensur zu äußern, die an dem außerdienstlichen Verhalten der Lehrerinnen geübt wird."

Er hatte mir bei den letzten Sätzen starr und betroffen in das Gesicht gesehen. Als ich fertig war, stand er auf, stöhnte „aah ..... ooh ..... aah .....!" und trat an das Fenster. So drehte er mir den Rücken zu, und ich hatte Muße, ein wenig zu verschnaufen, denn ich hatte mich tatsächlich in Zorn geredet. Ich weiß jetzt noch nicht, woher ich den Mut nahm, dem Gewaltigen so scharf zu antworten. Er hatte mich allerdings hart verletzt, und ich ärgerte mich über den Argwohn gegen Doktor Götz.

Wie empfindlich meine Worte über Doktor Götz' Zeitung und daß er sich darin über die ihm und mir zugefügten Beschimpfungen äußern werde, den direktorialen Helden treffen mußten, war mir, als ich sie aussprach, nicht klar gewesen. Darauf brachte erst er selbst mich, als er abzuwiegeln begann.

Nach einer Weile wendete er sich wieder zu mir, räusperte sich noch einmal stark und begann abermals:

„Liebes Fräulein, ich glaube, wir haben uns beide mehr erregt als die Sache wert ist."

„Das kann ich nicht finden. Sie haben sehr schwere, mich in meinem Ehrgefühl verletzende und dazu unbegründete Vorwürfe gegen mich erhoben, die ich sofort zurückweisen mußte."

„Ich gebe zu, daß ich meine Worte vielleicht nicht ganz diplomatisch gewählt hatte."

„Es waren nicht die Worte allein. Der Argwohn an sich mußte mich schmerzlich treffen."

„Nachdem Sie mir versichert haben, daß er unbegründet ist, hege ich ihn nicht mehr."

„Das freut mich."

„Ich möchte Ihnen aber als älterer erfahrener Mann raten, künftig auch den Schein zu meiden."

„Gegen üble Nachrede ist auch der Reinste nicht gefeit."

„Ich glaube, damit können wir unsere Unterhaltung beenden."

„Adieu Herr Direktor!"

„Eines möchte ich noch bemerken: würden Sie es nicht auch für richtig halten, daß wir unser Gespräch als eine dienstliche und vertrauliche Angelegenheit betrachten?"

Jetzt erst kam mir die Erleuchtung, daß der Herr Direktor sich vor der Presse fürchte. Als ich ihn so in seiner ganzen Mittelmäßigkeit und Ängstlichkeit vor mir sitzen sah, verflog mein Zorn vor einer gründlichen Geringschätzung. Ich hatte nichts gegen eine Ausdehnung des Dienstgeheimnisses auf unsere Unterredung einzuwenden, so durchsichtig das Verlangen auch war, und stimmte zu:

„Wenn Sie wünschen, gehorche ich Ihnen selbstverständlich, mit dem Vorbehalt allerdings, daß ich der Wiederholung einer solchen Unterhaltung nicht ebenfalls die Eigenschaft des Dienstgeheimnisses zubilligen könnte."

„Wir sind also einig?"

„Ich denke."

„Adieu, mein Fräulein!"

„Adieu, Herr Direktor!"

Als ich draußen den Gang nach dem Haustor hinabging, habe ich beinahe laut aufgelacht über diesen Herrn der Schöpfung. Trotzdem habe ich mich schwer geärgert über den plumpen Angriff. Und das alles um nichts und wieder nichts! Ich habe doch nichts Unrechtes getan, so gern die Menschen mir auch etwas am Zeuge flicken möchten.

Was ist das für ein armseliges Dasein! Die reinsten und harmlosesten Freuden werden einem vergällt. Diesmal habe ich gesiegt, mußte ich siegen, weil alles Recht neben mir stand. Ich weiß aber wohl, daß dieser Vorteil teuer erkauft ist. Nachdem ich neulich den Herrn Schulinspektor gegen den Direktor ausgespielt hatte, ließ dieser mir deutlich seine Verstimmung merken. Nach der heutigen Niederlage wird er mein Feind werden. Ich bin neugierig, wie das noch enden wird. Ich weiß, ich hätte klüger gehandelt, wenn ich ihn nicht erzürnt, wenn ich ihm scheinbar recht gegeben, und dann doch getan hätte, was mir gefiel. Aber das wäre unehrlich gewesen. Und ich bin nun einmal so. Wenn mich jemand angreift, muß ich mich wehren. Einstecken und ducken gibt's nicht.

Vorläufig bin ich Siegerin geblieben, und diesmal durch — wie sagt man doch da recht wichtig — durch meine Beziehungen zur maßgebenden Presse. Ich habe ihre Macht heute zum ersten Male empfunden und zwar sehr angenehm. Ich werde Doktor Götz natürlich nichts von dem Lärm sagen, er würde sich entrüsten und stiege womöglich dem direktorialen Jammermann aufs Dach. Später werde ich es ihm erzählen, und ich bin überzeugt, er wird sich sehr darüber amüsieren, daß ich mich hinter dem dicken Schild der siebenten Großmacht verkrochen habe.

11. März.

Ich bin in den letzten Wochen an dem Tagebuch scheu vorüber gegangen, wie als Kind an der Tür von Vaters Studierstube, wenn ich ein böses Gewissen hatte. Nicht, daß ich mir irgend etwas vorzuwerfen hätte, es ist aber so viel Unruhe und Unsicherheit in mir, und tausend Absichten und Zweifel jagen sich durch meine Gedanken. Es gärt in mir, es will etwas werden, ein Entschluß will sich emporringen, und ich habe nicht die Kraft, ihm das Tor meiner Seele zu öffnen, damit er Tat werde. Darum gehe ich an dem Buche vorüber, das mein Beichtstuhl sein soll, und finde nicht den Mut, ihm mein Zagen und meine Ungewißheit anzuvertrauen. Ich schäme mich, daß ich schwanke und zögere. Es erscheint mir kraftlos und feige, aber ich habe eine Entschuldigung in der Folgenschwere dessen, was ich beginnen möchte, das, wenn es geschieht, den Bruch mit meiner Vergangenheit und Gegenwart bedeutet. Das aber läßt mich säumen und zwingt mich, immer wieder zu erwägen, ob es nicht besser sei, in der gewohnten Bahn zu bleiben und Augen und Ohren gegen alles zu verschließen, was rechts und links von ihr mich zum Ausbrechen verlocken will.

Ich habe in der letzten Zeit sehr zurückgezogen gelebt, auch in die Theater bin ich viel weniger gekommen. Das hängt alles zusammen. Und auch viel Ärger habe ich gehabt. Es ist gekommen, wie ich voraus gesehen hatte: in der Schule bin ich das schwarze Schaf.

Der Direktor war in den ersten vierzehn Tagen nach unserer Unterhaltung höflich und scheinfreundlich zu mir, danach steckte er um. Wahrscheinlich dachte er: wenn so lange nichts in der Zeitung erschienen ist, wird wohl auch nichts mehr kommen; leiten wir also den Rachefeldzug ein! Das hat er dann auch getan. Er wurde immer kälter und gemessener, und jetzt grüßt

er kaum noch. Dafür hospitiert er wieder fleißig in meinen Unterrichtsstunden und plagt mich mit seiner pädagogischen Weisheit. Gegen das alles bin ich wehrlos und kann mich nur mit großer Gleichgültigkeit dagegen wappnen.

Die Kollegenschaft hat sofort gemerkt, woher der Wind weht. Die Damen machen es dem Herrn Vorgesetzten nach und schneiden mich auch, einige sogar ganz unanständig. Leider bekommt ihnen das weniger gut als mir, denn ich habe eine Art, die Sippe entweder überhaupt nicht zu sehen oder von oben herab zu behandeln, die ihnen schwer auf die Nerven fällt. Die Herren kümmern sich weniger um den ganzen Handel. Er betrifft ja nur eine Kollegin, also nach ihrer Einschätzung ein im Schulbetrieb untergeordnetes Wesen.

Mit Herrn Pflug habe ich neulich über den ganzen Fall gesprochen und ihn um seinen Rat gefragt. Er sagte mir:

„Was soll ich Ihnen raten!? Ich will Sie lieber fragen, wie kommen Sie mit Ihrem Temperament, Ihrem selbständigen Sinn und Ihrem Widerspruchsgeist zu uns? Ja, wenn Sie noch ein Mann wären! Da könnten Sie vielleicht im Schulwesen umgestaltend, neue Bahnen ebnend, wirken. Aber so! Bei uns ist ja kaum für weibliche Lehrkräfte Platz, für Schuldirektorinnen oder Inspektorinnen oder noch höher hinauf aber schon gar keiner, so nötig wir auch solche Damen brauchten. Ich glaube nicht, daß Sie bei uns viel Seide spinnen werden, ein so gescheites Mädchen, eine so tüchtige Lehrerin Sie auch sind. Sie werden sich immer wieder an unserem elenden Kasernengeist, an ungeschickten Verordnungen und engsichtigen Vorgesetzten stoßen."

Ich klagte: „Ich habe den Lehrberuf für den schönsten und wichtigsten gehalten und nun....."

„Das ist er auch," unterbrach mich Pflug mit Wärme, „aber er wird uns verekelt durch den Schablonenbetrieb in der Schule von heute, durch hundert Schraubstöcke, in die unsere Kraft und

11. März.

Ich bin in den letzten Wochen an dem Tagebuch scheu vorüber gegangen, wie als Kind an der Tür von Vaters Studierstube, wenn ich ein böses Gewissen hatte. Nicht, daß ich mir irgend etwas vorzuwerfen hätte, es ist aber so viel Unruhe und Unsicherheit in mir, und tausend Absichten und Zweifel jagen sich durch meine Gedanken. Es gärt in mir, es will etwas werden, ein Entschluß will sich emporringen, und ich habe nicht die Kraft, ihm das Tor meiner Seele zu öffnen, damit er Tat werde. Darum gehe ich an dem Buche vorüber, das mein Beichtstuhl sein soll, und finde nicht den Mut, ihm mein Zagen und meine Ungewißheit anzuvertrauen. Ich schäme mich, daß ich schwanke und zögere. Es erscheint mir kraftlos und feige, aber ich habe eine Entschuldigung in der Folgenschwere dessen, was ich beginnen möchte, das, wenn es geschieht, den Bruch mit meiner Vergangenheit und Gegenwart bedeutet. Das aber läßt mich säumen und zwingt mich, immer wieder zu erwägen, ob es nicht besser sei, in der gewohnten Bahn zu bleiben und Augen und Ohren gegen alles zu verschließen, was rechts und links von ihr mich zum Ausbrechen verlocken will.

Ich habe in der letzten Zeit sehr zurückgezogen gelebt, auch in die Theater bin ich viel weniger gekommen. Das hängt alles zusammen. Und auch viel Ärger habe ich gehabt. Es ist gekommen, wie ich voraus gesehen hatte: in der Schule bin ich das schwarze Schaf.

Der Direktor war in den ersten vierzehn Tagen nach unserer Unterhaltung höflich und scheinfreundlich zu mir, danach steckte er um. Wahrscheinlich dachte er: wenn so lange nichts in der Zeitung erschienen ist, wird wohl auch nichts mehr kommen; leiten wir also den Rachefeldzug ein! Das hat er dann auch getan. Er wurde immer kälter und gemessener, und jetzt grüßt

christgefälligen Lebenswandel zu beginnen. Danach wäre ich ebenso klug wie zuvor.

Meinen guten Doktor Götz darf ich auch nicht mit meinen Schmerzen plagen, er hat jetzt selbst Last genug. Sein Schwager, seiner einzigen Schwester Marta Mann, ein Chemiker, hat Unglück im Geschäft gehabt, und Doktor Götz soll helfend beispringen. Da gibt es viel für ihn zu bedenken.

So muß ich sehen, wie ich allein zu dem oder jenem Ziel komme, muß allein meine sehnsüchtigen Wünsche und künstlerischen Neigungen gegen die Forderungen und Quälereien meiner Lehrerinnenstellung aber auch gegen die sichere Nahrung, die sie mir bietet, sorgfältig abwägen und sehen, welche Wagschale sich als die schwerere senken wird. Und es ist gut, daß ich die Entscheidung allein finden muß. So trage ich später auch allein die Verantwortung für die Wahl, die ich getroffen habe.

19. März.

Meine Seele wird unruhiger jeden Tag. Ich tappe vorwärts auf meinem Lebensweg mit zaghaften Schritten und kurzsichtigen Augen. Ich kenne mich selbst nicht mehr. Ich suche meinen Gleichmut, die sichere Gelassenheit, die mich sonst begleiteten, und kann sie nicht zu mir rufen. Jede kleinste Veränderung in meinen gleichförmigen Stunden schafft mir Unrast. Jedes nebensächliche Ereignis, jedes unerwartete Wort quält mein Denken.

Was bedeutet das nun wieder? —

Doktor Götz war ein paar Tage verreist zu seiner Schwester. In der Nacht ist er zurückgekommen, ich sah ihn aber erst am Abend darauf, gestern, als er zu mir in das Stadttheater kam. Es wurde Tristan und Isolde gegeben, und er war von Anfang an mit da. Wir haben während der Aufführung kaum miteinander gesprochen. Was soll man auch reden, wenn man so viel aufzunehmen hat,

was an das Herz greift, die Seele erschüttert und den Geist aufregt. Wenn das Drama gegeben wird, muß ich hin und muß, mir selbst zu wohltuender Qual, alle Pein und Seligkeit Isoldens mit erleben und mich sehnen, so liebesgewaltig, so leidenschaftmächtig, so sühnefreudig sein zu dürfen. Was soll man dabei viel reden!? Das besorgt ohne uns ergiebig genug der Kunstpöbel im Parkett, besonders der weibliche.

Auf dem Heimweg war es zuerst auch still zwischen uns beiden, dann begann mein Begleiter:

„Was haben Sie in den letzten Tagen getrieben?"

Ich schreckte auf aus meiner Versunkenheit: „Nichts! Das Alltägliche! Aber eigentlich sollte ich Sie wohl so fragen. Ich bin eine wenig teilnehmende Hausgenossin. Wie war es bei der Schwester? Hoffentlich haben Sie nicht zu große Sorgen gefunden?"

„Doch! Große Sorgen. Ich fürchte, das Geschäft ist nicht zu retten, und es ging vor ein paar Jahren noch so gut."

„Warum wurde es schlechter? War Ihr Schwager nicht mehr so tüchtig wie früher? Und daß auch Sie darunter leiden müssen!"

„Ach, das ist das wenigste. Mir tut's um meine Schwester leid. Die sorgt sich an ruhelosen Tagen und in schlaflosen Nächten um die Zukunft ihrer Buben."

„Dann finde ich es um so unverantwortlicher von Ihrem Schwager, daß er sein Geschäft nicht fleißiger führte."

„Er hat gewiß viel Schuld, aber auch viel Entschuldigung. Er ist in seinem Fach ein sehr tüchtiger, beinahe genialer Mensch. In den letzten Jahren arbeitete er an einer Erfindung, — sie betrifft die Lackerzeugung — von der er sehr viel erwartete. Darüber hat er sein Geschäft vernachlässigt und ist bei der enormen Konkurrenz schnell ins Hintertreffen geraten. Glücklicherweise hat er es wenigstens nicht zu weit kommen und die Passiva nicht

zu groß werden lassen. So hoffe ich, daß die Gläubiger auf eine Vereinbarung eingehen werden."

„Ist denn wenigstens die Erfindung fertig geworden?"

„Noch nicht. Aber er hofft, bald damit abzuschließen."

„Was soll aber bis dahin werden?"

„Ja, was soll bis dahin werden? Ich werde halt eingreifen müssen und meine Ersparnisse werden dabei wohl draufgehen."

„Das ist sehr traurig. Da hätten Sie also alle die Jahre umsonst gearbeitet?!"

„Ach, so ist das doch nicht aufzufassen. Unsereiner arbeitet doch nicht so um den Mammon, wie ein Bankier oder ein Fabrikant. Wir bekommen unseren Gehalt, und was wir davon sparen, ohne uns Einschränkungen oder Entbehrungen aufzuerlegen, das ist mir immer wie gefundenes Geld vorgekommen. Jetzt habe ich eine Verwendung dafür. Mein Schwager nimmt es auch nur leihweise von mir und wird es mir gewiß später wiedergeben können."

„Wenn aber nicht? Was dann? Sie haben doch gewiß bei Ihren Ersparnissen an das Alter gedacht?"

„O, davon wollen wir nicht reden. Wer weiß denn, ob er alt wird."

„Sie gewiß bei Ihrer Elastizität! Und Ihr Schwager sollte um Ihretwillen mit seiner Erfindung recht bald recht viel Geld verdienen."

„Das wäre mir nicht unangenehm," scherzte er, „denn in den nächsten Jahren werde ich ihm nicht beispringen können. Ich bin vorläufig so ziemlich blank."

„Und in den übernächsten Jahren," scherzte ich, „werden Sie all Ihr Geld selbst brauchen, denn Sie werden bis dahin wahrscheinlich auch ein behaglicher Familienvater geworden sein."

Er wurde sehr ernst, als ich so sprach, und zwischen seinen Brauen legten sich tiefe Falten.

„Ich werde nie heiraten," sagte er leise.

„Oho," rief ich, „das soll man nie verreden. Ihr Stündlein wird schon auch noch schlagen."

„Niemals," sagte er rauh. „Ich kann nicht heiraten, nein, mehr! ich darf nicht heiraten."

Mit unserem Gespräch war es danach vorbei. Wir gingen die wenigen Schritte, die wir noch bis zum Haus hatten, still nebeneinander. Mir war nach seinen letzten Worten, als müsse ich weinen, und wußte doch nicht warum. Schwer schreitend ging ich neben ihm. Oben trennten wir uns mit kurzem Gruß.

Mutter war schon in ihrem Schlafzimmer. Ich ging hinein zu ihr und sprach, selbst abwesend, ein paar gleichgültige Worte mit ihr. Ich spürte halb unbewußt: ein Rätsel stieg auf vor mir, dessen Lösung Tränen bringen werde.

Nach einer Weile kamen von Doktor Götz' Zimmer herüber die Akkorde der Mondscheinsonate. Da wußte ich, daß auch in seiner Seele keine Ruhe war. Er spielt so selten und nur, wenn ihn etwas tief bewegt und die Musik ihm Trost und Ablenkung bringen soll.

Seitdem ist eine Nacht und ein Tag vergangen, eine schlummerlose Nacht und ein ruheloser Tag. Immer liegt mir sein Wort im Ohr: „ich darf nicht heiraten," und ich zermarterte mein Gehirn um das Warum und kann es doch nicht finden. Alle Möglichkeiten, die es nur geben kann, habe ich schon hin- und hergewendet und geprüft, ob eine davon auf ihn treffe, ob sie mit seinem Wesen, mit Wünschen, die er gelegentlich geäußert, mit Sorgen, von denen er mit mir gesprochen, mit Erinnerungen aus seinen früheren Tagen, die er mir erzählte, zusammen stimmen könnte. Die gestorbene Braut, die unerwiderte Liebe, die gebrochene Treue, die unheilbare Krankheit, den Widerstand der Brauteltern und noch mehr Rohmaterial aus der Romanfabrikation habe ich hervorgesucht, und nichts will zutreffen. Das

Unglück in der Liebe würde zu der leisen Elegie passen, die oft auf seinem Wesen liegt, aber nicht zu seiner starken Mannheit; das unheilbare Leiden nicht zu seinem elastischen kraftvollen Körper; aus dem Widerstand der verehrlichen Schwiegereltern würde er sich jedenfalls nicht viel machen, sondern ihnen sein Mädel einfach wegnehmen, wenn nur sie einverstanden wäre.

Und doch ist da etwas! Manchmal habe ich tiefes Mitleid mit ihm, und gleich darauf weiß ich nicht recht warum, und frage mich: entbehrt er denn etwas, wenn er nicht freit? Wäre es denn sicher, daß er durch eine Ehe glücklich würde? Wieviele harmonische Ehen habe ich hier kennen gelernt? Zwei oder drei unter zwanzig oder dreißig. Wenn er es so träfe wie meine Eltern, dann müßte es ihm wohl geraten. Die waren glücklich. Aber freilich, der bestimmende Faktor dieses Glücks war die liebenswürdige, freundliche, nachsichtige, immer ausgleichende starke Männlichkeit meines Vaters. Doktor Götz hat manchen Zug von ihm.

Unglücklich würde ihn die Ehelosigkeit doch nur machen, wenn er ein Mädchen liebte, das aus dem einen ernsten Grund, den ich trotz alles Grübelns nicht finden kann, nicht seine Frau werden dürfte. Wenn ich mir das vorstelle, werde ich sehr traurig und sinne nach, ob ich ihm nicht etwas zuliebe tun kann. Und dann wieder sage ich mir: was gehen mich seine Schmerzen an? Und ich zwinge mich, an anderes zu denken — auf ein paar Minuten. Dann nehme ich den Rosenkranz der Gedanken und Vorstellungen, die sich mit ihm beschäftigen, wieder auf, und lasse ihn Perle um Perle durch meine Sinne gleiten.

Und auch mich selber prüfe ich. Ich habe mich gefragt, ob dieses rauhe „ich darf nicht" mich deshalb so hart getroffen hat, weil es auch mich angeht, weil er auch mich nicht freien darf? Und habe mich gefragt, ob das Herzweh, das ich um ihn zu emp-

finden glaube, nicht Kummer um mich selber ist, die seine Frau nicht werden kann? —

Nein, nein! Er ist mir lieb geworden wie ein Bruder, und Schwesterliebe habe ich ihm gewidmet. Nicht mehr!

Wirklich nicht mehr? Warum dann die Empfindung der Einsamkeit, das Gefühl der Leere, die Vorstellung, eine freundliche Gewohnheit meines Gefühlslebens habe mich verlassen, seitdem ich das: „ich darf nicht" vernommen habe?

Es darf nicht mehr sein als Schwesterliebe, was ich für ihn empfinde, und es ist auch nicht. Das letzte, stärkste Merkmal, das sich, wie ich mir denke, im Weibe regen muß, wenn es sich fragt, ob es die Liebe empfangen habe, das körperliche Begehren des geliebten Mannes hat sich bei mir noch nicht gemeldet.

Hat es sich wirklich nicht seit gestern? Vorher gewiß nicht, das weiß ich! Aber auch nicht nach dem Wort, das ihn mir nähme, wenn ich ihn begehrte? Nicht in der Nacht, als ich schlaflos in meinen Kissen lag und mir wünschte, seinen Kopf an meine Brust zu betten und ihn zu trösten? Ich weiß es nicht. Es ist keine Klarheit in mir; nicht in meinem Hirn und nicht in meinem Blute. Ich muß mich weiter prüfen, oder — so wird es wohl werden — die Entscheidung der Zeit überlassen.

24. März.

Es geht dem Frühling entgegen. Die Tage werden heller und sonniger, und ich muß mich zwingen, darauf zu achten. In anderen Jahren war das anders. In den Blumenläden bieten sie Schneeglöckchen und Märzveilchen feil und ich habe noch keine auf meinem Schreibtisch stehen. Es ist auch so gleichgültig. Die Frühlingsblumen vergehen, und dafür kommen die Sommerrosen und so fort, immer das Jahr rund, eines wie das andere. Mein Grübeln über Doktor Götz' zwangsweises Zölibat

und meine Beziehungen dazu habe ich überwunden. Es kam nichts dabei heraus als so eine Art von Resignation, und die verträgt sich nicht gut mit meinem Blute.

So viel ist mir beim Nachdenken über den Fall klar geworden, daß ich niemals ernstlich daran gedacht habe, seine Frau zu werden. Gern haben kann ich ihn auch so, und ich habe ihn gern wie einen sehr lieben Bruder, einen sehr vertrauten Freund. Wenn ich mir neulich darüber nicht klar werden konnte, so lag der Grund dafür in dem herzlichen, tiefen Mitgefühl, das ich für ihn empfand, als ich glaubte, er sei unglücklich. Diese Teilnahme erschien mir einen Augenblick wie Liebe. Gut, daß es keine ist. Ich kann jetzt keine Seelenstürme brauchen. Einstweilen bin ich mißmutig, weil ich nicht weiß, woran ich bin, und deshalb ist mir der Frühling gleichgültig.

Aber das Dasein hat auch noch Freuden für mich. Gestern Abend war im Stadttheater Faust, erster Teil, und das Gretchen wurde von einer auf Engagement spielenden Dame ganz hervorragend gegeben. Ich war wie im Himmel und zugleich neidisch auf die Schauspielerin. Wie mich die Tragödie und das Spiel wieder erhoben und erniedrigt, entzückt und gemartert haben! Warum tue ich nicht wie diese Künstlerin!? So alle Freuden und Leiden, alle Tugend und alle Schuld der Welt genießen, tragen und begehen dürfen, und geschieht es auch nur im Nachleben des Daseins eines anderen Menschen: das heißt leben! Alle meine quälenden Wünsche und schmerzenden Sehnsüchte standen auf und riefen, lockten, drängten und mahnten mich zur Nachfolge solchen Tuns. Ich habe die halbe Nacht wach gelegen und gegrübelt und abgewogen und mich feige gescholten wegen meiner Entschlußfurcht, und als der Morgen kam, bin ich fein pflichttreu in meine Bildungsfabrik gegangen und habe den Selektanerinnen alle Sündenmöglichkeiten auseinandergesetzt, die das achte Gebot treffen kann.

finden glaube, nicht Kummer um mich selber ist, die seine Frau nicht werden kann? —

Nein, nein! Er ist mir lieb geworden wie ein Bruder, und Schwesterliebe habe ich ihm gewidmet. Nicht mehr!

Wirklich nicht mehr? Warum dann die Empfindung der Einsamkeit, das Gefühl der Leere, die Vorstellung, eine freundliche Gewohnheit meines Gefühlslebens habe mich verlassen, seitdem ich das: „ich darf nicht" vernommen habe?

Es darf nicht mehr sein als Schwesterliebe, was ich für ihn empfinde, und es ist auch nicht. Das letzte, stärkste Merkmal, das sich, wie ich mir denke, im Weibe regen muß, wenn es sich fragt, ob es die Liebe empfangen habe, das körperliche Begehren des geliebten Mannes hat sich bei mir noch nicht gemeldet.

Hat es sich wirklich nicht seit gestern? Vorher gewiß nicht, das weiß ich! Aber auch nicht nach dem Wort, das ihn mir nähme, wenn ich ihn begehrte? Nicht in der Nacht, als ich schlaflos in meinen Kissen lag und mir wünschte, seinen Kopf an meine Brust zu betten und ihn zu trösten? Ich weiß es nicht. Es ist keine Klarheit in mir; nicht in meinem Hirn und nicht in meinem Blute. Ich muß mich weiter prüfen, oder — so wird es wohl werden — die Entscheidung der Zeit überlassen.

24. März.

Es geht dem Frühling entgegen. Die Tage werden heller und sonniger, und ich muß mich zwingen, darauf zu achten. In anderen Jahren war das anders. In den Blumenläden bieten sie Schneeglöckchen und Märzveilchen feil und ich habe noch keine auf meinem Schreibtisch stehen. Es ist auch so gleichgültig. Die Frühlingsblumen vergehen, und dafür kommen die Sommerrosen und so fort, immer das Jahr rund, eines wie das andere. Mein Grübeln über Doktor Götz' zwangsweises Zölibat

Schulinspektor, von dem ich glaubte, er sei mein Gönner. Essig war's! Ich habe mich beschwert und die Gründe zu wissen verlangt, die meiner Anstellung widersprochen haben. Da kam es heraus: Ich bin noch nicht reif genug! Aber die Ruppert ist reif!

Ich habe dann nach den Anzeichen meiner Unreife geforscht. Da hüllte sich der große Menschenkenner in Schweigen und lächelte viel- oder nichtssagend. Wahrscheinlich das letztere. Ich kam dadurch so in die Wolle, daß ich sagte:

„Ich werde mich bei dem Kultusministerium beschweren!" Worauf der Herr Schulinspektor mir spöttisch riet:

„Ich empfehle Ihnen zu Ihrem Besten, dem Herrn Kultusminister Ihre Beschwerde nicht in der Haltung und dem Ton vorzutragen, wie eben mir. Er würde Ihnen sonst zweifellos sagen, auch er meine, Sie müßten erst ein wenig ruhiger, gesetzter und abgeklärter werden, ehe man Sie ständig anstellen könne."

Ich habe ihn doch gefragt, ob an der Übergehung nichts zu ändern sei, und er gab mir honigsüß den Bescheid:

„Warten, nur warten! Sie sind noch so jung. In einem halben Jahr kann sich viel ereignen, vorausgesetzt, daß Sie tüchtig sind, den Anweisungen Ihrer Vorgesetzten folgen und durch Ihre außerberuflichen Neigungen und Beschäftigungen keinen Anlaß zu Klagen geben."

Da wußte ich, wo der Haken sitzt. Meine Theaterbesuche und mein Verkehr mit Doktor Götz gefallen den Spießern immer noch nicht. Herrgott, die Leute treiben einen durch ihre Ungerechtigkeiten geradezu auf den verbotenen Weg. Beides lasse ich nicht! Es wäre Untreue gegen mich selbst und Feigheit, wenn ich es täte. Und wenn ich noch einmal durch die Übergehung beleidigt und vor dem ganzen Kollegium blamiert werden sollte, ich ändere meine Gewohnheiten nicht.

Aber zu der Wiederholung lasse ich es nicht kommen!

Mutter nahm die ganze Geschichte sehr ruhig auf. Sie sagte: „Die Anstellung wird ja noch kommen. Du bist ja noch so jung und versäumst nichts."

Ich war sehr froh, daß Mutter so gleichmütig blieb und sich nicht sorgte und grämte.

Das eine steht bei mir heute schon felsenfest: Lehrerin bleibe ich nicht, wenn sich meine Vorgesetzten und Kollegen nicht an meine unschuldigen Neigungen gewöhnen. Eigentlich bin ich heute schon entschlossen, auf die Kränkung der Übergehung mit dem Austritt zu antworten, aber nur immer langsam voran. Es ist ein folgenschwerer Schritt. Ich will noch einmal eine Nacht lang über alles nachdenken, was damit zusammenhängt und dann: so oder so! Ich weiß zwar, daß ich mit diesem Zögern mir vor mir selbst nur noch eine kurze Gewissenhaftigkeitsfrist setze, aber warum auch nicht? Nachdenken über sich selbst hat noch niemand geschadet.

1. April, mittags.

Vorsichtig gehen! Nicht blindlings losstürmen auf das neue Ziel! Alles Rüstzeug mir erwerben, das für Fleiß und Geld zu erlangen ist. Alle Hilfe und jeden Beistand mir sichern, der irgendwie zu erreichen ist. Und klar sehen; klar sehen in mich selbst hinein! Das habe ich durch Wochen geübt und bin nach manchem Fehlblick endlich dazu gekommen. Der Satz, den ich bisher nicht in dieses Buch schreiben konnte, weil die Unklarheit über mein Wünschen und Wollen mich nicht zu seiner deutlichen Bildung gelangen ließ, er soll nun hier stehen:

„Ich will Schauspielerin werden!"

Viel gab es zu erwägen, ehe der Entschluß reif war. Zunächst galt es, mich selbst zu prüfen, die Beweggründe aufzusuchen, die mich nach dem neuen Beruf hindrängen. Ist es die Unlust am Lehrberuf, der Verdruß über die persönliche und pädago-

gische Unfreiheit, in der ich ihn ausüben muß, der Ärger über die Nörgeleien der Vorgesetzten und die Engherzigkeit und Feindseligkeit der Kollegenschaft; ist es der Hang nach einem anscheinend freieren Leben, das Verlangen nach dem äußeren Erfolg, dem Beifall des Publikums, den Lorbeeren und öffentlichen Ehren, mit einem Worte, die Eitelkeit, oder ist es der reine Wunsch, der Kunst in Glut und Hingabe zu dienen, den Dichtern eine eifrige, mitfühlende, verständige Auslegerin zu werden, dem Publikum eine begeisterte, begeisternde Verkünderin ewiger Wahrheiten und Schönheiten und, im Dienst der leichteren Autoren, eine gescheite Rätsellöserin, eine muntere Grillenverscheucherin, eine kurzweilige Unterhalterin?

Heute weiß ich, daß von allen diesen Beweggründen mich jeder ein Stückchen geschoben hat: am wenigsten die Eitelkeit und die Lust am freien Leben, am stärksten die Liebe zur Kunst.

Und so ist es jetzt entschieden, daß ich Schauspielerin werde, wenn — da steht noch das große „Wenn" am Wege — wenn ich Talent habe. Das aber will ich bald erfahren, und mein lieber Doktor Götz soll mir dabei helfen.

Nur diese Frage beunruhigt mich noch, alles andere ist bedacht: die Unzufriedenheit und der Widerstand meiner Verwandten; die Trennung von der Gesellschaftssphäre, in der ich jetzt lebe; die Mühe und Last der Vorbereitung; die Enttäuschungen, die wie allen Künstlern auch meiner warten; die Opfer, die ich werde bringen müssen an Gütern des Leibes, des Herzens und der Seele; der Kampf um das tägliche Brot im Dienste einer Kunst, die mehr Kostgänger hat, als ihre Pflegestätten ernähren können; Neid und Feindschaft meiner Mitarbeiter an den Bühnen, die mich roher und listiger angreifen werden, als ich es von den Menschen, mit denen ich bisher zusammen wirkte, erfahren habe. An vielen von diesen Steinen im Wege werde ich meinen Fuß mit unabwendbarer Gewißheit stoßen, anderen werde ich mit

Mutter nahm die ganze Geschichte sehr ruhig auf. Sie sagte: „Die Anstellung wird ja noch kommen. Du bist ja noch so jung und versäumst nichts."

Ich war sehr froh, daß Mutter so gleichmütig blieb und sich nicht sorgte und grämte.

Das eine steht bei mir heute schon felsenfest: Lehrerin bleibe ich nicht, wenn sich meine Vorgesetzten und Kollegen nicht an meine unschuldigen Neigungen gewöhnen. Eigentlich bin ich heute schon entschlossen, auf die Kränkung der Übergehung mit dem Austritt zu antworten, aber nur immer langsam voran. Es ist ein folgenschwerer Schritt. Ich will noch einmal eine Nacht lang über alles nachdenken, was damit zusammenhängt und dann: so oder so! Ich weiß zwar, daß ich mit diesem Zögern mir vor mir selbst nur noch eine kurze Gewissenhaftigkeitsfrist setze, aber warum auch nicht? Nachdenken über sich selbst hat noch niemand geschadet.

1. April, mittags.

Vorsichtig gehen! Nicht blindlings losstürmen auf das neue Ziel! Alles Rüstzeug mir erwerben, das für Fleiß und Geld zu erlangen ist. Alle Hilfe und jeden Beistand mir sichern, der irgendwie zu erreichen ist. Und klar sehen; klar sehen in mich selbst hinein! Das habe ich durch Wochen geübt und bin nach manchem Fehlblick endlich dazu gekommen. Der Satz, den ich bisher nicht in dieses Buch schreiben konnte, weil die Unklarheit über mein Wünschen und Wollen mich nicht zu seiner deutlichen Bildung gelangen ließ, er soll nun hier stehen:

„Ich will Schauspielerin werden!"

Viel gab es zu erwägen, ehe der Entschluß reif war. Zunächst galt es, mich selbst zu prüfen, die Beweggründe aufzusuchen, die mich nach dem neuen Beruf hindrängen. Ist es die Unlust am Lehrberuf, der Verdruß über die persönliche und pädago-

unbefriedigter und unfreier in ihm gefühlt habe, und wie ich nach und nach dazu gekommen und gedrängt worden bin, auszuspringen. Das alles habe ich diesen Blättern oft genug anvertraut. Er hatte mir gegenüber Platz genommen und hörte aufmerksam zu, ohne mich zu unterbrechen. Ein paarmal nickte er zustimmend, ein paarmal schüttelte er leicht den Kopf. Als ich fertig war, sagte er:

„Die Hauptgründe, wegen deren Sie sich in den Lehrberuf nicht eingewöhnen können, liegen weder in der handwerksmäßigen Weise, in der er an dieser Schule betrieben wird, noch in den Nörgeleien des Direktors und den Ungezogenheiten der Kollegen, die liegen vielmehr in ihren Wesenseigenschaften. Ihr Temperament will den langsamen Trott nicht einhalten, den wegen der geistigen Verschiedenheit der Schüler der Unterricht nicht überschreiten darf. Die große Selbständigkeit Ihres Denkens, Fühlens und Wollens stößt sich überall an den Schranken, die notwendigerweise der Lehrplan ziehen muß. Ihre innere Vornehmheit fühlt sich verletzt durch das kleinliche und anstandswidrige Verhalten einiger Kollegen, Ihre Ehrlichkeit mag die Pflichten des Dienstes nicht so leicht und bequem auffassen, wie andere Lehrer es tun, und Ihre Gerechtigkeit wird verletzt durch die Schikanen des Direktors. Das alles ist sehr viel. Aber ist es genug, um eine sichere Stellung und Zukunft aufzugeben? Daß Sie sich noch auf Jahre hinaus im Lehramt nicht wohlfühlen werden, ist mir gewiß, es fragt sich aber, ob Sie Ihren Charakter nicht mit der Zeit so umbilden können, daß Sie sich eingewöhnen."

Ich war sehr erstaunt, daß er so zu mir sprechen konnte. Das hatte ich nicht erwartet. Ich fragte deshalb ziemlich spitz:

„Möchten Sie, daß ich mich so verändere? Können Sie mir raten, schließlich ein Fräulein Fink zu werden oder wie die Typen alle heißen?!"

Wahrscheinlichkeit begegnen und gegen das ganze Heer der Widerwärtigkeiten werde ich kämpfen und mich wehren müssen, allein auf mich selbst gestellt.

Aber ich habe Mut und Selbstvertrauen. Und daneben die Hauptsache: ich gehe besser ausgerüstet in den Kampf, als die meisten Frauen, die sich dem Theater widmen. Ich bin reifer, gründlicher gebildet, sittlich gefestigter und mit Geld und Gut reichlicher ausgestattet als in der Regel die Theaternovizen.

Darum: Vorwärts!

Die Tage der Überlegung sind vorbei, und ich habe in meinem Alter keine Zeit mehr zu verlieren.

1. April, nachts.

Das erste Hindernis ist genommen, ein wirklich ernstes Hindernis.

Als Doktor Götz heute Abend heimkam, bin ich zu ihm gegangen und habe ihn um eine Unterredung gebeten. Er war sofort bereit, ließ mich auf dem Sofa niedersitzen und der Kampf begann.

„Also, Herr Doktor, ich bleibe nicht Lehrerin."

„Na, na, Fräulein Helene, das werden wir uns doch noch mal sehr gründlich überlegen."

„Es ist in hundert Stunden und vielen Nächten erwogen und bedacht worden, und mein Entschluß steht unabänderlich fest."

„Also kein übereilter Entschluß. Das ist immerhin etwas. Ich möchte aber gern die Gründe der Fahnenflucht, oder sagt man hier besser der Bakelflucht, wissen. Ich nehme an, Sie wünschen für irgend einen Zukunftschritt meinen Rat. Da wäre es mir sehr lieb, von Ihnen die Veranlassung zu dem Bruch mit Vergangenheit und Gegenwart zu erfahren."

Dazu hatte er ein Recht, und ich habe ihm erzählt, wie ich, je länger ich im Lehrberuf tätig war, mich umso unbehaglicher,

trocknen, weil es jeden Tag neue Liebe hervorbringen müßte. Ich meine, Sie sollten, ehe Sie die Schulmeisterei ganz aufgeben, einen Versuch mit einer Versetzung an eine ander Schule machen."

Wie schwer er mir's doch machte, den ersten Fuß auf den neuen Weg zu setzen! Was er mir sagte, war sicher sehr verständig und zu anderer Zeit würde es mein Nachdenken geweckt haben. Jetzt war ich aber doch schon fest entschlossen, meinen Beruf zu wechseln, und hatte mich schon viel zu sehr an den Gedanken gewöhnt, bald auf der Bühne zu stehen. Deshalb gingen seine Worte eindruckslos an meinem Ohr vorbei und ich sagte ihm:

„Auch eine Versetzung wäre vergebens. Ich kenne mich doch. Mir ist, als ginge mir die Arbeit in der Schule wider das Blut und wider die Bestimmung."

„Mit anderen Worten, Ihr Entschluß steht bombenfest und ist selbst mit den besten Vernunftgründen nicht zu erschüttern. Eine Frage möchte ich mir aber doch noch erlauben: glauben Sie, es gäbe in der ganzen Welt einen Beruf, der Ihnen nicht Unbequemlichkeiten und Lasten und Enttäuschungen brächte?"

„Gewiß gibt es keinen solchen," sagte ich, „in einem Berufe aber, dem ich mit Lust und Liebe diene, werde ich das alles nicht so bitter empfinden."

Er sah mich sehr aufmerksam an und strich sich ein paarmal wie in einer inneren Unruhe mit der Hand über den Scheitel. Dann sagte er:

„Das klingt, als hätten Sie sich schon für einen anderen Beruf entschieden."

„Allerdings!" sagte ich, und dabei wurde mir ein wenig bange um das Herz. Jetzt kam der Augenblick, in dem ich zum ersten Male einem anderen Menschen meine geheimsten Wünsche verraten sollte. Doktor Götz trommelte in leichter Erregung und gespannter Erwartung mit den Fingern auf der Tischplatte, als er sagte:

„Darf man fragen, für welchen?"

Ich holte tief Atem. Jetzt also mußte das Geheimnis heraus. Ich gab meiner Stimme so viel Festigkeit wie möglich und sagte:

„Ich will, wenn ich Talent habe, Schauspielerin werden."

Kaum war das Wort heraus, da hätte ich es um die Welt gern wieder zurückgerufen, so betroffen und tief bewegt war ich von dem Eindruck, den es auf Doktor Götz machte. Er starrte mich erschrocken und fast entgeistert an, die Arme sanken schlaff an seinen Seiten nieder, und seine Lippen wurden bleich:

„Schauspielerin," rief er, „Schauspielerin!? Dachte ich es doch! Und Sie..... Sie.....?!" Dann sprang er heftig vom Stuhle auf und rief:

„Niemals!"

Und durchmaß ein paarmal mit starken harten Schritten das Zimmer und rief wieder:

„Niemals!"

Und wieder ein paar Märsche im Zimmer auf und ab und dann:

„Ich habe es geahnt! — Ich hab's gewußt! — Und ich bin mit schuld daran! — — Herrgott, daß ich daran schuld sein muß! Ich habe Sie ins Theater geführt und zu den Theaterleuten gebracht! — Aber nein, nein! — — Es kann nicht sein! — — Es darf nicht sein! — — Ich leide es nicht! — —"

Ich war peinlich überrascht, als er sich immer mehr in eine Aufregung hineinredete, die mir stark übertrieben erschien, und konnte mich nicht enthalten, ihn ziemlich erstaunt zu fragen:

„Herr Doktor, wie stellen Sie sich denn dieses „Nichtleiden" vor?"

Er hielt auf seiner Wanderung inne und schaute mich an wie aufgeschreckt aus Selbstvergessenheit und Qual, starr und schmerzlich. Dann legte sich Verlegenheit auf sein ganzes Wesen, er trat an mich heran und sprach mit Zögern und Stocken und Wehmut:

„Sie haben recht. — Mich geht es nichts an, was Sie unternehmen. — — Mich darf es nichts angehen! — Ich habe kein Recht, mich auf Ihren Weg zu stellen. — — Ich habe kein Mittel, Sie zu lenken oder zu halten. — Ich bin hilflos und machtlos, und daß es so ist, das verschafft mir mehr Herzeleid, als Sie verstehen können. — Aber eines kann ich und darf ich: Ihnen raten!" — —

Ich unterbrach ihn lebhaft und fast freudig:

„Aber weiter will ich nichts von Ihnen, und ich bin Ihnen so dankbar für Ihren Rat."

Er fuhr sehr ernst fort, als habe er gar nicht gehört, was ich sagte:

„Und warnen darf ich Sie, muß ich Sie! — Was wissen Sie vom Theater? Sie haben von außen die glänzende Seite gesehen. Das ist alles! Aber Sie wissen nichts von dem Leben, von den Kämpfen der Leute, die vor Ihnen in schimmernden Gewändern und blendendem Licht als Könige und Millionäre, als begehrte Damen und schöne leichte Sünderinnen agieren, oder die auf den Brettern tiefe Lebensprobleme lösen und harte Seelenkämpfe durchfechten und die dadurch vor Ihnen auf erhabener geistiger und künstlerischer Warte zu stehen scheinen. Das alles aber ist nur Schein! Das Leben fast aller dieser Theatermenschen verläuft nicht in Glanz, bewegt sich nicht auf der Sonnenseite, es verrinnt, begleitet von Not und Leid und Feindschaft in Nacht und Vergessenheit und Bedeutungslosigkeit."

„Aber, Herr Doktor," fiel ich ihm ins Wort, „das alles weiß ich schon, damit sagen Sie mir nichts Neues. Was hat aber das alles mit der Kunst zu tun, und sie ist es doch allein, die mich zum Theater lockt."

„Kunst, Kunst! Das sagen Sie so," sprach er müde. „Was und wie viel und wie groß ist denn diese Kunst? Aber um sie handelt es sich jetzt nicht, sondern darum, daß Sie im Dienste dieser Kunst

tausend Widerwärtigkeiten erfahren müssen, von deren Grausamkeit und Scheußlichkeit Sie Ihr bisheriges Leben auch nicht eine Ahnung hat spüren lassen."

Warum machen einem die Menschen und besonders die Leute, die sich einbilden, sie meinten es gut mit uns, die Ausführung eines lieb gewordenen Entschlusses so schwer!? Ich wurde innerlich recht ungeduldig, ob der vielen von mir vor mir selbst längst bedachten, teils als zutreffend erkannten, teils widerlegten Einwände und sagte ihm, daß ich alles, was er mir vorstelle, längst überlegt und geprüft hätte, und daß mein Vorhaben durch nichts aufgehalten werden könne.

„Der Kampf, in den ich gehen muß, freut mich, denn er bedeutet mir Kraftprobe, Leben!" sagte ich zuletzt. „Ein Dasein ohne Kampf, wie ich es am Ende als gehorsame pflichteifrige Lehrerin führen könnte, würde mir schließlich langweilig werden. Voll von Kräfteanspannung und Ringen um das Ziel, das ich mir gesteckt habe, wünsche ich mir mein Leben, und ich verstehe nicht, warum Sie mir ein Schicksal nicht gönnen wollen, das ich mir selbst ausgesucht habe."

„Fräulein Helene, was Sie eben gesagt haben, glauben Sie doch selbst nicht. Sie sind ungerecht, und ich fürchte, wenn wir heute unser Gespräch fortsetzen, enden wir mit einer Verstimmung. Ich schlage Ihnen einen Waffenstillstand vor. Wir wollen uns beide die Sache noch einmal gründlich überlegen, Sie sich Ihren Entschluß, ich mir den Rat, den Sie von mir verlangen."

„Gut!" sagte ich. „Obgleich ich eigentlich nichts mehr zu bedenken habe. Wann werden Sie mir Bescheid geben?"

„Übermorgen um dieselbe Stunde."

3. April.

Wieder ein Schritt vorwärts. Heute abend um sieben Uhr kam Doktor Götz heim und brachte Herrn Konrad vom Stadt-

theater mit. Ich ging zu ihm hinüber, wie wir verabredet hatten, und sofort begann die zweite Besprechung meiner Theaterpläne. Konrad sagte nach kurzer Begrüßung zu mir:

„Also Sie wollen Schauspielerin werden? Haben Sie denn Talent?"

„Das möchte ich von Ihnen erfahren," sagte ich.

„Unser lieber Doktor hat mich gebeten, Ihren Theaterplan noch einmal gründlich mit Ihnen durchzusprechen, wenn es Ihnen recht ist."

„Sehr recht! Und es ist sehr freundlich von Ihnen."

„Dann bitte ich schon vorher um Entschuldigung, wenn ich dabei über Dinge rede, die man sonst vor Damen nicht erwähnt. Hier geht das aber nicht anders. Die Sache ist nämlich die: Ein Mädchen, das ohne starke Begabung oder viel Geld zur Bühne geht, könnte ebenso gut in ein Bordell eintreten. Beides läuft für sie so ziemlich auf dasselbe hinaus. Beim Theater ist manchmal die Form etwas graziöser, aber nicht immer. Das trifft natürlich nur für die Schauspielerin zu, die trotz Talentlosigkeit und Geldmangel beim Theater bleibt, oder die nicht hungern mag, daß die Schwarte knackt. Einige können das. Aber es gibt schundige Gagen, und sie bilden die Regel, die auch das virtuoseste Hungern nicht genügend strecken kann, und dann, — ja dann bleibt eben nichts anderes übrig. In Ihrem Fall braucht es ja nicht bis zum äußersten oder vielmehr bis zum alltäglich Üblichen zu kommen. Sie sind geprüfte Lehrerin, Sie können, wenn es Ihnen in der Kunst nicht gelingt, schließlich in das bürgerliche Leben zurücktreten, können Erzieherin oder Gesellschafterin werden. In den Lehrerinnenberuf werden Sie allerdings kaum mehr zurückkehren können, wenn Sie eine Zeitlang Schauspielerin gewesen sind. Mit dem Gedanken müssen Sie sich vertraut machen. Ich glaube nicht, daß es eine Schulbehörde gibt, die eine ehemalige Bühnenkünstlerin anstellt, und ich kann es keiner verdenken."

„Ich hoffe Talent genug zu haben, um bei der Bühne bleiben zu können," sagte ich darauf.

„Ich will es Ihnen wünschen, wenn nun einmal Ihr Herz daran hängt," sagte er, „aber der Entschluß kann trotzdem nicht ernsthaft genug erwogen werden. Es gibt mehr Talente als gute Gagen. Von allen deutschen Bühnenangehörigen haben nur zehn Prozent ein Jahreseinkommen von dreitausend Mark und mehr, also von fünfundzwanzigtausend nur zweitausendfünfhundert. Wenn Sie bedenken, daß dabei auch die Leute von der Oper sind, die überhaupt höhere Gagen beziehen als die Schauspieler, so können Sie sich ausrechnen, daß der Prozentsatz der Leute vom Schauspiel, die 3000 Mark und mehr beziehen, noch erheblich niedriger sein muß, als zehn vom Hundert."

„Mein kleines Vermögen wird hoffentlich reichen, um den Fehlbetrag zu decken, bis ich die Dreitausend-Mark-Grenze erreiche. Ich hoffe, das soll nicht zu lange dauern."

„Und wenn Sie sie erreicht haben, so ist noch nicht viel gewonnen," warf er ein. „Sie sind dann an einem guten Theater, an dem ein gewisser Toilettenluxus verlangt wird, zu dessen Bestreitung die Gage kaum hinreicht."

„Gut," sagte ich, „so werde ich nach einer höheren streben. An Mut, Fleiß und Ehrgeiz dazu fehlt es mir nicht, wenn nur die Begabung da ist."

„Mut, Fleiß und Ehrgeiz gehören freilich dazu," meinte er. „Gut, wenn Sie die haben. Also reden wir von etwas anderem. Wie alle Anfänger, die die Bühne nur von außen kennen, glauben jedenfalls auch Sie, der Schauspielerberuf werde Sie in ein Leben voll Glanz und Ruhm führen, er werde Sie glücklich und zufrieden machen, wie andere Berufe ihre Diener auch. Geben Sie diesen Gedanken beizeiten auf! Es gibt keinen Beruf, der seine Anhänger so unbefriedigt läßt wie der unsere, keinen, der Arbeit, Streben, Hingabe, Ehrgeiz so kärglich belohnt, keinen,

der so die Jugend mit Versprechungen belügt und das Alter mit Enttäuschungen betrügt, keinen, der gleich ihm vom ersten Tage bis zum letzten, den wir ihm widmen, erfüllt ist von Kampf, von unaufhörlichem, erbittertem, rücksichtslosem Kampf um Brot und Anerkennung, um Zufriedenheit mit sich selbst, um das Glück, das befriedigende Arbeit schafft. Ich habe ein paar hundert Schauspieler gekannt. Viele der Großen sind darunter. Einige davon, Barnay, Mitterwurzer, Matkowsky, Kainz, Friedmann und andere sind meine Freunde geworden: zu Ruhm und Reichtum hat es der und jener gebracht, glücklich in seiner Kunst ist nicht einer geworden.

Und nun wollen auch Sie dazu gehen, die mir berufen scheint, im Leben glücklich zu werden und glücklich zu machen. Muß es denn sein?"

„Es muß so sein, weil ich es will. Und wenn Sie mir nicht helfen wollen, muß ich mir anderswo Hilfe suchen."

Er stand auf und ging an das Fenster und sah hinaus auf die nächtliche Straße. Doktor Götz hatte die ganze Zeit wortlos und regungslos an seinem Schreibtisch gesessen, den Kopf auf die Hand gestützt. Jetzt richtete er sich auf und sah mich mit einem langen, ernsten Blick an.

„Muß es wirklich sein?" fragte er müde.

„Ja," sagte ich hart.

„So raten Sie weiter, Konrad," sagte er, „wenn nun einmal keine Warnung nützt."

Konrad kam vom Fenster zurück und setzte sich wieder in seinen Stuhl.

„Vermutlich haben Sie sich für das Fach der Salondamen und Charakterliebhaberinnen entschieden," sagte er. „Ihre schlanke Figur, Ihr feines, ausdrucksvolles Gesicht, die lebendigen Augen, die eleganten runden Bewegungen bestimmen Sie gewissermaßen dazu. Sie bringen überhaupt manches mit, was Sie

„Ich hoffe Talent genug zu haben, um bei der Bühne bleiben zu können," sagte ich darauf.

„Ich will es Ihnen wünschen, wenn nun einmal Ihr Herz daran hängt," sagte er, „aber der Entschluß kann trotzdem nicht ernsthaft genug erwogen werden. Es gibt mehr Talente als gute Gagen. Von allen deutschen Bühnenangehörigen haben nur zehn Prozent ein Jahreseinkommen von dreitausend Mark und mehr, also von fünfundzwanzigtausend nur zweitausendfünfhundert. Wenn Sie bedenken, daß dabei auch die Leute von der Oper sind, die überhaupt höhere Gagen beziehen als die Schauspieler, so können Sie sich ausrechnen, daß der Prozentsatz der Leute vom Schauspiel, die 3000 Mark und mehr beziehen, noch erheblich niedriger sein muß, als zehn vom Hundert."

„Mein kleines Vermögen wird hoffentlich reichen, um den Fehlbetrag zu decken, bis ich die Dreitausend-Mark-Grenze erreiche. Ich hoffe, das soll nicht zu lange dauern."

„Und wenn Sie sie erreicht haben, so ist noch nicht viel gewonnen," warf er ein. „Sie sind dann an einem guten Theater, an dem ein gewisser Toilettenluxus verlangt wird, zu dessen Bestreitung die Gage kaum hinreicht."

„Gut," sagte ich, „so werde ich nach einer höheren streben. An Mut, Fleiß und Ehrgeiz dazu fehlt es mir nicht, wenn nur die Begabung da ist."

„Mut, Fleiß und Ehrgeiz gehören freilich dazu," meinte er. „Gut, wenn Sie die haben. Also reden wir von etwas anderem. Wie alle Anfänger, die die Bühne nur von außen kennen, glauben jedenfalls auch Sie, der Schauspielerberuf werde Sie in ein Leben voll Glanz und Ruhm führen, er werde Sie glücklich und zufrieden machen, wie andere Berufe ihre Diener auch. Geben Sie diesen Gedanken beizeiten auf! Es gibt keinen Beruf, der seine Anhänger so unbefriedigt läßt wie der unsere, keinen, der Arbeit, Streben, Hingabe, Ehrgeiz so kärglich belohnt, keinen,

vermocht. Ich bin sehr neugierig auf übermorgen, auf die Talentprobe.

5. April, nachts.

Gewonnen! Ich bin so froh und glücklich, daß ich jetzt mitten in der Nacht singen und jubeln möchte. Ich habe Talent, ein starkes Talent, hat mir Herr Konrad gesagt.

Er kam kurz nach 7 Uhr mit Doktor Götz, und ich ging dann gleich zu ihnen hinüber. Um vor Mutter einen unverdächtigen Vorwand zu haben, sagte ich, mir sei in der letzten Wallenstein-Aufführung manches aufgefallen, worüber ich mit den Herren reden wolle.

Herr Konrad hatte einen Tisch und ein paar Stühle so gestellt, wie es für unsere Zwecke passend war, Doktor Götz bekam das Buch in die Hand um zu soufflieren, und dann ging es los. Ich war zuerst sehr befangen, ich schämte mich, glaube ich, ein wenig. Wie aber Herr Konrad zu spielen begann, ganz als ob er auf der Bühne stände, riß er mich mit fort, meine Steifheit und Hilflosigkeit verschwand, die Befangenheit verließ mich, ich genierte mich nicht mehr, ich sah auf einmal wirklich den Regierungsrat in seiner Kläglichkeit vor mir und wurde in Zorn, Entrüstung und Verachtung die Magda. Ich hatte tüchtig gelernt und mir die Szene fleißig und eingehend zurecht gelegt, und weil ich das Merken auf die Stichworte noch nicht verstehe, hatte ich die Rolle des Regierungsrates auch mit auswendig gelernt, so daß ich vollständig unabhängig von Souffleur und Partner war. Als die Szene zu Ende war, sagte Konrad: „Brav, brav!“ und sah Doktor Götz fragend an. Der saß am Schreibtisch und starrte mich mit brennenden großen Augen an. Seine Wangen waren bleich, die Hand mit dem Buch lag schlaff auf seinem Knie. Da er beharrlich schwieg, sagte Konrad zu ihm:

„Na, was meinen Sie? Ich denke die Kleine kann es wagen.“

„Ja, ja," sagte Doktor Götz, „Talent ist entschieden vorhanden."

Wir haben dann noch allerlei hin und her geredet. Doktor Götz äußerte noch eine Menge Bedenken, die Herr Konrad und ich widerlegten. Konrad war wie verwandelt gegen vorgestern. Er nahm sich wacker und freundlich meiner Wünsche und Pläne an, besprach mit mir die ersten Schritte auf dem neuen Wege und gab mir manchen guten Rat. Schließlich sind wir übereingekommen, daß er mir Unterricht geben soll. Über acht Tage, wenn die Schule wieder begonnen hat, wollen wir damit anfangen, denn dann fällt es Mutter nicht auf. Ich will meine Absichten vorläufig vor Mutter noch geheim halten, bis ich kurz vor dem Übertritt zum Theater stehe.

Herr Konrad ging bald fort, und ich blieb eine Weile mit Doktor Götz allein. Er war an seinem Schreibtisch sitzen geblieben und schaute schweigend vor sich hin. Ich trat an ihn heran und sagte:

„Freuen Sie sich nicht mit mir, daß meine Hoffnungen Wirklichkeit werden sollen?"

„Das kann ich nicht," sagte er, „denn ich weiß zu sicher, daß Sie auf dem Wege nach Ihrem Ziel Menschenliebe und reinen Frohsinn, Glück und Zufriedenheit und noch manches andere Lebensgut verlieren werden. Warum bin ich nicht Ihr Bruder? Ihm würden Sie vielleicht zuliebe tun, um was ich Sie vergebens bitte: die Bühne zu meiden."

Ich war an ihn herangetreten und legte die Hand auf seine Schulter:

„Mein Bruder soll noch einmal stolz sein auf seine Schwester-Künstlerin," sagte ich.

„Das will ich nicht," sagte er, „ich will Sie glücklich sehen."

„Glücklich kann ich nur werden, wenn ich auf dem selbstgewählten Wege der Kunst gehen darf," sagte ich.

Er stand auf und nahm meine Hand fest in die seine.

„Sie kennen das Leben nicht, in das Sie gehen wollen," sagte er sehr ernst, „und darum können Sie meine Sorgen und Schmerzen über Ihren Entschluß nicht begreifen. Ich wünsche von ganzem Herzen, daß Ihnen nie der Tag kommen möge, an dem Sie sie verstehen."

So schieden wir.

30. April.

Es ist eine ganze Weile vergangen, seitdem ich zuletzt vor meinem Tagebuch saß. Ich habe jetzt nicht viel Zeit dafür übrig. Schule, Schauspielstunden, Privatstunden und eine Menge zu lernen — wenn ich das alles besorgt habe, bin ich müde geworden.

Bis jetzt war ich fünfmal bei Herrn Konrad. In den ersten beiden Stunden haben wir Sprechübungen vorgenommen. Mehr waren nach seiner Meinung nicht nötig, da ich einesteils, wie überhaupt die gebildeten Leute hier zulande, nur wenig Dialekt spreche, und da anderenteils der Deklamationsunterricht, den mir früher Vater erteilte, sehr gut vorgearbeitet hat. In der dritten Stunde begannen wir schon mit Rollenstudien, und zwar haben wir mit der Eleonore von Este angefangen, weil Konrad Versübungen für unerläßlich hält. In der nächsten Stunde wird die Porzia im »Kaufmann von Venedig« drangenommen. Danach soll die Adelheid aus den »Journalisten« studiert werden, und später werden Sudermann, Hauptmann, Ibsen, einige Franzosen und noch andere moderne Herren vorgenommen. Es geht ziemlich schnell vorwärts, denn ich arbeite so fleißig, daß Konrad ganz erstaunt ist. Ich fasse sehr schnell auf und lerne leicht, das ist das ganze Geheimnis. Außerdem bringe ich bessere Urteils- und Wissensvorbedingungen mit als die Volksschüler und Sonntagsschulleute, die, wie mir Konrad sagte, bisher mindestens vier fünftel seiner Schüler gestellt haben.

„Ja, ja," sagte Doktor Götz, „Talent ist entschieden vorhanden."

Wir haben dann noch allerlei hin und her geredet. Doktor Götz äußerte noch eine Menge Bedenken, die Herr Konrad und ich widerlegten. Konrad war wie verwandelt gegen vorgestern. Er nahm sich wacker und freundlich meiner Wünsche und Pläne an, besprach mit mir die ersten Schritte auf dem neuen Wege und gab mir manchen guten Rat. Schließlich sind wir übereingekommen, daß er mir Unterricht geben soll. Über acht Tage, wenn die Schule wieder begonnen hat, wollen wir damit anfangen, denn dann fällt es Mutter nicht auf. Ich will meine Absichten vorläufig vor Mutter noch geheim halten, bis ich kurz vor dem Übertritt zum Theater stehe.

Herr Konrad ging bald fort, und ich blieb eine Weile mit Doktor Götz allein. Er war an seinem Schreibtisch sitzen geblieben und schaute schweigend vor sich hin. Ich trat an ihn heran und sagte:

„Freuen Sie sich nicht mit mir, daß meine Hoffnungen Wirklichkeit werden sollen?"

„Das kann ich nicht," sagte er, „denn ich weiß zu sicher, daß Sie auf dem Wege nach Ihrem Ziel Menschenliebe und reinen Frohsinn, Glück und Zufriedenheit und noch manches andere Lebensgut verlieren werden. Warum bin ich nicht Ihr Bruder? Ihm würden Sie vielleicht zuliebe tun, um was ich Sie vergebens bitte: die Bühne zu meiden."

Ich war an ihn herangetreten und legte die Hand auf seine Schulter:

„Mein Bruder soll noch einmal stolz sein auf seine Schwester-Künstlerin," sagte ich.

„Das will ich nicht," sagte er, „ich will Sie glücklich sehen."

„Glücklich kann ich nur werden, wenn ich auf dem selbstgewählten Wege der Kunst gehen darf," sagte ich.

in die Psychologie und viele andere schöne Sachen, die ich fleißig benutzen werde. Dazu hat er mir anbefohlen, ihn zu fragen, wenn mir irgend etwas unverständlich ist, und mich nicht zu scheuen, so oft zu kommen, als es mir nützlich ist. Auch das werde ich reichlich tun, schon weil ich weiß, daß meine Gesellschaft ihn froh macht und — sei ehrlich, Helene — weil auch ich gern mit ihm plaudern und in seine klaren grauen Augen schauen mag.

In der Schule gehe ich jetzt denselben langsamen Trott, wie die gesamte Kollegenschaft, und es wird mir nicht schwer. Ich glaube, ich könnte gar nicht anders. Ich bin geistig durch meine außerhalb der Schule zu leistende Arbeit so sehr in Anspruch genommen, daß mir für die Unterrichtsstunden nur noch die nötigste Kraft übrig bleibt. Dem Herrn Direktor mache ich das Vergnügen, seine Anweisungen so gewissenhaft wie möglich zu befolgen und habe deshalb den großen Erfolg einer zweimaligen Anerkennung zu verzeichnen. Guter Mann, wenn du wüßtest, warum ich so zahm und lahm bin.

So bin ich glücklich, fleißig und zufrieden und halte beide Augen unverrückt auf mein Ziel gerichtet. Nur ungeduldig bin ich, maßlos ungeduldig. Ich kann den Tag nicht erwarten, an dem ich zum ersten Male vor dem Publikum stehen werde. Wenn es doch nur erst so weit wäre! Und dann: wo wird es sein? und wie wird es ausgehen? Es hängt sich immer eine Frage an die andere. Ich darf gar nicht anfangen, das Wann und Wie und Wo zu befragen, denn ich finde dann kein Aufhören. Und das zerstreut mich und führt mich in unfruchtbare Phantasien von Erfolg und Ruhm und Gold. Einstweilen ist noch Lernzeit. Alles andere kommt später — vielleicht. —

Langenstedt, 27. Juli.

Seit acht Tagen sind wir bei Johannes und Anna als Feriengäste. Ich habe mich schwer entschlossen, mitzugehen, ich

wollte in der langen schulfreien Zeit emsig studieren, aber ich fand keinen überzeugenden Grund für mein Zurückbleiben und ich durfte auch Mutter nicht die Freude stören, ihr Enkelchen wieder zu sehen. Und schließlich ist es auch besser für mich, ein paar Wochen auszuruhen und statt Neues zu lernen das Alte zu bedenken, zu prüfen und zu verdauen.

Weil Johannes viel im Amt zu tun hat und Mutter und Anna den ganzen Tag um ihren Buben beschäftigt sind, bin ich auch hier viel mir selbst überlassen und kann meinen Gedanken nachhängen.

Der kleine Bursch ist ein ganz prächtiges Kerlchen geworden, rund, rosig und munter und freut sich den ganzen Tag im Schlafen und Wachen seines Lebens.

Doktor Götz hat sich, rücksichtsvoll wie immer, mit seinem Urlaub nach meinen Ferien gerichtet. Er ist nach Südfrankreich gegangen, um in Vichy eine Kur zu gebrauchen. Wozu? Der kräftige, frische Mann! Die Junggesellen sind samt und sonders Hypochonder.

Kurz nach uns kommt er auch wieder heim, und dann werde ich mit ihm den ersten Schritt ins feindliche Leben beraten. Ich will bald nach den Ferien nach Berlin fahren, um mich einigen Theateragenten vorzustellen. Ich freue mich darauf und fürchte mich auch davor, aber es muß eben sein. Vielleicht bekomme ich noch für nächsten Winter ein kleines Engagement und kann zu Michaelis den Schuldienst verlassen. Vor der Berliner Reise kommt noch die Beichte vor Mutter. Bisher habe ich meine Stunden bei Konrad vertuschen können und für meine Studien mit Doktor Götz allerlei glaubhafte Gründe und wissenschaftliche Neigungen angegeben. Das Schwindeln war mir gräßlich, aber ich fürchtete, Mutter zu beunruhigen, wenn ich ihr meine Absichten erzählte, ohne ihr zugleich einen festen Lebensplan entwickeln zu können. Jetzt muß es freilich sein, und ich habe ein wenig Angst vor der Stunde.

19. August.

Vorgestern sind wir von Langenstedt zurückgekommen, gestern hat die Schule wieder begonnen, und heute habe ich Mutter gebeichtet. Sie nahm mein Bekenntnis ruhiger und verständnisvoller auf, als ich geglaubt hatte. Nachmittags, als ich aus der Schule heimgekommen war, habe ich mich zu ihr an den Nähtisch gesetzt und habe ihr kurz und klar gesagt, daß ich den Lehrberuf aufgeben und zur Bühne gehen wolle. Sie war ein wenig betroffen, und mir schien, sie wurde um einen Schatten bleicher. Dann fragte sie sehr ruhig:

„Warum?"

„Weil ich unglücklich und unbefriedigt im Schuldienst bin, weil mein ganzes Herz am Theater hängt."

„Du bist jung, Helene," sagte sie, „bist du dir so klar über dein Wünschen und Wollen, daß du dich nicht mehr zu prüfen brauchst?"

Da habe ich ihr alles ausführlich erzählt, was ich in den letzten Monaten getrieben und gelernt habe, daß ich begabt bin und alles, alles, was zur Begründung und Erklärung und Entschuldigung meines Umsattelns dienen konnte. Sie stand von ihrem Stuhl auf und ging langsam im Zimmer hin und her, wie sie es in der Gewohnheit hat, wenn sie etwas tief bewegt. Schließlich sagte sie:

„Ich weiß und kenne wenig von dem Leben, das die Leute beim Theater führen, was ich aber davon habe erzählen hören, erfüllt mich mit Sorgen um dich. Wohl haben deine Eltern dich so erzogen, daß du in allen Anfechtungen den rechten Weg finden kannst, wenn du ihn suchen willst, aber dennoch ..... Soweit ich die Glieder von meiner und deines Vaters Familie kenne, ist es das erstemal, daß eines zur Bühne gehen will."

„Und wenn ich dir sage, Mutter, daß ich nicht anders kann,

daß ich nicht glücklich werde, wenn ich nicht Schauspielerin werden darf, daß mir mein ganzes Leben verdorben erscheint, wenn ich Lehrerin bleiben muß!"

„Es kann auch anders kommen," sagte sie mild. „Du kannst Gattin und Mutter werden und brauchst später nur noch deinen eigenen Kindern Lehrerin zu sein. Ich meine, das müßte dir noch besser gefallen, als das Theaterleben."

„Wenn mich einmal dieses Glück treffen will, kann es mich auch beim Theater finden," sagte ich.

„Ja, ja, das wohl," sagte sie, „ob aber auch so rein und bleibend wie anderswo?! Ich weiß nicht, wie du dazu kommst, aus unserem stillen Bürgerleben heraustreten zu wollen, und ich weiß auch — leider weiß ich es — daß du alle Mittel versuchen, alle Wege gehen wirst, um deinen Willen durchzusetzen. Du bist von Kindesbeinen an sehr selbständig und willensstark gewesen. Zu Anfang haben wir uns darüber gefreut, später habe ich mich manchmal angstvoll gefragt: wie aber soll es enden, wenn sie einmal etwas Schädliches oder Gefährliches mit gleicher Bestimmtheit will? Nein nein! Unterbrich mich nicht! Ich will glauben, daß an dem Wege der Bühnenkünstlerin nicht unvermeidbar Gefahr und Schaden stehen, und ich weiß, daß dir abraten oder gar verbieten keinen Zweck haben würde. Ich will es auch nicht tun, denn ich will keine Schranke zwischen mir und meinem Kinde aufbauen. Dazu aber würde mein Widerspruch werden. Ich bin nicht reich genug an Menschen, die ich lieb habe und die mich lieben, um das zu dürfen. Aber warnen will ich dich, und dir raten: überlege hundertmal, ehe du einen Schritt gehst, und berate dich mit klugen Leuten, die das Leben und den Beruf, den du dir wählen willst, besser kennen als ich."

Wir haben dann noch eine Weile hin und hergeredet über das Für und Wider, aber es kam zu keiner glatten und unbedingten Erlaubnis Mutters für mich, zu tun, was ich mir wünsche. Immer-

hin habe ich beim ersten Sturm auf Mutters Bedenken mehr gewonnen, als ich erwartet hatte. Auf einen Hieb fällt kein Baum, es muß also weiter gearbeitet werden.

Heute nacht kommt Doktor Götz zurück. Ob ich ihn mir als Beistand werbe? Ungefährlich erscheint mir das allerdings nicht, wenn ich an seinen früheren Widerstand denke. Jedenfalls müßte ich ihn vorher gründlich bearbeiten.

20. August.

Daß ich so rasch vorwärts kommen würde, hätte ich mir in meinen kühnsten Träumen nicht einfallen lassen. Als ich heute Mittag aus der Schule heimkam, sagte mir Mutter, sie habe mit Doktor Götz über meine Theaterpläne gesprochen. Mir fuhr zuerst der Schreck durch alle Knochen und ich dachte, alles sei nun aus. Als Mutter aber weiter sprach, wurde ich schnell sehr froh und dankbar. Doktor Götz hat Mutter gesagt, ich habe ein starkes Talent, er sei überzeugt, daß ich bald in die Höhe kommen und die Misère des Theaterlebens kaum kennen lernen werde, da mein Vermögen mir über die ersten schweren Jahre hinweg helfen könnte. Mutter sagte dazu:

„Ich vertraue Herrn Doktor Götz, und da er dir eine gute Zukunft prophezeit, will ich mich deinen Wünschen nicht entgegenstellen. Es würde auch wohl nichts nützen, so wie ich dich kenne."

Ich habe sie nach dieser schönen Rede geherzt und geküßt und ihr tausendmal gedankt. Dann haben wir verabredet, Onkel Oberpfarrer nichts zu sagen, bis ich mündig bin. Wenn ich erst einundzwanzig bin, hat er mir nichts mehr dreinzureden.

Nach dieser zweiten Unterredung mit Mutter ist mir erheblich leichter ums Herz.

Aber mein guter Doktor ist mir ein Rätsel. Erst stellt er sich

an, als ob ich geraden Wegs in die Hölle wandern wolle, und nachher beruhigt er Mutter und redet ihr zu, mir die Bühnenkarriere zu erlauben. Ich kann mir keinen Vers darauf machen, aber heute abend werde ich wohl erfahren, woher der Umschwung seiner Gesinnung kommt. Ich muß ihm doch für seine Hilfe danken, und dabei werde ich ihn fragen.

20. August, nachts.

Aus den Männern werde einer klug! Als Doktor Götz heute abend heimgekommen war, bin ich zu ihm gegangen und habe ihm, nachdem ich mich über sein prächtiges frisches Aussehen und sein verbranntes Gesicht gefreut hatte, für seine Hilfe gedankt. Da wurde er sehr ernst, sah mich an, als ob ich Paris verraten hätte, und sagte schließlich:

„Sie sollten mir nicht danken, Sie sollten mich tadeln! Denn ich bin gegen Ihre Frau Mutter nicht ehrlich gewesen. Ich hätte ihr den ganzen Jammer der Theaterleute schildern und ihr raten sollen, Sie nicht zur Bühne gehen zu lassen."

„Glauben Sie, daß das etwas genützt haben würde?" Ich konnte mir nicht verkneifen, ihn das ziemlich spöttisch zu fragen.

„Weil es nichts genützt haben würde," antwortete er mir, „habe ich es nicht getan. Ich wollte der sanften, sorgenvollen, weltunerfahrenen Frau nicht das Herz schwer machen. Das ist die Entschuldigung meiner Unwahrheit. Und noch einen anderen Grund habe ich für mein Schweigen. Das bitterste Elend, den schmerzlichst bohrenden Jammer der Theaterleute gebiert die Not. Vor ihr wird sie in den ersten Jahren Ihr väterliches Erbe schützen. Ich habe Ihrer Frau Mutter gesagt, ich hege die Hoffnung, daß Sie, ehe Ihr Geld aufgebraucht sei, auskömmliche Engagements finden würden. Aber ich glaube nicht recht daran. Von den Schauspielerinnen des Faches der Salondamen und

Charakterliebhaberinnen, das Sie sich gewählt haben, beziehen an deutschen Bühnen kaum zwanzig eine ausreichende Gage. Dieses Fach verlangt von allen den größten Toilettenaufwand. Es ist mir fraglich, ob Sie bald genug unter diesen zwanzig Glücklichen sein werden. Wenn ich Ihrer Frau Mutter trotzdem nicht abriet, Sie Bühnenkünstlerin werden zu lassen, so unterließ ich es, weil ich überzeugt bin, daß Sie, wie Sie nun mal innerlich und äußerlich erschaffen worden sind, bald einen ehrlichen tüchtigen Mann kennen lernen werden, der Sie liebt und dem auch Sie gut sind und dessen Frau Sie werden."

Ich fragte ihn: „Wünschen Sie mir das wirklich?"

„Ja, Fräulein Helene, von ganzem Herzen. Ich bin in der Frauenfrage ein altmodischer Mensch. Ich meine, die segensreichste Karriere der Frau sei noch immer: Gattin und Mutter zu sein und dadurch glücklich zu werden und glücklich zu machen. Und nun wollen wir von etwas anderem reden. Sie wollen in den nächsten Tagen nach Berlin, um sich einigen Theateragenten vorzustellen?"

„Übermorgen, wenn ich Urlaub bekomme."

„Sie werden dabei die ersten trüben Erfahrungen auf dem neuen Lebensweg machen. Den Leuten, zu denen Sie gehen wollen, gelten Sie nicht als ein Mensch, der hofft und strebt und fühlt und leidet, sondern nur als eine Ware. Der Theateragent nimmt nicht mehr Teil an Ihnen, als der Kaufmann an dem Sack Kaffee, den er verhandelt, als der Metzger an dem Schlachttier, das er verpfundet, es wäre denn, daß er ein rein männliches Interesse für Ihr Weibtum, für Ihren Körper empfände, und das ist schlimmer als die Gleichgültigkeit gegen Ihre Menschlichkeit. Leider gehört es zu den feststehenden Gebräuchen dieser Gentlemen."

„Aber meine Kunst, die ihm Verdienst bringt, wenn er mir eine Stätte verschafft, an der ich sie ausüben kann?!" sagte ich.

„Sehr richtig! Ihre Kunst bringt ihm Verdienst, und sie gilt ihm so lange und so viel, als sie ihm möglichst hohe und möglichst mühelos erworbene Vermittlerprovisionen abwirft. Ist das einmal aus irgend einem Grunde vorbei, dann gilt ihm auch Ihre Kunst nicht mehr als ein leerer Sack, und wäre sie die höchste und reichste der Welt gewesen. Es hat noch nie einen Theateragenten gegeben, der für die Kunst auch nur das geringste aus Liebe zu ihr getan, der aus selbstloser Teilnahme sich eines Künstlers angenommen hätte. Sie arbeiten alle nur für ihren Geldbeutel und für ihr Amüsement, und so wird es immer bleiben. Das wollte ich Ihnen sagen, um Sie ein wenig vorzubereiten. Ich werde Ihnen Empfehlungsbriefe an zwei der bedeutendsten Agenten mitgeben, die ich kenne. Nützen werden sie wohl nicht viel, aber man muß doch alles versuchen."

So schieden wir. Was er mir über die Agenten sagte ist gewiß richtig, ich werde aber schon mit den Kerlen fertig werden. Wenn ich etwas kann, müssen sie doch froh sein, für mich arbeiten zu dürfen, denn das bringt ihnen Geld. Und ich werde etwas können!

24. August.

Doktor Götz hat recht behalten: ich habe in Berlin bei den würdigen Herren Agenten die ersten Enttäuschungen erfahren.

Am Nachmittag vor meiner Abreise war ich noch bei Konrad, um mir Empfehlungsbriefe und Instruktionen zu holen. Er sagte mir in seiner ungeschminkten Weise über die Agenten:

„Neunzig Prozent von den Kerlen sind Lumpen! Gehen Sie zu einem von den bedeutenderen und schieben Sie ihm einen Fünfhunderter oder noch besser einen Tausender in den Rachen, dann werden Sie am schnellsten etwas erreichen und am wenigsten unter den Liebenswürdigkeiten der Halunken zu leiden haben. Geld ist das einzige, wovor sie Respekt haben."

Sehr schön, mein lieber Herr Konrad, nur habe ich die Fünfhunderter und Tausender nicht so dick auf Lager, daß ich leicht einen oder gar mehrere entbehren könnte.

Schon mein erster Besuch war ungemein entmutigend. Ich kam in das Büro eines der ersten dieser Herren. Im Vorzimmer saßen zwei oder drei Schreiberseelen mit süffisanten Gesichtern und frechen Augen.

„Ich möchte Ihren Chef sprechen," sagte ich.

„Ist nicht zu sprechen," antwortete mir einer von den Lümmeln, ohne eine Bewegung zu machen, die als Aufstehenwollen hätte gedeutet werden können. Wahrhaftig, das schlechte Benehmen dieser Leute übertraf noch das der Subalternbeamten in deutschen Amtsstuben, obgleich ich das bisher nicht für möglich gehalten hatte. Konrad hatte mir einiges von der Lebensart dieser armseligen Schreibkulis der Agenten erzählt, ich ließ mich also nicht verblüffen, sondern setzte mein hochmütigstes Gesicht auf und sagte:

„Melden Sie mich sofort Ihrem Chef! Hier ist meine Karte und hier ein Brief an ihn!"

Da endlich erhob sich einer, murmelte irgend einen Segenswunsch für mich und verschwand im Nebenzimmer. Nach einer Weile kam er wieder, ließ die Türe einen Spalt offen und deutete mit der Hand danach hin. Ich nahm das für die Aufforderung, einzutreten und ging in das andere Zimmer. Es war das Allerheiligste. Der Gewaltige saß vor einem großen Schreibtisch, neben ihm in einem Lehnstuhl thronte ein aufgedonnertes, verlebtes, verbrauchtes Frauenzimmer. Der Herr Agent sah kaum auf, als ich eintrat, mein Gruß wurde nur durch ein Grunzen erwidert, ein Stuhl wurde mir selbstverständlich nicht angeboten.

„Sie wollen ein Engagement haben?" sagte er.

„Jawohl, und möglichst bald."

„Wird sich für den Winter kaum noch machen lassen."

„Vielleicht doch," sagte ich, „meine Ansprüche sind gering."

„Als Anfängerin dürfen Sie auch keine großen machen. Es gibt genug Schauspielerinnen. Haben Sie Bilder und Repertoir mit?"

„Ja."

„Geben Sie die mit Ihrer Adresse draußen ab. Und dann ist es einstweilen gut."

Damit war ich entlassen. Die Schreibsklaven im Vorzimmer lachten dreist und roh hinter mir her, als ich wie ein begossener Pudel abzog.

Bei dem zweiten Agenten ging es mir noch schlimmer. Der Empfang war ähnlich wie bei dem ersten. Nachdem ich Karte und Empfehlungsbriefe abgegeben hatte — hier war einer von Konrad dabei — durfte ich in das Privatkontor eintreten. Der Agent saß am Schreibtisch und las Doktor Götz' Brief. Mein Gruß wurde nicht erwidert, ich durfte auch vorläufig stehen bleiben. Während des Lesens begann er:

„Hm, hm, Sie wollen Schauspielerin werden? Der Herr Chefredakteur schreibt ja sehr günstig über Sie. Habe aber leider gar nichts Passendes. Hm, hm, sehen wir mal, was in dem anderen Briefe steht."

Und er öffnete Konrads Brief.

„Hm, hm, der alte Konrad. Na, der versteht was."

Damit warf er plötzlich den Brief auf den Tisch und drehte sich rasch nach mir um.

„Hm, hm, hat recht der alte Sünder. Sehr hübsch. Aber wollen Sie nicht Platz nehmen, liebes Kind?"

Ich mußte mich auf ein kleines Sofa setzen, er blieb noch in seinem Schreibstuhl.

„Salondamen wollen Sie spielen? Na, ja, Konrad hat recht. Ist alles da. Figur und na, ja, alles paßt gut. Ich denke, es wird sich machen lassen. Will mir Mühe geben,

Vorausgesetzt, daß ....., ja, ja ..... vorausgesetzt daß ....."

Er starrte mich immerzu mit seinen lüsternen kleinen Schweinsäugelein an, daß ich ganz unruhig wurde.

„Haben Sie Bilder mit?"

Ich gab sie ihm, und er prüfte sie sehr eingehend. Konrad hatte mir gesagt, ich solle mich dekolletiert und mit bloßen Armen photographieren lassen. Ich wollte es erst nicht tun, als er mir aber erklärte, die Agenten und Direktoren müßten sich eine möglichst genaue Vorstellung von der Erscheinung einer Dame machen können, von der so und so oft in den Stücken, in denen sie spiele, gesagt werde, wie schön sie sei, sah ich ein, daß er recht habe. Jetzt war es mir aber doch unangenehm, als der alte Lüstling das Bild nicht von seinen Augen brachte, die er nur dann und wann erhob, um das Orginal mit der Photographie zu vergleichen. Dabei sagte er:

„Hm, hm, sehr hübsch. Haben den halben Erfolg schon in der Tasche, wenn Sie bloß hinausgehen. Talent ist beinahe Nebensache. Werde mir Mühe geben."

Er legte endlich das Bild hin, stand auf, ging an die Tür und rief ein paar unverständliche Worte hinaus. Dann setzte er sich neben mich auf das Sofa.

„Ja, ja, werde mal sehen, ob sich für den Winter noch was machen läßt. Wohin möchten Sie denn gern? Ich habe so hier und dort Verbindungen."

Ich sagte, wie mir Konrad geraten hatte, ich möchte am liebsten in ein mittleres Theater, an dem ich Gelegenheit hätte, gleich gute Rollen zu spielen, damit ich Routine, Praxis und Repertoir bekäme.

„Ach was, mittleres Theater, ein Mädel wie Sie," rief er ganz entrüstet. „Na, lassen Sie mich nur machen, liebes Kind, ich werde das schon richten. Wie wär's denn mit Berlin!"

Er rückte mir auf dem Sofa immer näher, und ich drückte mich, um ihm auszuweichen, immer enger und fester an die Seitenlehne.

„Aber was bekomme ich dafür, liebes Kind?" redete er weiter und starrte mich dabei immer begehrlicher an.

„O," sagte ich, „die üblichen fünf Prozent und außerdem würde es mir ....."

Mit lautem Lachen unterbrach er mich: „Hahaha! Das „außerdem" ist sehr gut. Das „außerdem" gefällt mir. Du kleiner Spitzbube! Außerdem, außerdem! Aber das „außerdem" darf kein schnöder Mammon sein, weißt du, mein Schatz. Ich verlange was Hübscheres. Du kommst doch gewiß gerade von Muttern. So hab ich die kleinen Mädchen gern ....."

Dabei schob er seinen rechten Arm um meine Mitte und versuchte, mich an sich zu ziehen; mit der linken Hand faßte er gleichzeitig an meine Brust. Ich sprang auf, als hätte mich glühendes Eisen berührt und warf den grauen Sünder in seine Sofaecke.

„Das verbitte ich mir," rief ich, „das ist eine Unverschämtheit!"

Und lief nach der Tür.

„Dumme Gans," rief er mir nach, „mit dem Benehmen wirst du weit kommen beim Theater."

Ich stürmte durch das Vorzimmer und die Treppe hinab und bin eine Weile planlos durch die Straßen gelaufen, ehe ich ruhig wurde.

Ich war zuerst ganz verzweifelt über das Erlebnis. Daß so etwas überhaupt möglich ist! Der Mensch kennt mich zehn Minuten lang und erfrecht sich, mir gewissermaßen einen schmutzigen Antrag zu machen. Wofür hält mich denn der Kerl, und was für ein verlumptes Subjekt muß er sein, daß er sich einem anständigen Mädchen in der ersten Viertelstunde der Bekanntschaft so sittenlos zu nähern wagt?!

Ich bin nach der dritten Agentur, an die ich Empfehlungsbriefe hatte, der von Drenker, aus lauter Furcht vor ähnlichen Erfahrungen nicht mehr gegangen, sondern bin am Nachmittag wieder abgereist. Dem Büro Drenker habe ich heute früh Bilder, Empfehlungen, und Repertoir mit der Post geschickt und dazu geschrieben, was sie mir verschaffen sollen. Vielleicht geht es auch so.

Doktor Götz habe ich nichts von meinen Berliner Erfahrungen gesagt, er hätte sonst gleich wieder versucht, mir das Theater zu verleiden. Und Mutter habe ich selbstverständlich auch alles verschwiegen. Aber Herrn Konrad habe ich es erzählt. Er faßte den ganzen Vorfall sehr ruhig auf, und als ich sagte, ich würde mir den Angriff des alten Wüstlings nicht gefallen lassen, sagte er:

„Was wollen Sie denn machen? Einen Zeugen haben Sie nicht. So schlau sind die Kerle schon, die Zeugenschaft auszuschließen. Und überhaupt! Wenn Sie dem Manne zu Leibe gehen, schaffen Sie sich einen Feind, der Ihnen viel schaden kann. Er kann Ihnen in Ihrer Karriere viel Unbequemlichkeiten bereiten, kann Sie bei den Direktoren verkleinern, kann ihnen sagen, Sie wären häßlich oder talentlos, und man wird ihm mehr glauben als Ihnen. Er kann Ihnen Engagements hintertreiben, indem er billigere und angeblich bessere Kräfte empfiehlt. Ich habe solche Fälle erlebt. Darum lassen Sie den Mann ungeschoren und betrachten Sie sich einmal den Fall von seinem Standpunkte aus. Viele Schauspielerinnen haben ihm sicher seine Wünsche gern erfüllt in der Erwartung, daß er für sie arbeiten werde, und so glaubt er, überall mit Erfolg anklopfen zu dürfen. Das nächstemal seien Sie gescheiter. Kommt wieder einer und will was, so lächeln Sie ihn verführerisch und verheißungsvoll an und sagen Sie ihm: erst den Vertrag und zwar mit gestrichener Kündigung, dann den Lohn! Den brauchen Sie ihm ja nachher

nicht zu bezahlen. Beim Theater muß man schlau sein, sonst kommt man nicht vorwärts."

„Also ist man wehrlos gegen die Dreistigkeiten der Herren Agenten, so weit man sich nicht selber mit Hand und Mund wehren kann. Das sind ja recht liebliche Zustände! Ich möchte einmal sehen, wie schnell Polizei und Behörde und Presse und Sozialdemokratie eingreifen würden, wenn ein Dienstbotenvermittler solche Streiche machte."

„Freilich, freilich," sagte er, „für die Dienstboten ist besser gesorgt als für uns. Wir sind doch auch nur unnützliche Künstler! Die Dienstboten aber können Boden scheuern, Teppiche klopfen, Kartoffeln schälen und noch viel mehr Arbeiten verrichten, die alle notwendiger sind als Komödie spielen."

Das alles sind trostlose Zustände, aber ich muß mich einstweilen mit ihnen abfinden. Und ich meine, die wirklich begabten und strebsamen Bühnenkünstler haben weniger darunter zu leiden, als so der Durchschnitt.

Hoffentlich schicken mir die Berliner bald einen Vertrag, damit ich vorwärts komme.

5. September.

Am 1. September bekam ich von der Agentur Drenker einen Vertrag für Zwickau mit 120 Mark. Ich habe ihn unterschrieben, er ist aber bis heute noch nicht zurückgekommen. Also wird aus dem Engagement wohl nichts werden. Doktor Götz meinte, es werde wohl ein Scheinvertrag gewesen sein, wie sie die Agenten an ihre Klienten schicken, um sie bei guter Laune zu erhalten, von denen aber die Direktionen der Theater, für die sie lauten, nichts wissen. Die Agentur schickt einen solchen Vertrag, nachdem er vom Klienten unterschrieben wurde, einfach nicht weiter, weil sie von der Direktion gar keinen Auftrag zur Vermittlung hatte, sondern wirft ihn in den Papierkorb. Eigent-

lich ist das eine ausgesuchte Ruppichkeit. Durch dieses Scheinverfahren werden in dem armen, Unterkunft suchenden Künstler Hoffnungen erweckt, die sich nie erfüllen.

Mir war in diesen Tagen recht unbehaglich und verdrießlich zumut, weil ich so gewissermaßen zwischen Tür und Angel sitze. Ich möchte aus der Schule fort und weiß doch nicht wohin. Denn ich gebe selbstverständlich den Schuldienst nicht auf, bevor ich nicht ein festes, einigermaßen günstiges Engagement habe. Auch für Mutter ist diese Zeit unangenehm. Wenn es bis zum 1. Oktober entschieden ist, daß ich von hier fortgehe, will sie die Wohnung für den 1. Januar kündigen. Was sie dann tun wird, weiß sie noch nicht. Manchmal spricht sie davon, sie wolle mit mir gehen. Das leide ich auf keinen Fall. Meine sanfte, weltunerfahrene, alles laute Treiben meidende Mutter würde in dem Theaterleben sehr unglücklich werden. Ich rede ihr zu, nach Langenstedt zu ziehen. Dort gefällt es ihr, dort würde sie sich glücklich fühlen in der großmütterlichen Sorge um Annas Buben.

In unsere unbequeme Ungewißheit hat nun heute Abend Doktor Götz ein wenig Halt gebracht. Ich war im Stadttheater, und wir gingen miteinander nach Hause. Unterwegs besprachen wir meine faulen Engagementsaussichten, und da sagte er plötzlich:

„Ich habe eine Idee! Könnten Sie sich vorstellen, Ihre Bühnenlaufbahn hier zu beginnen, ich meine am Stadttheater?"

„Wenn Mutter damit einverstanden ist, warum denn nicht?"

„Sie müßten aber wahrscheinlich als Volontärin anfangen, und es fragt sich, ob Sie das finanziell aushalten können. Sie müssen mir schon meine Indiskretion verzeihen. Volontärinnen bekommen auch an den besseren Theatern nur eine geringe Entschädigung, an manchen aber gar nichts. Ich weiß nicht, wie es hier der Direktor hält."

Ich habe ihm meine Vermögenslage offen und ausführlich

geschildert. Die 400 Mark Vermögenszinsen bekam bisher Mutter, für meinen Unterhalt, und das würde auch weiter so gehalten werden müssen, wenn ich hier bliebe. Von meinem Gehalt habe ich ihr zu diesem Zweck noch 25 Mark im Monat gegeben. Dafür müßte also Ersatz beschafft werden, falls der Direktor mir keine Gage gibt. Ich werde am 13. September mündig und darf dann mein Vermögen selbst verwalten, das ich natürlich in den ersten Jahren der Bühnenlaufbahn werde angreifen müssen. Dazu habe ich mir von meinem Gehalt ein ganz hübsches Sümmchen gespart. Seitdem ich den Plan gefaßt habe, zur Bühne zu gehen und auch schon vorher habe ich geknausert, daß der selige Harpagon neben mir als ein Stümper erscheint. So habe ich an die dreihundert Mark auf die Seite gebracht. Außerdem könnte ich im Winter weiter Privatstunden geben, und ich bin überzeugt, ich würde im letzten halben Jahre vor dem Lehrerinnenexamen mehrere Seminaristinnen bekommen.

„Das ist also gar nicht ungünstig," meinte Doktor Götz, „und man könnte vielleicht das Volontariat am Stadttheater wagen. Sie hätten dabei den Vorteil, an einem Theater mit gutem künstlerischem Ruf anzufangen."

„Ob es mich aber nehmen wird?" sagte ich.

„Ich denke schon," sagte er, „der Direktor und ich, wir vertragen uns ganz gut. Er ist mir ein wenig verpflichtet. Als ich hierher kam, habe ich die sogenannte scharfe Kritik unseres übrigens recht verständigen Schauspielerreferenten, die, wenn ihr irgend etwas nicht gefiel, gleich mit schonungslosem Tadel und rücksichtslosem Schelten bei der Hand war, sehr bald in sachliche Belehrung und nachsichtige Ermahnung umgewandelt. Der kleine Teil des Publikums, der etwas von der Kunst versteht, erkennt auch in der milden Form die Meinung der Kritik, ihre Rüge und ihren Tadel. Für den großen Teil aber, der nichts versteht, ist es gleichgültig, wie geschrieben wird. Dem Direktor hat das neue

Verfahren sehr behagt, und er schätzt mich seitdem. Ich werde mal Agent für Sie spielen und zusehen, ob ich etwas erreiche."

Es ist so freundlich von Doktor Götz, daß er sich für mich bemühen will. Ich bin ihm dankbar, und dennoch bedrückt es mich.

Er und immer wieder er!

Wieviel Freundlichkeit und Hilfe hat er mir schon erwiesen, und ich habe nichts ihm dagegen zu geben.

Als ich heimkam, sprach ich sofort mit Mutter über den neuen Plan. Ihr erstes Wort war, wie ich übrigens voraus gesehen hatte:

„Was wird Onkel Oberpfarrer dazu sagen? Er ist hier Geistlicher, und du willst in derselben Stadt Schauspielerin werden!"

„Wenn du damit einverstanden bist, liebe Mutter, ist mir und hoffentlich auch dir der Widerspruch jedes anderen Menschen gleichgültig," sagte ich.

„Er wird es nicht zugeben, er ist dein Vormund."

„Jawohl, noch acht Tage lang! Danach bin ich Herrin meiner Entschlüsse und Unternehmungen."

„Er ist doch immerhin das Haupt der Familie und hat das Recht, sich um seine Verwandten zu kümmern."

„Sicher hat er das. Und ich habe dagegen das Recht, mich an sein Kümmern nicht zu kehren, wenn es mich in meiner Willensfreiheit beschränkt oder Unbilliges verlangt. Denk doch mal nach Mutter, was uns sein Kümmern bisher genützt hat. Wenn wir uns nicht selbst geholfen hätten, er hätte es nicht getan. Du kennst doch seine ausflüchtigen Redensarten: „mein Amt läßt mir keine Zeit!" „Meine Familie nimmt alle meine Mittel in Anspruch!"

„Du mußt aber bedenken, daß unser Name in seinem Verkehrskreis sehr bekannt ist und daß man dort nicht gerade günstig über den Schauspielerinnenstand denkt."

„Daran habe ich schon gedacht und mich entschlossen, einen Bühnennamen anzunehmen."

„Das wäre mir der Verwandten wegen sehr lieb."

„So ist es entschieden. Welchen ich nehme, können wir uns ja später noch überlegen. Ich werde auch selbst mit Onkel Oberpfarrer reden. Du sollst keine Sorge und Aufregung davon haben."

Damit war Mutter vorläufig zufrieden. Jetzt heißt es abwarten, was die nächsten Tage bringen werden.

11. September.

Vor acht Tagen zum Tode betrübt und heute himmelhoch jauchzend. Nein, nein, nicht ganz! Nur die angehende Schauspielerin jauchzt, das Menschenkind ist ein wenig traurig. Und Jauchzen und Trauer kamen so:

Als ich heute früh in die Schule ging, fand ich in unserem Briefkasten im Hausflur eine Karte von Doktor Götz. Darauf stand: „Seien Sie heute kurz nach zwölf Uhr am Stadttheater. Repetieren Sie Ihre Szene aus der »Heimat«. Sie sollen Probe sprechen. Ihr G."

Da bin ich wie ein flüchtiges Eichhörnchen noch einmal unsere zwei Treppen hinaufgesprungen und habe die »Heimat« eingesteckt. In der ersten Stunde mußte ich Religion, in der zweiten Rechnen unterrichten, da war keine Zeit und Gelegenheit zum Studieren. In der dritten Stunde aber ging es.

Nach dem Schulschluß bin ich schnell zum Theater gelaufen. Schon von weitem sah ich drei Herren am Portal stehen, als die ich bald den Direktor, Herrn Konrad und Doktor Götz erkannte. Daß er dabei war, beruhigte mich sehr, denn ich fieberte etwas vor Aufregung und Ängstlichkeit. Als ich nahe herankam, rief mir der Direktor entgegen:

„Langsam, langsam! Atem sparen! Sie kommen noch früh genug zum Bau!"

Die muntere Anrede machte mich gleich vertraulich, und bei der Vorstellung streckte ich meinem nunmehrigen Brotherrn fest die Hand entgegen. Er packte sie mit seiner mächtigen Pranke und schüttelte sie kräftig. Er ist ein reichlich sechsfüßiger Mann mit dichtem blondem aber schon stark mit Grau gemischtem Bart und Haar, einer gesundfarbigen pommerschen Kartoffelnase, hellen lustigen Augen und einer starken Stimme. Wenn er guter Laune ist, berlinert er stark. Ich wollte ihm ein paar Worte sagen, aber er unterbrach mich und erklärte:

„Weiß schon alles. Sollen ja ein kleines Wundertier sein. Na, werden mal sehen."

Und er schritt uns voran in das Haus und über den Gang neben den Eingängen zum Parkett und den Proszeniumslogen vorbei nach einer kleinen Tür, durch die wir auf die Bühne gelangten. Konrad und Doktor Götz blieben zurück. Auf der Bühne stellte er mir Herrn Beier, den Bonvivant des Stadttheaters vor, und erklärte mir, dieser Herr werde so liebenswürdig sein, mit mir die Szene zu spielen. Da wurde mir wieder recht bange zumut. Der Direktor ging fort, ich legte Hut und Jackett ab, im Parkett klappte eine Tür. Ich ging nach der Mitte der Bühne und schaute mit Herzklopfen hinein in die dunkle Höhle des Zuschauerraumes. Etwa in der vierten Reihe der Parkettsitze bemerkte ich drei graue Schatten und dachte mir, daß es meine Freunde und der Direktor seien. Herr Beier sprach in den Souffleurkasten hinein. Ich ging auf ihn zu und bat ihn, mir das Stichwort zu geben. Er lächelte mich ein wenig spöttisch von oben herab an. Vom Parkett her gab uns Konrads Stimme eine kurze Anweisung für unsere Stellung, die wir rasch befolgten. Dann fing Herr Beier an, ich antwortete, und der Souffleur begleitete uns mit Gemurmel. Ich nahm mich mit aller Kraft zusammen, und wie

damals in Doktor Götz' Zimmer überwand ich nach den ersten paar Sätzen meine Befangenheit und spielte die Rolle, wie ich sie mir zurecht gelegt hatte und wie es mir ums Herz war. Herr Beier schien anfangs nur markieren zu wollen, wie aber ich im Sinne des Dialogs erregt und leidenschaftlich wurde, gab auch er die Gleichgültigkeit auf, und so spielten wir, als ob das Haus voll Publikum wäre. Als die Szene zu Ende war, rief der Direktor:

„Schon fertig?"

„Ja," sagte Konrad und

„Schade!" der Direktor.

Das war mein erster Beifall, und ich war sehr froh darüber. Herr Beier half mir in das Jackett und sagte dabei:

„Sehr hübsch, Fräulein! Wirklich sehr hübsch für eine Anfängerin!"

Mittlerweile waren die drei Herren aus dem Parkett auf die Bühne gekommen. Doktor Götz winkte mir zu, als wolle er sagen: „Gut, gut!" Konrad klopfte mir väterlich die Schulter, und der Direktor sagte:

„Jetzt kommt der geschäftliche Teil, meine Herrschaften. Dazu gehen wir aber besser in mein Büro."

Wir gingen ihm nach durch Kulissen, Möbel und Versatzstücke. Doktor Götz und Konrad verabschiedeten sich, und ich trat mit dem Direktor in sein Geschäftszimmer. Er ging ohne besondere Einleitung gerade auf das Ziel los:

„Also ich bin zufrieden mit dem, was ich von Ihnen gesehen habe und will Sie, wenn wir einig werden, engagieren. Mein Personal ist allerdings vollzählig, mehr als fünfundsiebzig Mark kann ich Ihnen nicht geben."

„Aber Herr Direktor," unterbrach ich ihn fast erschrocken, „das habe ich nicht erwartet....."

„So viel, oder so wenig?" rief er lachend.

„So viel," sagte ich.

„Sie ahnungsloses Gemüt," lachte er mir zu, „umso besser, wenn es Ihnen viel erscheint! Das Gegenteil werden Sie bald genug merken."

„Ich habe in meinen kühnsten Träumen nicht an Gage gedacht," sagte ich, „ich wäre froh gewesen, wenn ich als Volontärin ....."

„Na, ja, Volontärin sind Sie ja trotzdem," sagte er. „Und merken Sie sich mal, gleich beim Beginn Ihrer Karriere: Schenken Sie niemals Ihrem Direktor einen Pfennig, denn der schenkt Ihnen sicher keinen. Mit Noblesse kommt man nicht weit beim Theater. Die meisten meiner Herren Kollegen würden Sie jetzt beim Wort nehmen und Ihnen nichts bezahlen. Ich behandle meine Mitglieder gern anständig, weil ich denke, daß sie mich dann auch anständig behandeln. Also wären wir wohl einig?"

Ich war wirklich betroffen im Bewußtsein meiner Bedeutungslosigkeit für seine Bühne. Es war mir im Augenblick so, als solle ich ein Almosen erhalten, und ich sagte ziemlich bekniffen:

„Ja, wenn Sie es so wollen."

Er schien meine Gefühle zu erraten, denn er sagte:

„Sie müssen nicht denken, daß ich Ihnen das Geld schenke. Sie werden tüchtig dafür arbeiten müssen. Und dann: eine begabte, fleißige und besonders hübsche Schauspielerin kann ein Direktor immer brauchen."

Wir besprachen noch, daß meine Verpflichtungen wegen der Schule erst mit dem 1. Oktober beginnen sollten, dann setzte er sich an einen Schreibtisch und füllte zwei Verträge aus, ich unterschrieb, und kaum fünf Minuten nach unserem Eintritt in sein Zimmer rannte ich wieder davon, Freude im Herzen und meinen ersten Kontrakt fest in der Hand. Ich lief fast im Trabe nach Hause, denn ich wollte Doktor Götz noch treffen, bevor er zu Tisch ging. Ich mußte ihm sagen, wie froh er mich gemacht

habe, wie dankbar ich ihm sei. Ich fand ihn noch daheim und stürmte in sein Zimmer. Er war betroffen über meine Hast und wurde fast verlegen, als ich seine Hand ergriff und Dankesworte hervorsprudelte. Und da kam es über mich. Heiß floß es durch mein ganzes Wesen, meine Seele fühlte, daß Worte zu arm wären, um ihr Dankesgefühl zu bekennen, ich beugte mich über seine Hand, um sie zu küssen. Mit leisem Ruf der Überraschung wollte er sie mir schnell entziehen, aber ich hielt fest, und so geschah es, daß er mich an sich riß und ich ein paar Herzschläge lang an seiner Brust lag. Wonniges, schwächendes, kosendes Beben rieselte über meinen Leib. Es war ein Augenblick des Rausches und der Verzückung. Dann standen wir beide nebeneinander, atemlos und mit gesenkten Blicken. Er hielt meine Hand noch in seiner und drückte sie leicht.

„Sie dürfen mir so nicht danken, Fräulein Helene," sagte er mit mühsamer Stimme, „ich verdiene das nicht. Als ich dem Theaterdirektor von Ihnen sprach, geschah es besonders aus Selbstsucht. Ich hätte das stille, einfache und doch so vornehme Haus Ihrer Mutter bald schon entbehren müssen, wenn Sie in einer anderen Stadt ein Engagement gefunden hätten, und das wollte ich nicht. Ich fühle mich hier so wohl, als sei ich in der Heimat. Und auch Sie, mein Schwesterlein Helene wollte ich nicht so bald verlieren. Das war es, was mich bewog. Wenn aber mein Plan gelang, so gebührt der erste Dank Ihrer Begabung. Denn ohne die wären Sie schwerlich hier am Theater angekommen. Also habe eigentlich ich Ihnen, nicht Sie mir zu danken."

Seine Stimme war allmählich fester und leichter geworden, zum Schlusse klang sogar etwas wie Überlegenheit darin, so als wolle er sagen: in der Diplomatie und Dialektik bin ich dir über. Ich drehe die ganze Geschichte so, wie ich wünsche, daß sie aufgefaßt werde.

Mir war nicht wohl dabei zumute.

Kühle, Ernüchterung und Beschämung krochen durch mein Blut und brachten es zur Ruhe. Dazu war ich ärgerlich, weil er mir ein Geschenk gab und freier über der Situation stand als ich. Ich konnte nur sagen:

„Sie müssen mich nicht für ein Kind halten, Herr Doktor. Für heute sei ausgeredet. Es kommt aber wohl einmal die Stunde, in der wir über Ihre Ablehnung meines Dankes reden. Bis dahin bin ich in Ihrer Schuld."

Ich nickte ihm einen kurzen Gruß zu und verließ sein Zimmer.

Ich habe dann mit mir selbst gehadert wegen meines Überschwanges und mich der Ablehnung geschämt, die ich erfuhr. Denn eine Ablehnung war es, und zwar eine deutliche.

Aber das Warum begreife ich nicht. Ich fühle, wie er seine Hände unter meine Füße breitet und ihnen die Steine vom Wege liest, ich sehe, wie seine Augen meine Gestalt liebkosen, wenn ich in seiner Nähe bin, ich höre, wie seine Stimme beim Plaudern mit mir weicher, wärmer und froher klingt, als wenn er zu anderen Menschen redet: und dennoch diese Abweisung! Warum nahm er mich nicht in seine Arme, als ich an seiner Brust lag? Warum herzte und küßte er mich nicht? Ich hätte ihm in diesen Augenblicken meine Lippen nicht verweigert.

Und zornig war ich. Das in seiner Eitelkeit verletzte Weib war zornig, und eine Stunde lang habe ich mir vorgestellt, welche satte Genugtuung es mir bereiten würde, wenn ich ihn mit allen Listen und Künsten dazu brächte, mich anders, ganz anders zu nennen, als sein Schwesterlein Helene, und wenn ich seine heißen Gefühle dann ebenfalls ablehnte.

Jetzt, in der tiefen Nacht denke ich ruhiger über diesen Vorfall. Es liegt nun einmal in meinem Wesen, leicht überzukochen, sowohl im Schmerz wie in der Freude. Wenn er meinen Dank

zurückwies, was liegt daran!? Die Hauptsache ist, daß ich ihn fühle, und daß er mich nicht undankbar schelten kann.

Und alles andere, was sonst zwischen uns lebt und sorgt und verlangt und entsagt, findet wohl einmal Ruhe oder Erfüllung, wenn mir das rätselhafte Wort: ich darf nicht heiraten! kein Rätsel mehr sein wird.

Einstweilen ist, was ihn und mich angeht, mein stärkstes Gefühl eine ganz gewöhnliche, fast vergnügte Neugier, und sie gipfelt in der Frage: was wird wohl einmal aus ihm und mir werden?

Ich bin ihm gut, sicher! Aber ich empfinde keine besondere Ungeduld, die Antwort auf diese Frage schnell zu erfahren.

13. September.

Geburtstag! Einundzwanzig Jahre alt und noch keinen Mann! Dafür aber ein Engagement, und das ist unter Umständen mehr wert, als ein Eheherr.

Mit der ersten Post bekam ich einen frostigen Glückwunsch von Onkel Oberpfarrer und die Aufforderung, gegen Mittag zu ihm zu kommen. Das tat ich denn auch. Es handelte sich um die Entlassung aus der Vormundschaft. Na, ja! Was soll ich viel sagen! Er fing an, daß ich von jetzt an mein Vermögen selbst verwalten dürfe und riet mir Sparsamkeit. Dann erzählte er mir die Neuigkeit, ich sei nun mündig, das bedeute die selbständige und eigenmächtige Bestimmung meines Tuns und Lassens von heute an. Ich solle acht geben, daß ich alles, was ich unternähme, immer vor Gott und seinen Geboten verantworten könne.

Als er fertig war mit seinem Sermon, sagte ich ihm, ich hätte ihm einen Entschluß vorzutragen, den ich bereits vor meiner Mündigkeit gefaßt hätte, ich wolle Schauspielerin werden und sei bereits an das Stadttheater engagiert.

Er sah mich eine Weile an, als wolle er prüfen, ob ich bei Sinnen sei, dann rief er:

„Das dulde ich nicht!"

Ich sagte ihm dagegen sehr ruhig und beinahe überlegen:

„Ich bin nach deiner mir eben gehaltenen Rede mündig und darf selbst bestimmen, was ich tun oder lassen will."

„In der Stadt, in der ich Geistlicher bin, willst du Schauspielerin werden?"

Aha! Es war ihm weniger um mein Leibeswohl und Seelenheil zu tun, als um seine Reputation. Wahrscheinlich fürchtete er, seine Vorgesetzten könnten ihn ob des Schauspielertums seiner Nichte scheel ansehen. Ich wollte ihm eigentlich nach berühmten Mustern etwas von der innigen Verwandtschaft zwischen Komödianten und Pfaffen sagen, unterließ es aber, weil ich an Mutter dachte. So gab ich ihm nur die Versicherung, daß ich unter einem Bühnennamen auftreten würde.

„Es wird doch bekannt werden," jammerte er, „und du wirst in der guten Gesellschaft unmöglich sein. Oder glaubst du, wir könnten dich zusammen mit den Freunden unseres Hauses einladen!?"

Hier hätte ich ihm am liebsten gesagt, ich pfiffe auf seine mageren Butterbrote und die wässerige Unterhaltung der Freunde seines Hauses, aber..... Er redete auch gleich weiter:

„Weiß deine Mutter um deine Absicht?"

„Ja, und sie billigt sie."

„Wie ist das möglich? Ich verstehe meine Schwester nicht mehr!"

„Ich bitte dich dringend, lieber Onkel, Mutter keine Vorstellungen wegen ihrer Zustimmung zu machen. Wir haben uns bisher allein, ganz allein und ohne die Hilfe unserer Verwandten durchgeschlagen, also haben wir auch das Recht, unsere Unternehmungen selbständig zu bestimmen."

Diese Rede war ihm sehr unangenehm, weil seine christliche Nächstenliebe kein reines Gewissen hat. Er hat sie nicht einmal an seinen nächsten Verwandten ausgeübt. Nach zwei tiefen Seufzern sagte er:

„Was habe ich an dir schon alles erlebt! Was werde ich noch erleben müssen!"

„Ich hoffe, recht viel Gutes, lieber Onkel. Aber ich will nicht länger stören. Adieu, lieber Onkel!"

„Adieu, Helene!"

Mutter war sehr befriedigt, als ich ihr erzählte, daß ich selbst Onkel Oberpfarrer von meinen Bühnenplänen erzählt habe. Ich glaube, sie hat immer noch ein bißchen Angst vor ihm und ist nun glücklich, daß ich ihr diese Beichte abgenommen habe.

Der Geburtstag verlief recht froh und behaglich. Wir haben nachmittags einen langen Spaziergang gemacht, das Wetter war sommerlich, und zu zweien draußen in einem stillen Vorstadtgarten unseren Geburtstagskaffee getrunken. Doktor Götz hatte einen mächtigen Rosenstrauß geschickt, lauter schneeweiße Rosen.

Der Aff! Er soll sich doch nicht verstellen!

10. November 1898.

Fast sechs Wochen bin ich jetzt schon beim Theater. Das neue Leben hat mich schnell in seine starken Arme genommen, und ich habe mich ihm mit Haut und Haar willig hingegeben. Und nicht nur das! So wie es mich stark zu sich gezogen hat, so habe ich es fest und kräftig gepackt. Und das ist notwendig. Die meisten Mädchen gehen früher zur Bühne als ich. Hier sind ein paar junge Dinger, zwei und drei Jahre jünger als ich, die sich schon eine tüchtige Technik und Bühnensicherheit erworben haben. Das alles muß ich schnell nachholen, um Schritt halten

zu können. Und ich zwinge es auch. So ein bißchen Intelligenz, eine gute Portion Energie und eine tüchtige Allgemeinbildung sind sehr schöne und nützliche Sachen, wenn man sie hat. Die Mehrzahl meiner Kollegen und Kolleginnen besitzt sie nicht. Und noch eines habe ich vor den meisten voraus: mich zieht keine Nebenbeschäftigung, keine Zerstreuung von der Arbeit, vom Dienste ab.

Die Hauptsache aber bleibt die Arbeit, und damit spare ich nicht. Ich bin bei allen Proben, auch bei denen von Stücken, in denen ich nichts zu tun habe. Ich verfolge jede Rolle, nicht nur die weiblichen, auch die männlichen, und prüfe jede Betonung, jede Nüance, die Auffassung und Durchführung. Ich untersuche, bei welchen Stellen der Darsteller den Dichter unterstützt und ihn fördert und bei welchen er hinter den Absichten des Autors zurückbleibt. Die Arbeit der Regie verfolge ich auch aufmerksam und bemühe mich, ihre Maßnahmen, Anordnungen und Auslegungen zu verstehen und zu befolgen. Die Stunden bei Konrad gehen einstweilen weiter. Ich studiere bei ihm größere Rollen und nehme das kleine Zeug, das ich einstweilen zu spielen bekomme, mit ihm durch. Die Bibliothek, die Doktor Götz mir zurecht gestellt hat, wird fleißig benutzt, und das alles füllt meinen Tag reichlicher, arbeitsamer und mühevoller aus, als früher das Schulhalten. Es muß auch so sein, denn ich will so schnell als möglich über das vorbereitende Studium, über das Schaffen der technischen Grundlagen hinwegkommen, um dann ganz frei für die Bewältigung der eigentlichen künstlerischen Aufgaben zu sein. Und ich will mir einen möglichst reichen Schatz des zu meiner Kunst gehörigen positiven Wissens in Literatur, Philosophie, Psychologie, Geschichte, Ästhetik und dergleichen erwerben, denn ich merke, daß es damit bei den Bühnenleuten ziemlich ärmlich bestellt ist. Besitze ich viel davon, so bin ich den anderen ein gutes Stück voraus.

Der Abschied von der Schule ist mir schließlich doch schwerer geworden, als ich vorher dachte. Vom Direktor und von den meisten Kollegen und Kolleginnen habe ich mich freilich leicht und schmerzlos trennen können, weil mich mit diesen Leuten nie ein tieferes Gefühl und mit den meisten nicht einmal eine schwache Empfindung der beruflichen Zusammengehörigkeit verband, aber das Scheiden von den Kindern hat Herzweh und Tränen gekostet.

Die letzte Schulstunde, die ich zu geben hatte, war eine Rechenstunde in der siebenten Klasse, in der die kleinen siebenjährigen Knirpse sitzen. Ich habe sie nicht mehr mit Kopf- und Tafelrechnen geplagt, habe auch ihre Hausaufgaben nicht nachgesehen, sondern ihnen zu ihrer Verwunderung Märchen erzählt. Ich glaube, ich tat das, um mich selbst abzulenken und meine Wehmut zu betrügen. Mein Abgang von der Schule war den Kindern nicht bekannt gegeben worden, und ich habe von ihnen nicht Abschied genommen. Wozu auch? Einmal, früher oder später, hätten sie doch von mir und ich von ihnen gehen müssen, wozu also wegen eines unumgänglichen Ereignisses ihnen oder doch den wenigen, die mich lieb gewonnen hatten, das Herz schwer machen. Ich blieb nach dem Schluß der letzten Lehrstunde im Klassenzimmer und sah aus dem Fenster und beobachtete, wie draußen die Hunderte weißer und bunter Kleider, schneller und langsamer Füße, blonder und brauner Köpfe, ernster und heiterer Gesichter nach beiden Seiten der Straße in kleinen Rotten oder einzeln hinauf und hinab gingen, und ich mußte denken, welches Heiligtum in sechs Stunden am Tage dieses graue nüchterne Haus birgt, wieviel bangende Elternsorge, wieviel leidenschaftliche Vater- und Mutterliebe diese frische Kinderschar tagtäglich in die kahlen Korridore und schlichten Lehrzimmer begleitet, und mit wie wenig Lehrerliebe und Erziehersorge diese kleinen Heiligtümer hier zumeist behandelt werden. Und ich wünschte den kleinen Liebesaltären und Sorgenbündeln, die da

draußen gingen und sprangen, starke und weiche führende Hände zur sicheren Wanderung durch das Leben.

Vorbei, vorbei!

Was hilft auch alles Wünschen?!

Hier muß jeder für sich selbst sorgen und kämpfen, jeder sich selbst den Stecken zur Wanderung nach dem Grabe schnitzen.

Auch ich, auch ich!

Und ich weiß, daß ich starre Äste werde beschneiden und harte Knorren werde glätten müssen, bis der Stab, der meine Schritte sicher stützen soll, handlich in meiner Faust liegen wird. —

Bis jetzt bin ich in drei Rollen aufgetreten, wenn man das kleine Gemüse überhaupt Rollen nennen will. Zuerst habe ich die Frau von Belling im Veilchenfresser gespielt, danach die Frau von Brionne in Cyprienne und vorgestern das Fräulein Neubrunn in Wallensteins Tod. Es ist alles gut gegangen. Was sollte dabei auch schlecht gehen?! Wenn ich diese einfachen Sachen nach mehr als halbjährigem Unterricht und sechswöchentlicher Theaterpraxis nicht spielen könnte, müßte ich wohl an mir verzweifeln. Auf der ersten Probe zu »Cyprienne« gab es einen kleinen Zwischenfall. Herr Beier, der die Regie führte und der mir mehr Aufmerksamkeit schenkt, als mir lieb ist, hatte an mir, die ich genau so sprach und mich bewegte, wie im Leben, allerlei auszusetzen. Da rief Konrad dazwischen:

„Verderben Sie doch der Dame nicht ihre Natürlichkeit!"

„Nennen Sie das Natürlichkeit?" sagte Beier dagegen.

„Sie vielleicht nicht?" entgegenete Konrad. „Lassen Sie das Mädel spielen, wie es ihr die Begabung eingibt. Die kann mehr wie manche andere."

„Besonders aber scheint sie sich der Protektion des Herrn Konrad zu erfreuen," rief der andere spitz.

„Tut sie auch," sagte Konrad, „und verdient sie auch, was ich von Ihrem Talent nicht behaupten kann."

Beier wurde blaß vor Ärger, sagte aber weiter nichts. In den übrigen Proben ließ er mich ungeschoren. Eigentlich verstieß Konrads Eintreten für mich gegen allen Bühnenbrauch. Denn der Regisseur gilt für sakrosankt. Nur der Direktor darf ihn korrigieren, und auch der wird es nicht vor versammelter Mannschaft tun, weil sonst des Regisseurs Autorität litte. Diese Bühnenleute sind einander so neidisch und mißgünstig, daß der geringste Fehler, den einer begeht, der leiseste Tadel, der ihn trifft, sofort die ganze übrige Gesellschaft in helle Freude versetzt und dem Betroffnen mindestens bis zur nächsten Anerkennung durch den Direktor oder die Presse ein Stück seines Ansehens raubt. Es ist bei solchen Anlässen, als sei der Getadelte oder Irrende plötzlich aus der Gesellschaft von Halbgöttern zur miserablen Menschlichkeit hinabgeworfen worden. So etwas wie Halbgötter sind sie nämlich alle. Einige, besonders die Heldendarsteller und Tenöre halten sich sogar für Vollgötter. Nur, daß kaum einer von ihnen auch Schöpferkraft besitzt, die doch das bezeichnendste Unterscheidungsmerkmal zwischen Göttern und Menschen ist. Die meisten von unseren hiesigen Göttern sind froh, wenn sie ihre Rollen nach bewährter Helden-, Bonvivant- oder Komikermethode und Überlieferung oder nach dem Muster eines irgendwo mimenden großen Kollegen notdürftig herunterspielen können. Ich sehe so manches Unvollkommene, Unkünstlerische, worüber ich aber mit den Kollegen nicht reden darf, weil sie mich als Verkennerin ihrer hohen Künstlerschaft sofort mit Acht und Bann belegen würden. Nur mit Doktor Götz spreche ich davon, und von ihm erfahre ich so manches Neue und Wertvolle. Er meint, die Schauspielerei, die an den meisten Stadttheatern, auch an den größeren, und an sonstigen Provinzbühnen betrieben werde, könne man, wenn man eine gute geistige Durchschnittsbefähigung und einigen Fleiß besitze, und wenn man verstehe, die Augen und Ohren aufmerksam offen zu halten, nach und nach erlernen.

Man brauche zu ihrer sogar recht tüchtigen und den Ansprüchen des großen Publikums vollständig genügenden Ausübung durchaus nicht spezifisch künstlerisch begabt zu sein. Fünfundsiebzig Prozent aller Bühnenkünstler hätten ihr Können mit den Jahren gewonnen, sie hätten sich Routine erworben und Schablone angeeignet. Komme zu diesem Erlernten noch eine vorteilhafte Gestalt, ein gutes Organ, Temperament und Seele, also einige angeborene Güter, so erhebe dieser Besitz den glücklichen Eigentümer weit über den Durchschnitt seiner Berufsgenossen hinaus, er sei schon eine ziemlich seltene Bühnenerscheinung. Nur ganz verschwindend wenig Schauspieler besäßen Eigenschaften, die an den schöpferischen Geist des wirklichen, neue Werte erzeugenden Künstlers gemahnen. Unter zehntausend Darstellern des männlichen und weiblichen Geschlechts zusammen sei vielleicht ein solcher.

Bis jetzt bin ich mit meiner neuen Kollegenschaft nur innerhalb des Theaters und im Dienst zusammengekommen. Ich schließe mich nur langsam an. Im Suchen und Finden von Bekanntschaften und Freundschaften bin ich immer schwerfällig gewesen. Hier kommt dazu noch so manches andere, was mich das Anknüpfen von Verkehrsbeziehungen hinausschieben heißt. Die Begeisterung, in der ich vor einem Jahre meine erste Begegnung mit Mitgliedern der hiesigen Bühnen auf dem Journalistenball schilderte, ist fast ganz verflogen. Damals traf ich sie gewissermaßen in ihren geistigen Festtagsgewändern, jetzt sehe ich sie täglich in Alltagskleidern. Manches Gute und Tüchtige erfreut mich gewiß auch heute noch, manches unerwartete Unschöne und Unwürdige ernüchtert mich dafür umso mehr. Ich finde bei einigen gutes Können, außergewöhnliche Intelligenz, kräftiges Wollen und eifriges Streben; bei wenigen starkes Entsagen zugunsten der Hingabe an die übernommene Aufgabe, an das Erreichen des gesteckten Ziels; bei einer Erduldung von Wider-

wärtigkeiten, von Hunger und Kummer, um der Kunst dienen zu können; bei keinem aber Unterordnung der eigenen Wünsche und Vorteile, um den Zweck des Ganzen zu fördern. Die meisten halten es mit der Arbeit und der Pflichterfüllung, wie die Menschen in anderen Berufen auch: sie bohren das Brett, wo es am dünnsten ist. Ich war früher so naiv, zu glauben, in der Kunst sei das anders. Alle ihre Jünger seien von heiliger Begeisterung und brennendem Streben erfüllt. Zu dieser ersten enttäuschenden Erfahrung kam bald noch eine andere, die ich bei der Beobachtung der Umgangsgewohnheiten meiner Kollegen machte. Ich sah und sehe jeden Tag wieder von dem Zusammenleben der Bühnenleute so manches, was mich befremdet. Die Art ihres Verkehrs unter einander ist ungewöhnlich frei und leicht und zwar, um mich fachmännisch auszudrücken, nicht nur im Dialog, sondern auch in der Geste. Und das alles ganz öffentlich, während der Proben und Aufführungen, hinter den Kulissen und auf den Gängen vor den Garderoben, im Konversationszimmer und in den Probesälen. Keiner geniert sich vor dem anderen. Das kost und schäkert, erzählt mit großem Behagen und einer Stimme, daß die weiteste Umgebung zuhören kann, die schlüpfrigsten Witze, macht sich Anträge und verabredet Stelldicheins oder Besuche bei einander und lebt zusammen ohne peinliche Anerkennung und Befolgung der sonst für die menschliche Gesellschaft gültigen Verkehrsregeln und Sittengesetze. Es ist durchaus nicht schwer, das zu beobachten, da sich alles vor aller Augen abwickelt. Ich hatte schon in den ersten vierzehn Tagen alle Liebesverhältnisse herausgefunden, die innerhalb unseres Personals bestehen und die samt und sonders von der reinen Platonik sehr weit entfernt sind. Zu den Verhältnissen unter den Mitgliedern selbst kommen noch einige, die Künstler und Künstlerinnen von uns mit Herren und Damen aus dem Publikum angeknüpft haben.

Auch an mich ist schon die zarte Anfrage gestellt worden,

ob ich das „verhältnismäßige" Treiben mitmachen wolle. Vor vierzehn Tagen etwa trat eines Abends nach der Vorstellung der unwiderstehliche Herr Beier an mich heran und forderte mich auf, mit ihm und noch einem Kollegen in ein bekanntes Weinlokal zu gehen. Ich lehnte ab, weil ich zu müde sei. Denn daß ich es nicht für schicklich hielt, mit den beiden Herren auszugehen, durfte ich nicht sagen, wenn ich nicht für eine prüde dumme Gans gehalten werden wollte. Und daß mir die beiden Gentlemen recht wenig angenehme Gesellschafter seien, durfte ich noch weniger verraten, wenn ich nicht von Stund an mit allen denkbaren Ränken verfolgt werden wollte. Herr Beier schien dennoch einen anderen Grund meiner Ablehnung zu wittern, denn er bemerkte ziemlich deutlich und plump:

„Liebes Fräulein, so lange Sie nicht alle Seelenstimmungen und Sinnenregungen, die Sie auf der Bühne darstellen sollen, selbst praktisch erfahren haben, werden Sie immer eine unnatürliche Schauspielerin bleiben."

Dieser liebliche Blödsinn, nach dem beispielsweise die Darstellerin einer Kindsmörderin vorher ein Baby umgebracht haben müßte, um die Seelenstimmung richtig zeichnen zu können, wird allgemein beim Theater geglaubt und liefert als angebliche Studiennotwendigkeit mancher Dame die Entschuldigung ihrer Ausschweifungen. Ich lachte Herrn Beier vergnügt ins Gesicht und sagte spöttisch:

„Ihr Rat ist mir ungemein wertvoll. Sie gestatten mir aber wohl, daß ich mir die Lehrmeister für den Unterricht in Seelenbewegung und Sinnenregung nach meinem Geschmack aussuche."

Er war vollständig verblüfft ob der Dreistigkeit der grünen Anfängerin und zog mit einem lächerlich dummen Gesicht ab. Später habe ich Konrad gebeten, er möge mich vor der Wiederholung solcher Anträge dadurch schützen, daß er den Herren sage, ich sei verlobt oder habe ein Verhältnis oder sonst etwas. Das

scheint er getan zu haben, denn mir ist keiner wieder nahe gekommen. Verhältnisse werden beim Theater sehr respektiert und selten gestört.

Die Kolleginnen haben bis jetzt kaum das Notwendigste zum Dienst Gehörige mit mir gesprochen. Ihnen gelte ich als die vermögende Volontärin, die zum Theater geht, um sich ein paar Jahre in ungebundener Freiheit zu amüsieren, um billige Triumphe in leichten Rollen durch pompöse Toiletten zu feiern, der es weniger auf die Höhe der Gage und das künstlerische Wirken, als auf die Befriedigung ihrer Abenteuerlust und ihrer Eitelkeit ankommt, die aber auf jeden Fall einer begabten ärmeren Kollegin das Brot wegnimmt. Die wohlhabende Volontärin, die für eine niedrige Gage oder auch ganz umsonst spielt, ist das gehaßteste Geschöpf beim Theater, und selbst eine große darstellerische Begabung schützt sie nicht vor der Verachtung und Feindschaft der anderen, die um Brot arbeiten.

Eine Sorte Volontärinnen gibt es allerdings, die die Geringschätzung der mühsam und fleißig strebenden Schauspielerinnen vollständig verdient. Das sind die Mädchen, die von irgend einem reichen Liebhaber, häufig einem Bekannten des Direktors und Theaterhabitué ausgehalten werden und die zur Bühne gehen, um vor den Leuten und besonders vor der Polizei einen Beruf, eine Stellung nachweisen zu können, die aber sonst weder Fleiß noch Begabung mitbringen. Diese Geschöpfe — und es gibt deren nicht wenige in unserem Stand — sind wirkliche Schädlinge, die manchem ehrlich arbeitenden befähigten und strebenden Mädchen im Wege stehen. Das Schauspielhaus beschäftigt zwei solche Parasiten. Die eine hält ein Bankdirektor aus, die andere ein Chemiker. Das ist ein öffentliches Geheimnis. Beide leisten so gut wie nichts, haben aber ganz hübsche Larven und treiben großen Toilettenluxus. Damit läßt sich auch schon etwas erreichen. Bedeutende Rollen können sie natürlich nicht spielen, daran liegt

ihnen aber auch nichts. Jedenfalls muß der Direktor des Schauspielhauses mit ihnen zufrieden sein, denn sie sind schon im zweiten Jahr bei ihm engagiert. Der Hauptgrund der direktorialen Zufriedenheit ist aber wohl die geringe Gagenforderung der beiden. Vielleicht bekommen sie überhaupt nichts oder zahlen sogar noch für die Gunst, zu dem Ensemble gehören zu dürfen. Auch dieser Fall ist, wie mir Konrad sagte, keine Seltenheit an deutschen Privattheatern.

So stehe ich im Kreise meiner Kunstgenossen als ein fremder, unlieber Eindringling, und das tut mir leid. Ich weiß, daß mein schwer sich anschließendes Wesen, das sich in die besondere Lebensart dieses Gesellschaftsstandes noch nicht einfügen konnte, viel Schuld daran ist, und ich kann das einstweilen noch nicht ändern. Ich kann den sozialen Charakter, der mir in dem Gesellschaftskreise, dem mein Elternhaus angehört, mit tausend Zügen, Vorurteilen, Fehlern, Tugenden und Gebräuchen in zwanzig Jahren aufgeprägt worden ist, nicht im einundzwanzigsten so leicht abstreifen, wie eine Natter ihre vertragene Haut. Es geht nicht, so gern ich auch möchte. In mir und an mir wehren sich zu viel Widerstände. Ich sehe ein, daß ich, um zu meiner Umgebung zu passen, von den Gewohnheiten und Sitten, die ich bisher pflegte, von den Anschauungen und Urteilen, die ich bis heute für unanfechtbar hielt, manche werde verlassen müssen, und ich weiß, daß mir das nach und nach gelingen wird. Es ist ja alles nur äußerlich! Das neue, von meinem bisherigen so verschiedene Leben, in das ich eingetreten bin, darf von mir anders geartete Lebensäußerungen verlangen, als die sind, die der Pastorstochter und Schulmeisterin gut zu Gesicht standen. „Man muß zünftig sein!" Das ist auch ein Wort meines Vaters, das Lehre enthält und Wegrichtung angibt.

Mutter war noch nicht im Theater, wenn ich spielte. Wir wollten es beide nicht. Sie soll mich nicht in untergeordneten

Rollen sehen, wenn andere die großen dankbaren Sachen spielen. Sie hat sich jetzt vollständig mit meiner Bühnenlaufbahn ausgesöhnt.. Sie interessiert sich für meine Arbeit, nimmt teil an meinen Sorgen, kümmert sich um meine Garderobe und was sonst an Kleid und Tand zum Handwerk gehört. Ich habe meiner Großmutter klangreichen und bedeutungsvollen Familiennamen als Künstlernamen angenommen. Der Direktor war sofort zufrieden damit, als ich ihm meine Gründe auseinander setzte, und Mutter ist beruhigt wegen der teuern Verwandten.

Und mein guter Doktor Götz! Er ist mein lieber Freund und Berater geblieben. Wir verkehren in herzlicher Zuneigung miteinander, aber es klingt kein Ton der Leidenschaft in unseren Stimmen, wenn wir miteinander reden. Und das geschieht oft. Dieser kluge und vielerfahrene Mann muß mich so viel lehren, mir so viel erklären, was mir nützlich ist, und er tut es mit nimmermüder Bereitwilligkeit.

So leben wir alle in Strebsamkeit, in der Teilnahme eines am anderen und in leidlicher Behaglichkeit unseren Tag und bereiten uns auf eine größere Zeit vor, die sicher kommen muß, wenn in dieser Welt Fleiß und Hingabe an ein Ziel ihren gerechten Lohn erhalten.

9. Dezember.

Es geht vorwärts! Und wie mir scheint, mit großen Schritten. Gestern hat mich die Kritik zum erstenmal genannt. Am Abend vorher hatte ich die Berta im »Tell« gespielt, eine Rolle also, deren Trägerin handelnd und bestimmend in den Gang der dramatischen Ereignisse eingreift. Das kleine Zeug, das ich bis dahin zu spielen bekam — es lohnt nicht, alle die Viertel- und Halbbogenrollen hier aufzuzählen — ist damit hoffentlich für mich überwunden. Die Kritiken sämtlicher Blätter sind sehr lobend. Alle erwähnen meine Natürlichkeit und Wärme, meine glückliche

Bühnenerscheinung und tüchtige Sprechtechnik. Einer schreibt sogar von meiner Selbständigkeit der Auffassung.

Die guten Kritiken und besonders die Fürsprache Konrads haben mir eine neue große Rolle eingebracht, die Porzia im »Kaufmann von Venedig«. Unser Charakterdarsteller geht mit dem Ende der Saison fort. Sein Nachfolger gastiert nächste Woche zweimal auf Engagement, darunter als Shylock. Heute Mittag brachte mir der Theaterdiener das abgegriffene Reklameheft. Ich habe gejubelt, ob des Vertrauens, das der Direktor mir schenkt und über die Möglichkeit, endlich in einer großen tragenden Rolle auftreten zu können. Mutter wurde wirklich angesteckt von meiner Freude und sprach gleich von den Kostümen. Die Obergarderobiere muß kommen mit der Kostümkunde, und Luise, unsere brave Hausnäherin. Und Mutter und ich werden auch helfen, und wir alle zusammen werden ein paar zauberhafte Toiletten komponieren. Mögen sie kosten, was sie wollen, für meine erste große Rolle ist mir keine Wurst zu teuer.

Die Porzia habe ich mit Konrad studiert. Gleich nachdem der Diener das Buch abgegeben hatte, habe ich mir die Rolle überhört. Sie sitzt noch ganz fest. Ich habe aber noch eine Woche Zeit, und bis dahin wird noch hundertmal jeder Vers hin und hergewendet, jedes Wort auf Gewicht und Bedeutung geprüft, jede Interpunktion memoriert, jede Stellung und Miene, jeder Tonfall und Blick gründlich durchprobiert. Diesmal gilt's, und viel hängt ab von dem Gelingen dieser Aufgabe.

19. Dezember.

Der große Tag ist vorüber, und alles ist gut gegangen. Die Kritiker loben meine leichte, freie Spielweise, meine sichere Beherrschung des Dialogs und verständnisvolle Wiedergabe der Verse. Nur einer schreibt von einer gewissen Unruhe der Geste

und Bewegung in einzelnen Szenen, die die Anfängerin verrate. Möglich, daß der Mann recht hat. Ich werde mich prüfen und den Fehler korrigieren. Doktor Götz' Zeitung bringt die beste Rezension. Da steht, ich sei geistreich, graziös und liebenswürdig im Dialog gewesen, ich habe die Verse im leichten Konversationston gesprochen und es doch verstanden, den Rhythmus durchklingen zu lassen. Dazu habe meine biegsame, elegante Figur, mein tizianrotes Haar die Wiedergabe der Rolle wesentlich unterstützt. Man hätte sich einbilden können, eine der schönen Frauen, die Tizian malte, vor sich zu sehen.

Guter Mann, du übertreibst! Tizianrot ist mein Haar wohl doch nicht, und wenn du schreibst, ich sei geistreich, liebenswürdig und graziös im Dialog gewesen, so richtest du dein Kompliment an die falsche Adresse. Das alles mußt du einem gewissen Herrn Shakespeare sagen, denn er hat es gekonnt. Ich habe mich ihm nur anzupassen versucht und habe mich bemüht, mich in seinen Geist hineinzuschmiegen und das, was er sagen will, zu begreifen und nachzuempfinden.

Der Direktor hat mir mit dröhnendem Lachen und schmerzhaftem Händedruck zu meinem Erfolg gratuliert und ein paar Schmeicheleien über die Bühne trompetet. Das beste aber, was er sagen konnte, war der Satz: Gefallen hat's. Jetzt geb' ich die olle Komödie nächste Woche noch zweemal!

Das freut mich sehr, denn bei dem Spielen größerer Rollen bildet sich meine Bühnensicherheit riesig schnell weiter.

Ein wenig Lampenfieber habe ich natürlich gehabt. Als der Vorhang zum erstenmal für mich aufging, verschlug mir die Beklommenheit für ein paar Augenblicke den Atem, so wie es geschieht, wenn man nach dem warmen Wannenbad unter die kalte Brause tritt. Das ging aber schnell vorüber, und dann war ich im sicheren Fahrwasser.

Meine Kostüme waren glänzend ausgefallen. Für das erste

hatte ich weinroten, großblumigen reich mit Gold durchwirkten Damast genommen, für das zweite weichen meergrünen Rips, der mit silbernen Besätzen ausgeputzt wurde. Die Advokatenrobe für den vierten Akt hätte eigentlich das Theater liefern müssen, als ich aber den schäbigen, fleckigen alten Lumpen sah, graute mir vor dem Anziehen, und ich beschloß, mir selbst eine zu schaffen. Nach Rücksprache mit Mutter haben wir einen von Vaters Talaren, die wir noch aufgehoben haben, für mich zurecht geschnitten. Mutter machte anfangs Schwierigkeiten und meinte, das Kleid, in dem Vater so oft am Altar und auf der Kanzel gestanden habe, dürfe nicht zu einem so weltlichen Geschäft wie dem Komödiespielen verwendet werden, ich habe ihr aber diese Bedenken nach und nach ausgeredet. Mir selbst war es ein heimliches Gefühl, in Vaters Amtskleid zu spielen, und als ich in der Gerichtsszene den weichen feinen Stoff unter meinen Händen spürte, gab mir das geradezu Ruhe und Sicherheit. Mir war einen Augenblick, als sei der Rock, den mein Vater getragen, mir ein Talisman, und mir könne nichts mißlingen, so lange ich ihn trüge. Und in dieser Vorstellung habe ich munter, dreist und übermütig drauf los gemimt, als spiele ich die Rolle schon zum zwanzigsten Male.

Eigentümlich und mir unverständlich benehmen sich meine Kollegen nach meinem Erfolg. Ich hatte geglaubt, sie würden sich mit mir freuen, aus dem einfachen Grunde, weil unser Theater aus dem Vorteil, den eins seiner Mitglieder gewinnt, selbst Nutzen zieht und weil durch die von Publikum und Kritik als tüchtig anerkannte Leistung eines Darstellers die Arbeit der Gesamtheit gehoben erscheint. Gründlich habe ich mich in dieser Anschauung geirrt. Sie sind noch frostiger und fremder als vorher, und ich bemerkte heute früh auf der Probe sehr wohl, wie sie, in Gruppen zusammen stehend über mich spöttelten. Von unserer Sentimentalen, Fräulein B., einer schon etwas

angejahrten Dame, der eigentlich die Porzia hätte zufallen müssen, hörte ich sogar eine spitze Bemerkung über meine Beziehungen zu den Herren Redakteuren. Das zielte auf meine Freundschaft mit Doktor Götz. Ich habe mir nicht merken lassen, daß ich die taktlose Äußerung gehört hatte, ich habe mich nur später bei Konrad über den Mangel an Gemeinsinn ausgesprochen, den meine Kollegen durch ihr Übersehen und Bespötteln meiner Arbeit bekunden. Und über Konrads Antwort habe ich mich dann auch noch geärgert. Er sagte:

„Gemeinsinn?! Den Unfug kennen wir nicht. Im Verkehr mit der Kunst und den Künstlern entwickeln wir nur zwei Gefühle: Selbstsucht und Neid. Alles andere können wir nicht brauchen. Der Kampf um das tägliche Brot ist in unserem Berufe zu hart. Ihre Fachgenossinnen haben recht, wenn sie Sie anfeinden. Sie brechen in die Jagdgründe ein, in denen Ihre Kolleginnen bisher allein pirschten, und Sie haben noch dazu bessere Jagdwaffen, als die meisten Damen an unserem Theater: Jugend, Erscheinung, Temperament und Verstand. Ein alter Tiger läßt in seinem Nahrungsgebiet auch nicht ohne Kampf einen jüngeren Mitfresser aufkommen. Wir müssen es gerade so machen, und da wir nicht mit Zähnen und Krallen kämpfen dürfen, obgleich wir das manchmal ganz gern möchten, so benutzen wir den Hohn, die verkleinernde Nachrede, und die Intrige. So ist es immer beim Theater gewesen, und so wird es immer sein, und statt besser, wird es immer schlimmer werden. Denn der Kampf wird umso erbitterter, je mehr Menschen ihr Brot auf der Bühne erwerben wollen. An der ganzen Charakterverderbnis sind unsere elenden wirtschaftlichen und sozialen Zustände schuld. Es gibt halt in Deutschland viel zu viel Menschen."

Das sind ja recht erfreuliche Aussichten. Aber entmutigen lasse ich mich trotzdem nicht. Ich werde, so wie ich mich kenne, in dem Kampfe um die Jagdgründe sicher so leicht keiner weichen.

Und ich werde noch fleißiger arbeiten als bisher, damit ich möglichst bald über den schauspielerischen Mittelstand hinauskomme.

Doktor Götz, der übrigens sehr zufrieden mit meiner Schauspielerei war, hat mich wegen meines Toilettenaufwandes gescholten. Er meint, ich müsse besser haushalten. Konrad dagegen sagt, an den Toiletten dürfe man nicht sparen. Überall gelten beim weiblichen Publikum, das in allen Theatern das männliche überwiegt, schöne Kleider mehr als großes Talent, und viele Direktoren halten es genau wie das Publikum. Ich selbst gehe sehr gern gut angezogen. Die Gewißheit, elegant und gediegen gekleidet zu sein, verleiht mir viel Sicherheit, und der Gedanke, die Leute könnten an meinen Roben allerlei Mangelhaftes, Billiges und Geschmackloses entdecken, würde mich ablenken und behindern. Freilich, schöne Toiletten kosten viel Geld, und das verdiene ich einstweilen noch nicht. Mir graut heute schon vor der Rechnung über meine Porziagewänder. Ich muß mich mit der Ausrede beruhigen, diese Kleiderkosten gehören zum Lehrgeld. Schließlich ist es doch auch so. Ohne Bücher kann der Student nicht lernen, und ohne Gewänder die Schauspielerin nicht auftreten.

5. Januar 1899.

Engagementssorgen! Ich hatte mir sofort nach der ersten »Kaufmann«-Aufführung Photographien im Kostüm machen lassen und sie zusammen mit einem Pack Kritiken an die Agenten nach Berlin geschickt, damit sie mir für nächsten Winter und vielleicht auch schon für den Sommer ein Engagement verschaffen. Bis jetzt sind Verträge für Eisenach und Liegnitz gekommen, die ich beide nicht unterschrieben habe. Konrad widerriet mir, an so kleine und künstlerisch unbedeutende Theater zu gehen, da von ihnen aus das Hinaufsteigen zu schwer sei. Hoffentlich kommt bald etwas Besseres.

angejahrten Dame, der eigentlich die Porzia hätte zufallen müssen, hörte ich sogar eine spitze Bemerkung über meine Beziehungen zu den Herren Redakteuren. Das zielte auf meine Freundschaft mit Doktor Götz. Ich habe mir nicht merken lassen, daß ich die taktlose Äußerung gehört hatte, ich habe mich nur später bei Konrad über den Mangel an Gemeinsinn ausgesprochen, den meine Kollegen durch ihr Übersehen und Bespötteln meiner Arbeit bekunden. Und über Konrads Antwort habe ich mich dann auch noch geärgert. Er sagte:

„Gemeinsinn?! Den Unfug kennen wir nicht. Im Verkehr mit der Kunst und den Künstlern entwickeln wir nur zwei Gefühle: Selbstsucht und Neid. Alles andere können wir nicht brauchen. Der Kampf um das tägliche Brot ist in unserem Berufe zu hart. Ihre Fachgenossinnen haben recht, wenn sie Sie anfeinden. Sie brechen in die Jagdgründe ein, in denen Ihre Kolleginnen bisher allein pirschten, und Sie haben noch dazu bessere Jagdwaffen, als die meisten Damen an unserem Theater: Jugend, Erscheinung, Temperament und Verstand. Ein alter Tiger läßt in seinem Nahrungsgebiet auch nicht ohne Kampf einen jüngeren Mitfresser aufkommen. Wir müssen es gerade so machen, und da wir nicht mit Zähnen und Krallen kämpfen dürfen, obgleich wir das manchmal ganz gern möchten, so benutzen wir den Hohn, die verkleinernde Nachrede, und die Intrige. So ist es immer beim Theater gewesen, und so wird es immer sein, und statt besser, wird es immer schlimmer werden. Denn der Kampf wird umso erbitterter, je mehr Menschen ihr Brot auf der Bühne erwerben wollen. An der ganzen Charakterverderbnis sind unsere elenden wirtschaftlichen und sozialen Zustände schuld. Es gibt halt in Deutschland viel zu viel Menschen."

Das sind ja recht erfreuliche Aussichten. Aber entmutigen lasse ich mich trotzdem nicht. Ich werde, so wie ich mich kenne, in dem Kampfe um die Jagdgründe sicher so leicht keiner weichen.

Und ich werde noch fleißiger arbeiten als bisher, damit ich möglichst bald über den schauspielerischen Mittelstand hinauskomme.

Doktor Götz, der übrigens sehr zufrieden mit meiner Schauspielerei war, hat mich wegen meines Toilettenaufwandes gescholten. Er meint, ich müsse besser haushalten. Konrad dagegen sagt, an den Toiletten dürfe man nicht sparen. Überall gelten beim weiblichen Publikum, das in allen Theatern das männliche überwiegt, schöne Kleider mehr als großes Talent, und viele Direktoren halten es genau wie das Publikum. Ich selbst gehe sehr gern gut angezogen. Die Gewißheit, elegant und gediegen gekleidet zu sein, verleiht mir viel Sicherheit, und der Gedanke, die Leute könnten an meinen Roben allerlei Mangelhaftes, Billiges und Geschmackloses entdecken, würde mich ablenken und behindern. Freilich, schöne Toiletten kosten viel Geld, und das verdiene ich einstweilen noch nicht. Mir graut heute schon vor der Rechnung über meine Porziagewänder. Ich muß mich mit der Ausrede beruhigen, diese Kleiderkosten gehören zum Lehrgeld. Schließlich ist es doch auch so. Ohne Bücher kann der Student nicht lernen, und ohne Gewänder die Schauspielerin nicht auftreten.

5. Januar 1899.

Engagementssorgen! Ich hatte mir sofort nach der ersten »Kaufmann«-Aufführung Photographien im Kostüm machen lassen und sie zusammen mit einem Pack Kritiken an die Agenten nach Berlin geschickt, damit sie mir für nächsten Winter und vielleicht auch schon für den Sommer ein Engagement verschaffen. Bis jetzt sind Verträge für Eisenach und Liegnitz gekommen, die ich beide nicht unterschrieben habe. Konrad widerriet mir, an so kleine und künstlerisch unbedeutende Theater zu gehen, da von ihnen aus das Hinaufsteigen zu schwer sei. Hoffentlich kommt bald etwas Besseres.

Nächstens spiele ich die Adelheid in den »Journalisten«. Darauf freue ich mich sehr. Sie ist meine erste größere Rolle in einem Konversationsstück. Ihre Übertragung auf mich habe ich auch nicht irgend einer Fürsprache zu verdanken, der Direktor hatte sie vielmehr gleich für mich bestimmt. Bei den Rivalinnen wird das wieder einiges Mißvergnügen auslösen. Schadet nichts. Kampf muß sein und gibt Kraft.

In der dritten »Kaufmann«-Aufführung habe ich mein erstes Ruhmesgemüse bekommen, einen mächtigen Korb mit Rosen. Ich wollte mich schon darüber freuen, denn ich glaubte, die Anerkennung meiner Leistungen habe ihn mir gespendet, da kam die Enttäuschung hinterher. Herr Siegmund Kohn legte mir in einem duftenden Briefchen seine Bewunderung zu Füßen, sprach die Hoffnung aus, bald den Vorzug meiner näheren Bekanntschaft zu haben und bat mich um den Bescheid, wo und wann er mir seine Aufwartung machen könne. Die Absichten und Wünsche, die hinter diesen leidlich höflichen Phrasen lauern, kennt man ja. Für die Künstlerin haben diese Herren wenig übrig, für das Weib desto mehr. Selbstverständlich bekommt der Gentleman keine Antwort. Ich zeigte Doktor Götz die Karte, und er riet mir, den Korb zurückzuschicken. Das habe ich doch nicht getan, und zwar Mutters wegen. Sie freut sich kindlich über jedes Zeichen der Anerkennung, die meine Arbeit findet, und sie mag in dem frommen Wahn beharren, Verehrung habe die Blumen der Künstlerin gewidmet. Eine andere Erklärung dieser Spende würde ihr dagegen Unruhe bereiten.

Und noch eine andere Erwägung hat mich von einer schroffen Ablehnung der verblümten Anfrage Kohns abgehalten. Konrad regte sie in mir an. Ich hätte mir einen Feind geschaffen und wahrscheinlich nicht nur einen. Denn sicher hat Kohn als reicher Mann eine Menge gleichgesinnter Freunde unter seinen Stammesgenossen. Die Juden stellen in unserer Stadt die fleißigsten

Theaterbesucher, es wäre also nicht vorteilhaft, unter ihnen Widersacher zu haben. Wenn ich kein anderes Engagement bekomme, muß ich doch hier bleiben, und wenn ich noch weitere Erfolge haben will, muß ich mir das Wohlwollen des Publikums erhalten. Bei uns Schauspielern verbürgen Arbeit, Begabung, Leistung leider nicht allein den Erfolg, wir brauchen vor allem die Sympathie des Publikums für unsere Person. Wie alle Leute, so empfinden eben auch die Theaterbesucher Neigung oder Ablehnung für die Menschen, die ihnen gegenüber treten, nur daß eine solche Regung bei ihnen leicht zum Herdengefühl werden kann, da sie häufig in großer Anzahl unter demselben von einer Person der Bühne ausgehenden Eindruck stehen und bei ihren Zusammenkünften im Theater, besonders während der Pausen, mit Leichtigkeit die erhaltenen Eindrücke besprechen und austauschen können.

Es ist nicht sehr angenehm, um seiner armen künstlerischen Gegenwart und beruflichen Zukunft willen Plumpheiten ertragen und Dreistigkeiten einstecken zu müssen; ich sage mir aber, daß dieses Einstecken eine von den Kriegslisten im Kampfe um die Höhe ist, beiße die Zähne zusammen und bleibe schließlich doch Siegerin, weil ich dem Verlangenden die Gewährung versage.

Die Kolleginnen leisteten sich ein paar anzügliche Bemerkungen über die Rosen, und Fräulein Merbach, die die Jessika spielte, hielt es für notwendig, mich über die Vermögensverhältnisse und die Lebensgewohnheiten des Jünglings Kohn aufzuklären. Er sei der Sohn eines sehr reichen Vaters, sagte sie, der zu der und jener Dame vom Theater schon Beziehungen unterhalten habe und seine Freundinnen mit Kleidern, Schmuck und blauen Scheinen freigiebig auszustatten beliebe. Ich habe nur mit halbem Ohr nach ihrem Geschwätz hingehört, aber doch so viel verstanden, daß Fräulein Merbach eine Bekanntschaft

mit Herrn Kohn für ein nicht zu unterschätzendes Glück hält. Armes Mädel!

Weihnacht und Neujahr sind still und feierlich vorüber gegangen. Der Trubel, der zu dieser Zeit am Theater herrschte, wegen der Häufung der Vorstellungen — es wurde an allen drei Feiertagen, dazu am Silvester- und Neujahrstage abends und Nachmittags gespielt — ist spurlos an mir vorüber gegangen. Ich war glücklicherweise nicht beschäftigt. So konnte ich behaglich und nachdenklich bei Mutter sitzen und mit ihr Erinnerungen pflegen. Das tun wohl alle Leute gern, die in der Vergangenheit Besseres und Schöneres finden, als in der Gegenwart. Bleibt also die Zukunft. Mutters Leben wird sich kaum noch ändern, aber ich darf auf kommende Zeiten vertrauen.

Doktor Götz war leider nicht bei uns. Er war zu seiner Schwester gefahren, um mit ihr das Fest zu feiern. Sein Schwager hat seine Lackerfindung vollendet und verdient viel Mammon damit. Die üblichen beiden Rosensträuße hat er uns trotz seiner Abwesenheit auf den Weihnachtstisch stellen lassen. Hoffentlich bringt das neue Jahr uns allen Glück, Frohsinn und Gesundheit, und mir ein gutes Engagement mit einer Bombengage. Das wünschen sich alle Bühnenleute, und wenn aller Wünsche erfüllt werden sollten, müßte die Zahl der Theater mindestens verdoppelt werden. Konrad hat recht: es gibt wirklich zu viel Menschen in Deutschland, besonders aber zu viel Schauspielerinnen.

17. Januar.

Noch kein Engagement! Für Zittau und Göttingen und Graz haben mir die Agenten Verträge geschickt. Die beiden ersten habe ich nicht unterschrieben, der Grazer aber ist nicht zurückgekommen. Also wollen sie mich dort nicht haben. Ich bin gespannt, wie das noch werden wird. Ein Direktor, der mich

nimmt, ist doch nicht angeschmiert. Ich bin fleißig und gewissenhaft und leiste etwas.

Meine Adelheid Runek hat wieder allgemein gefallen. Ich habe viel Applaus gehabt, alle Kritiken sind gut, mit Ausnahme kleiner, häufig recht hinfälliger Ausstellungen. Das sozialdemokratische Blatt, das übrigens glänzend geschriebene Rezensionen bringt, rät dem Direktor sogar: „sich diese starke Begabung und prächtige Bühnenerscheinung durch einen günstigen Vertrag für einige Jahre zu sichern, ehe sie, was jedenfalls bald zu erwarten sei, an eine große hauptstädtische Bühne berufen werde." Das langt doch vorläufig! Ich habe mich auch riesig über diese Besprechung gefreut, denn sie ist sicher unbeeinflußt. Meine Beziehungen zu Doktor Götz haben mir hier nichts genützt. Er und die sozialdemokratischen Redakteure liegen sich ja das ganze Jahr in den Haaren.

Auf den Rat Konrads habe ich dem Herrn Kritikus einen Dankbrief geschrieben. Konrad meint, man müsse sich für die freundlichen Worte dieser Herren erkenntlich zeigen und wenigstens: Danke schön! sagen. Das erhalte das Wohlwollen und schmeichle dem Herrn Rezensenten. Das ist wieder einmal ein Brauch, dessen Befolgung mir gegen den Strich geht. Weshalb soll ich die Zeitungsschreiber noch bekomplimentieren, wenn sie lediglich die Wahrheit gesagt und damit ihre Pflicht erfüllt haben? Konrad sagt freilich, es komme darauf an, in welchem Ton die Wahrheit gesagt wird, ob nackt und kühl, ob mit Freundlichkeit oder sogar mit Emphase. Kritiker, die mit Emphase und Freundlichkeit schreiben, sind unseres Dankes wert, denn sie übertragen diese Gefühle zu unseren Gunsten auf das Publikum. Ihnen muß man zeigen, daß man ihre Hilfe beim Aufwärtsklettern schätzt. Ich habe mich Konrads Anweisung gefügt, er muß wissen, was mir nützlich ist. Doktor Götz habe ich aber nichts von dem Briefe gesagt.

Er hätte ihn aus irgend einem Grunde oder Gefühl wahrscheinlich nicht gebilligt.

Einstweilen ist meine Laune wegen der schönen Erfolge mit der Porzia und der Adelheid die denkbar rosigste. Wir sind doch rechte Eintagsfliegen, wir alle beim Theater. Der kleinste Mißerfolg stürzt uns in die finstersten Tiefen, und der zarteste Sonnenblick des Glückes hebt uns in schimmernde Höhen. Es ist ein ewiges Auf und Nieder. Wir sind samt und sonders eine ganz närrische Gesellschaft.

18. Januar.

Gestern Abend habe ich die Roxane in »Cyrano de Bergerac« von Rostand bekommen. Das ist die Folge der guten Besprechungen meiner letzten Rollen, und ich bin herzlich froh darüber. Allerdings lief ein wenig Verdruß nebenher.

Ich war abends im Theater beschäftigt. Es wurde »Tannhäuser« gegeben, und die zweiten Fächer vom Schauspiel, zu denen ich auch trotz der großen Rollen noch gehöre, und die zur Statisterie verpflichtet sind, hatten Dienst, um den Sängerkrieg möglichst figurenreich und lebendig zu gestalten. Ich saß mit der komischen Alten, die sich auch beteiligte, weil ihrer schmalen Gage das Statistenextrahonorar von einer Mark wohltut, als thüringische Edeldame angezogen in der Garderobe und wartete auf das Klingelzeichen, als plötzlich Fräulein B., unsere Sentimentale hereinrauschte und mich anfauchte:

„Was fällt Ihnen ein, mir schon wieder eine Rolle wegzuspielen? In den lausigen Volksvorstellungen und in dem alten Schmarren mochte es noch sein, aber in einer Novität lasse ich es mir nicht gefallen! Ich lasse mich nicht kalt stellen! Ich gehe zum Komitee! Ich schreibe an den Oberbürgermeister! Wir wollen doch mal sehen, wer hier das erste Recht hat! Ich oder eine grüne Anfängerin, die hinter den Ohren noch nicht trocken

ist und die sich einbildet, sie könne sich durch ihre Freunde und ihr Geld alles erlauben! Aber Sie sollen sich geschnitten haben! Sie sollen sehen, mit wem Sie es zu tun haben! Wer sind denn Sie, die Sie kaum ins Theater hineingerochen haben, und wer bin ich?! Das kommt dahergelaufen und hat Liebhaber und ist frech und talentlos und denkt, es kann damit anständige talentvolle Mitglieder an die Wand drücken. Sie wären mir die Rechte! Ihnen werd' ich's zeigen! Entweder Sie oder ich! Zusammen sind wir hier zu viel! Eine muß fort! Und daß ich nicht gehe, werden Sie erleben. Ich habe nicht nötig, einem hergelaufenen Frauenzimmer Platz zu machen." Und so weiter noch eine Weile.

Endlich war sie atemlos und mußte schweigen. Ziemlich stark und beleidigend war es ja, was sie mir entgegengesprudelt hatte, und ich wollte schon aufbegehren. Ihrem Wortschwall gegenüber kam ich aber nicht so schnell zum Sprechen, und so beruhigte ich mich langsam wieder. Schließlich amüsierte ich mich sogar innerlich über ihren ohnmächtigen Zorn. Als sie fertig war, sagte ich sehr gelassen:

„Liebes Fräulein, Sie tun mir unrecht. Es ist mir nicht eingefallen, mich um eine Rolle zu bemühen, von der Sie glauben, daß sie Ihnen zukäme. Der Direktor hat sie mir alle nach seinem eigenen freien Ermessen und zu meiner großen Überraschung geschickt. Was ihn bestimmt hat, die Roxane mir zuzuteilen, weiß ich nicht. Vermutlich hält er mich zu ihrer Darstellung für geeigneter als Sie."

Diese letzte kleine Bosheit mußte ich ihr doch versetzen als Vergeltung für die zahllosen Ehrentitel, die sie mir angehängt hatte. Sie schnappte auch gleich darauf ein:

„Was fällt Ihnen ein, Sie aufgeblasene Person," kreischte sie! „Sie geeigneter als ich?! Das ist weiß Gott zum Lachen! Lernen Sie erst mal was! Lassen Sie sich erst mal ein paar Jahre lang Theaterwind um die Nase wehen, ehe Sie mich so

anreden! Sie scheinen nicht zu wissen, wen Sie vor sich haben! Ich bin an Theatern gewesen, die Sie sich höchstens von außen ansehen dürfen! Und jetzt verlange ich, daß Sie dem Direktor die Roxane zurückschicken. Die spiele ich und niemand sonst."

„Fällt mir nicht im Traume ein," sagte ich sehr ruhig.

„Sie wollen nicht? Ich werde Ihnen zeigen, daß Sie müssen! Noch steht glücklicherweise das Komitee über dem Direktor, und das wird ihm die Flötentöne schon beibringen. Und wenn Sie die Rolle trotzdem spielen, verspreche ich Ihnen einen Skandal im Theater, wie Sie noch keinen erlebt haben. Auspfeifen lasse ich Sie! Oder glauben Sie, meine Freunde lassen mich unterdrücken? Ich bin nicht umsonst fünf Jahre hier, ich habe meinen Ruf, meine Freunde, meinen Anhang! So, jetzt wissen Sie, was Ihnen blüht, wenn Sie die Rolle nicht zurückschicken."

Ich sagte wieder sehr ruhig: „Ich denke nicht daran. Wenn Sie aber auch nur noch ein Wort in dem Tone zu mir sprechen, wie bisher, gehe ich sofort zum Direktor und erzähle ihm alles, was Sie hier gesagt haben."

Sie starrte mich erst mit wilden Blicken an, als ob sie mich aufspießen wolle, dann änderte sie plötzlich die Taktik. Sie zog ihr Taschentuch aus dem Muff, sank auf einen Stuhl und fing bitterlich an zu schluchzen.

„Das muß man sich gefallen lassen," stieß sie zwischen dem Schluchzen hervor, „als ob man nicht seinen Namen hätte. Als ob man von der Schmiere käme. Und von so einer jungen Person....."

„Ich verbitte mir den Ausdruck: Person," unterbrach ich sie scharf!

„Ja, ja," schluchzte sie, „Sie sind ja eine Dame, eine feine Dame. Dagegen ist unsereins bloß Dreck. Was wollen Sie überhaupt beim Theater? Dabei können wir empfindliche Leute nicht brauchen, und wenn sie noch mehr Geld haben. Und

warum kommen Sie gerade zu uns? Warum laufen Sie mir in die Quere? Ich habe Ihnen doch nichts getan! Hier habe ich gesessen fünf Jahre lang in Ruhe und Frieden, und das Publikum und die Presse waren zufrieden mit mir, und nun kommen Sie und wollen mich rausbeißen. Aber ich lasse mir das einfach nicht gefallen."

„Es fällt mir nicht ein, Sie hinausbeißen zu wollen," unterbrach ich sie mit geringem Erfolg, denn ihr Mundwerk klapperte unaufhörlich weiter.

„Glauben Sie vielleicht, mir ist es leicht geworden, hier zu landen? Was habe ich nicht getan und ausgestanden um hoch zu kommen. Aber das verstehen Sie nicht. Was wissen Sie mit Ihrem Geldbeutel und Ihren Verbindungen, wie es uns armen Teufeln ergeht, die wir nichts weiter haben, als unser bißchen Talent und unseren Leib. Was das kostet, was von unsereiner verlangt wird, ehe sie einigermaßen aus dem Schlamm 'rauskrabbeln darf! Da heißt's hungern und . . . . . und noch ganz was anderes, bis einem geholfen wird. Verstehen Sie das? Natürlich nicht! Woher sollten Sie es auch wissen! Ich will es Ihnen sagen. Die beiden gottverfluchten Hu sind es, die man lernen und dulden muß, wenn man in die Höhe kommen will. Hungern und Huren! Das sind die Leitern! Und jede muß drüber, sie mag wollen oder nicht, und wenn ihr Talent noch so groß wäre. Sie schenken es keiner, die Agenten, die Direktoren, die Regisseure. Höchstens einmal einer Reichen, denn Geld geht der Bande über alles. Und zu denen kommen noch die Kavaliere, die die Fetzen bezahlen müssen, ohne die es keine Rollen gibt, und die die meisten Direktoren höher schätzen als das Talent. Und die Herren Verehrer schenken kein Hutband umsonst. Da heißt's: deinen Leib will ich dafür!

„So sieht's, so sieht's aus bei uns! Und keine kommt drum rum! Das begleitet uns vom ersten Schritt, den wir auf die

Bühne setzen, bis zur ersten Runzel im Gesicht. Dann ist es aus und ist Ruh'. Dann sind wir erledigt, dann bleibt nur noch das Hungern. Es gibt ja so viel Jugend, so viel dumme Jugend, die hinter uns herläuft und uns auf die Hacken tritt, damit wir rascher springen und ihr Platz machen sollen, und die nicht schnell genug in das Elend hineinkommen kann. Recht geschieht den Gänsen und Ihnen dazu! Auch Sie werden sie kennen lernen die beiden verfluchten Hu, wenn Sie beim Bau bleiben. Warum sollten Sie's besser haben, als wir anderen alle! Das Hungern wird keiner leicht, das Huren mancher. Sie sehen nicht danach aus, Sie scheinen keine von denen zu sein. Was wollen Sie also beim Theater? Gehen Sie fort, beizeiten! Und verderben Sie mir nicht das Engagement und sich das Leben!"

Gott sei Dank, da läutete der Inspizient, und wir mußten auf die Bühne. Ich empfand Trauer und Ekel zugleich bei der Jeremiade der B. Ihre rohen Reden stießen mich ab, und ihre Klagen erregten mein Mitleid. In dieser Stimmung mußte ich den Sängerkrieg über mich ergehen lassen. Ich habe nicht viel davon gehört, ich mußte immer an dieses scheltende, lästernde, klagende, fordernde Weib denken, dem ich doch nicht helfen kann. Ich muß froh sein, daß ich vorwärts komme. Ich kann die Rolle ihr zuliebe nicht ablehnen. Der Direktor, der mir mit ihrer Übertragung einen Beweis großen Wohlwollens gegeben hat, würde, müßte sich verletzt fühlen und gäbe mir wahrscheinlich nicht so bald wieder eine größere.

Das ist der Kampf ums Dasein, und ich stehe mitten drin. Noch vor einem halben Jahr hätte ich dem guten Fräulein B. wahrscheinlich jeden Dienst erwiesen, der sie hätte fördern können. Heute weiß ich, daß auf diesem heißen Boden ich zuerst an mich selbst denken muß. So hart bin ich in der kurzen Zeit geworden. Mir scheint, die Rücksichtslosigkeit, mit der sich beim Theater jeder gegen jeden wendet, färbt schnell auf einen ab.

Ich habe in der letzten Nacht viele Stunden wach gelegen und über alles nachgedacht, was mir die B. gesagt hat, und mich gefragt, ob sie die Wahrheit und aus Erfahrung sprach, als sie die beiden Hu verfluchte. Was ich vom Leben der Theaterleute bis jetzt beobachten konnte, läßt es mir möglich erscheinen und sagt mir doch auch wieder, daß sie übertreibt. Oft kommt es mir vor, als beherrsche eitel Frohsinn, Ausgelassenheit, Sorglosigkeit ihren Verkehr, ihre Arbeit, ihre Empfindungen, und dann plötzlich fällt ein greller Lichtstrahl herein und zeigt mir Erscheinungen grauenvollen Elendes.

Heute denke ich über den Angriff der guten B. wesentlich ruhiger. Es tut mir leid, daß ich ihr unschuldigerweise Schmerz bereiten muß, ich kann es aber nicht ändern. Die Roxane kann ich ihr nicht geben, die ist für mein Vorwärtskommen zu notwendig. Lieber will ich ihr hundert Mark schenken.

Ich habe mir heute früh sofort das Buch gekauft und den ganzen »Cyrano« gelesen. Bis auf den letzten Akt liegt mir die Roxane leidlich, einige sentimentale, allzu liebhaberinnenhafte Stellen ausgenommen. Sie ist nicht genau mein Fach, und für meinen Geschmack psychologisch nicht fein genug charakterisiert, ich werde aber gut damit abschneiden. Zehn Tage bleiben mir für das Studium, wenn der heute ausgegebene Spielplan eingehalten wird. Da heißt es aufpassen, denn die Aufführung soll so etwas wie das Ereignis der Saison werden. Hoffentlich gibt es keine Kassenenttäuschung.

30. Januar.

Es ist wieder einmal alles gut gegangen. Vorgestern habe ich mit der Roxane viel Erfolg gehabt. Direktor, Publikum und Kritik waren zufrieden. Und es war ein verdienter Erfolg. Die Vorbereitung hat viel Zeit und Arbeit gekostet, aber auch viel Geld für Toiletten und Stunden bei Konrad. An denen halte

ich immer noch fest. Jede Rolle, die ich bekomme, studiere ich mit ihm. Ich wage noch nicht, mich ganz allein auf mich selbst zu verlassen. Meine Erfolge sind also nur zur Hälfte mein Verdienst, zur anderen Hälfte verdanke ich sie Konrads Unterricht. Und dabei soll es auch bleiben, so lange ich hier bin. Die Groschen, die ich dafür ausgebe, sind gut angelegt, das fühle ich.

Das Publikum hat das Stück recht freundlich, aber doch ohne Wärme aufgenommen. Wir werden es noch drei- oder viermal haben, dann wird es eingesargt.

Eine große Freude habe ich neben der über meinen Erfolg gehabt: Mutter hat mich zum erstenmal spielen sehen. Doktor Götz hatte sie mit auf seine Plätze genommen und war sehr freundlich um sie besorgt. Er hat mir erzählt, Mutter sei zuerst sehr ängstlich, blaß und still gewesen, allmählich aber, als sie gesehen habe, daß ich meine Sache gut mache, sei sie munter und gesprächig geworden und nach der Vorstellung ganz glücklich gewesen. Zu mir hat sie nicht viel von ihren Eindrücken gesagt. Beim Gutenachtsagen hat sie mich nur sehr herzlich geküßt und mir versprochen, nun öfter in das Theater zu gehen, wenn ich spiele.

Fräulein B. hat ihre Drohung, mir einen Skandal im Theater machen zu lassen, wenn ich die Roxane spiele, nicht eingehalten. Es würde ihr wohl auch schlecht bekommen sein, wenn sie die Vorstellung gestört hätte.

7. Februar.

Ich bin sehr zufrieden. Wenn es so weiter geht, werde ich noch in dieser Saison eines der meistbeschäftigten Mitglieder unseres Theaters. Gestern hat mich der Direktor gefragt, ob ich in der nächsten Volksvorstellung am Sonnabend über acht Tage die »Minna von Barnhelm« spielen wolle. Selbstverständlich habe ich mit beiden Händen danach gegriffen. Da fuhr er gleich

in seiner Rede fort und sagte, in ein paar Wochen wolle er den »Probepfeil« von Blumenthal aufwärmen, ich solle mir immer die Hortense ansehen. Auch damit bin ich zufrieden, denn im Konversationsstück brauche ich noch viel Übung. Kaum war ich von dem Direktor entlassen, als mich Konrad anhielt. Ob ich mit ihm die Klara in Hebbels »Maria Magdalena« studieren wolle. Es solle mir keinen Pfennig kosten. Er stehe in Unterhandlungen wegen eines Engagements an einer bedeutenden Wiener Bühne. Der Direktor wolle herkommen und sich ihn ansehen, und da wolle er als Meister Anton auftreten. Unser Direktor werde ihm sicher den Gefallen tun, das Stück, das hier seit fünfzehn Jahren nicht gewesen ist, einzuschieben, wenn er und ich studiert seien. Herr Beier sei es als Leonhardt und Herr Flammberg, unser jugendlicher Held, als Sekretär. Das übrige sei Kinderspiel. Mit der B. zusammen könne er das Stück nicht spielen, da komme er nicht in Stimmung. Natürlich habe ich auch ihm zugesagt. Die Klara! Das ist etwas für mich. An die gehe ich mit Feuereifer ran. Sie gehört zu meinem Fach.

Konrad fragte mich noch, ob ich für eine mäßige Gage im Sommer hier am Schauspielhause spielen wolle. Ein Bekannter von ihm, der jetzt dort engagiert ist, hat es für den Sommer in Unterpacht genommen. Der Mann hat etwas Vermögen und will, da ihm als Schauspieler nicht viel Lorbeeren blühen, Direktor werden. Konrad ist auch im Sommer drüben und wird die Oberregie führen. Sie werden vorwiegend moderne Sachen geben, Sudermann, Hauptmann, Schnitzler, Dreyer, Philippi, Ibsen und Franzosen, und ich soll erstes Fach spielen. Schaden könnte mir das Engagement nicht, ich brauche noch viel Routine, und mit Konrad als Regisseur und Lehrer würde ich sicher ein gutes Stück vorwärts kommen. Übung bedeutet in unserer Kunst fast alles. Trotzdem will ich mir den Fall noch einmal überlegen und mit Doktor Götz darüber reden.

25. Februar.

Das waren vierzehn Tage voll anstrengender aber fröhlicher Arbeit. Sie ist zwar nur zur Hälfte öffentlich belohnt worden, dafür ist der rein persönliche Gewinn, der in dem weiteren Kennenlernen meiner Fähigkeiten besteht, umso größer. Zwei Kritiker waren mit meiner »Minna von Barnhelm« nicht zufrieden. Ich war den Herren zu modern. Sie sagen, ich hätte mich dem klassischen Geist der Dichtung mehr anpassen sollen. Wie sie das meinen, verraten sie allerdings nicht. Dafür hat die gesamte Presse für meine Klara einstimmiges Lob. Ich weiß, daß ich gut gespielt habe. Ich habe das Mädchen auf die Bühne gestellt, als trüge sie die Schuld und das Leid der ganzen Menschheit. Ich habe sie aus dem Leben gehen lassen, schuldvoll, kraftlos, kampfmüde wie Eva nach dem Sündenfall aus dem Paradies geschieden sein mag. Dazu habe ich die Passivität dieser Heldin in jedem Wort und Blick und jeder Geste anzudeuten versucht und ihre Hilflosigkeit in der Not, ihre Verlassenheit in ihrem Vaterhause in jedem zagenden Schritt gezeigt. Es gab viel Applaus, auch für Konrad, der wundervoll spielte. Nach der Vorstellung war er mit dem Wiener Direktor zusammen. Das Engagement ist perfekt. Am Theater beneiden sie ihn wegen seines Glückes. Wien oder Berlin, besonders aber Berlin sind die Hoffnungsziele aller Theaterleute, und alle schauen vom Anfang ihrer Laufbahn an mit Verlangen nach den Theatern dieser beiden Städte. Auch ich! — —

28. Februar.

Der Direktor des Schauspielhauses hat mich durch seinen Sekretär fragen lassen, ob ich bei ihm auf Engagement für den nächsten Winter gastieren wolle. Er hat mich als Klara gesehen, und ich habe ihm gefallen. Doktor Götz, den ich befragte, hat

mir zugeredet. Erst hat er mich allerdings gefragt, ob ich noch nicht genug hätte vom Theater. Er habe geglaubt, ich würde froh sein, wieder herauszukommen, nachdem ich das Leben der Schauspielerinnen mit allen seinen unerfreulichen Begleiterscheinungen kennen gelernt habe. Ich habe ihm gesagt, ich hätte für meine Person bisher nicht mehr Unerfreuliches erfahren, als mir in jedem anderen Beruf auch hätte begegnen können, daneben aber hätte ich so große Freude an der Arbeit, und so viel Genugtuung über meine, die Mühe sofort belohnenden Erfolge empfunden, daß ich nicht daran dächte, die Schauspielerei wieder aufzugeben. Er machte ein saures Gesicht dazu und murmelte: er wünsche mir, daß es immer so bliebe.

Jetzt will ich abwarten, in welcher Rolle ich im Schauspielhause gastieren soll, und welche Gage mir der Direktor bieten wird.

16. März.

Am 12. März habe ich im Schauspielhause nach nochmaligen fleißigen Studien mit Konrad die Magda in Sudermanns »Heimat« gespielt. Der Direktor hatte mir die Wahl der Rolle frei gestellt, nur sollte es eine sein, in der ich hier noch nicht aufgetreten bin. Ich hatte mich für die Magda entschieden, weil ich für deren Darstellung ein paar gute Vorbilder habe. Ich habe dem Publikum und dem Direktor sehr gut gefallen, trotzdem zögerte er, den Kontrakt noch an demselben Abend mit mir zu vollziehen. Er sagte, er müsse erst die Kritiken abwarten. So unselbständig ist so ein Herr Direktor in seinem Urteil. Die Zeitungen haben sämtlich gut geschrieben.

Gestern kam der Kontrakt. Er setzt für mich eine Monatsgage von 250 Mark fest. Glücklicherweise hat kein Agent das Engagement vermittelt, sonst müßte ich dem noch fünf Prozent Provision abgeben.

Ich bin froh, daß es so gekommen ist. Jetzt kann ich in Mutters und Doktor Götz' Nähe bleiben und einigermaßen gedeckt und geschützt durch die Beziehungen und Verbindungen, die ich hier habe, meine weitere Ausbildung in verhältnismäßig behaglicher Lage betreiben. Das Winterengagement hat auch gleich das für den kommenden Sommer an das Schauspielhaus nach sich gezogen, das Konrad mir im Namen seines Freundes angeboten hatte. Heute früh brachte er mir den Vertrag mit 175 Mark Gage auf die Probe, und ich habe ihn unterschrieben. In beiden Verträgen ist selbstverständlich die Kündigung gestrichen. Mutter ist glücklich, weil wir mindestens noch ein ganzes Jahr zusammenbleiben können. Ich bin es auch, und ich kenne noch einen guten lieben Menschen, der auch nichts dagegen hat. So sind wieder einmal alle Hausgenossen mit dem Walten des Schicksals zufrieden.

Anfang April.

Es will Frühling werden. Die Sträucher im Vorgärtchen unseres Hauses fangen an, grüne Blattspitzen zu treiben, und drüben in der Stadtgärtnerei üben die Amseln und Finken schon ihre Hochzeitslieder.

Je lebendiger es in der Natur wird, um so stiller wird es im Theater. Die Saison geht auf die Neige und viele Anzeichen deuten darauf hin. Das ganze Kunstgeschäft wird lässiger betrieben. Die Darsteller sind müde und abgespannt, die Leitung ist weniger streng und peinlich, der Direktor betrachtet nicht mehr sorgenvoll die Kassenberichte und ist deshalb menschenfreundlich zu allen. Die Beteiligung am letzten Abonnement ist gut ausgefallen, also kann die Sache nicht mehr schief gehen. Außerdem stehen noch ein paar Gastspiele bevor, die sicher ziehen werden. Denn weil das Publikum sich an seinen heimischen Kräften für diesen Winter satt gesehen hat, müssen einige berühmte Gäste

kommen, um die Leute in diesen Vorfrühlingstagen in den Bau zu locken.

Unser Schauspielpersonal ist mißmutig und sorgenvoll, und die Freudenbezeugungen einzelner über das Aufhören der Plage können darüber nicht täuschen. Saisonschluß ist ein böses Wort. Es bedeutet das Aufhören der Gagenzahlung, das Versiegen der Vorschußquelle.

Und noch manches andere geht zu Ende. Die leichtgeknüpften, liebevollen Saisonverhältnisse, die angebändelt worden sind, hören auf oder werden doch unterbrochen. Vielleicht hat „er" ein Sommerengagement gefunden und „sie" nicht. Das bedeutet Trennung. Im Winter, wenn die Gagen reichlicher bemessen sind, kann man die irdischen Glücksgüter teilen. Im Sommer ist das ausgeschlossen, und wäre die Liebe noch so groß. Denn Sommergagen reichen noch nicht einmal für eines allein. In dieser Zeit hat jeder Mühe für sich selbst zu sorgen, und für den Genoß der fetten und liebevollen Wintermonate bleibt nichts übrig. Für einige von unseren Verhältnispärchen bringt der Saisonschluß die Trennung für lange Zeit, vielleicht für immer. Männlein und Weiblein sind auseinander engagiert worden, „er" nach Süden, „sie" nach Norden, oder umgekehrt. Wer weiß ob sie im Leben noch einmal an demselben Theater zusammen treffen werden. Das Scheiden tut auch nicht sehr weh. Die Leutchen, die schon länger beim Theater waren, sind bereits daran gewöhnt. Zu Anfang fühlt man sich wohl einsam und unzufrieden, aber das ist mehr die Folge des Aufhörens der bequemen Gewohnheit und der Regelmäßigkeit im Triebleben. Man wußte doch schon, als man sich den ersten Kuß gab, daß die zarten Bande nicht für die Ewigkeit gewebt seien. Die Sorge um das Brot für die nächsten Monate läßt auch kein echtes rechtes Liebesleid aufkommen. Sie ist zunächst das stärkste Gefühl, das alle anderen betäubt. Ersparnisse von der Wintergage

haben nur wenige zurückgelegt. Die meisten konnten es nicht, selbst wenn sie gewollt hätten. Sie brauchten alles für Nahrung und Wohnung, für die notwendigen Anschaffungen und Ergänzungen der Kleider und was sonst zur Garderobe gehört. Andere wieder, deren Gagen so groß waren, daß sie sich für die dürre Zeit ein paar hundert Mark hätten auf die hohe Kante legen können, haben es in sehr begreiflichem Leichtsinn nicht getan. Wie gewonnen, so zerronnen! Im Sommer müssen sie mager leben, dafür wollen sie sich im Winter entschädigen.

Ich habe in den letzten Wochen mancherlei über das Leben und Treiben der Theaterleute erfahren. Frau Daun, unsere komische Alte, hat sich mir nach meinem Streit mit Fräulein B. wegen der Rolle der Roxane freundschaftlich genähert. Ich scheine ihr also imponiert zu haben. Sie ist eine ruhige und recht gebildete Frau, die ein schweres Sorgenbündel zu schleppen hat, da sie ein Töchterchen von ihrer schmalen Gage mit versorgen muß. Von ihr höre ich mancherlei, was mir bei meiner abgesonderten Stellung im Personal sonst wohl noch fremd geblieben wäre.

Sie und alle die anderen klagen über die kurzen Wintersaisons von sechs und sieben oder höchstens acht Monaten, wie sie mindestens neun Zehntel aller deutschen Theater eingeführt haben. Nur bei den ersten Fächern der Oper sind die Gagen so hoch, daß die Künstler sich von ihnen den Unterhalt für die Sommermonate sparen können. Die Opernleute sind überhaupt viel günstiger gestellt als wir vom Schauspiel. Sie brauchen weniger für Toiletten. Mit fünfzehn oder zwanzig Kostümen reicht eine Sängerin schon weit, und war sie klug genug, gute Stoffe verarbeiten zu lassen, so kann sie jahrelang auskommen. Die Sänger haben es auch besser als die Schauspieler. Ihnen werden alle Kostüme geliefert. Unsere Herren müssen sich die modernen Anzüge selbst anschaffen, und diese Ausgabe ist nicht klein, da

bei weitem die meisten Stücke, die gegeben werden, in der Gegenwart spielen.

Die Schauspieler, die kein Sommerengagement finden, müssen einige Monate lang in großer Dürftigkeit leben. Und ihrer sind sehr viele, da die Zahl der Sommerbühnen, die Schauspiele geben, gering ist und da diese Bühnen sich außerdem nur beschränkte Ensembles engagieren. Während der Herr Direktor, der seine dreißig- oder vierzigtausend Mark verdient hat, auf kostspieligen Badereisen schwelgt, muß sich der arme Künstler, der ihm das Geld erworben hat, häufig von Brot und Kartoffeln ernähren.

Die Stadtverwaltungen wenigstens sollten an ihren Theatern zeitgemäßere und menschenfreundlichere Geschäftsgebräuche einführen und ihre Direktoren veranlassen, mindestens zehn Monate lang zu spielen. Reinverdienste von dreißig-, vierzig- und mehr tausend Mark, wie sie manchem Direktor eines Stadttheaters nachgewiesen werden, bedeuten geradezu harte Ungerechtigkeiten am Personal, dem für seine Arbeit ein Teil dieser Beträge noch zukommen müßte. Begabung und Können der Darsteller verdienen diese Summen, nicht aber die mehr oder weniger geschickte Repräsentation, künstlerische Oberaufsicht und Geschäftsführung des Direktors, dessen Arbeitsleistung, Fähigkeiten und geschäftliches Risiko sehr häufig im umgekehrten Verhältnis zur Höhe seines Einkommens stehen. Wo aber der Direktor nicht in der Lage ist, aus eigener Finanzkraft zehn Monate lang zu spielen, dort sollten die Stadtverwaltungen Zuschüsse gewähren, wie sie solche auch für ihre Schulen aufbringen müssen. Ein Theater ist auch eine Bildungsstätte, und wenn es nach reinen künstlerischen und volkserzieherischen Grundsätzen geleitet wird, häufig eine einflußreichere als manche Schule. Deshalb sollte es im Range der stadtväterlichen Fürsorge und Wertschätzung auch ebenso hoch stehen wie Volks- und Mittelschulen.

Die Würde und Bedeutung des Bühnenkünstlers, der der Lehrer an der theatralischen Bildungsanstalt ist, verlangt eine wirtschaftliche Sicherstellung. Wenn der Schauspieler mit dem ersten Frühlingswehen hinaus muß in eine Zeit der Not und Entbehrung, wenn die Schauspielerin zur Bestreitung ihres Unterhaltes und Toilettenaufwandes sich zahlende Freunde gewinnen muß, die sich für ihre Opfer wieder durch körperliche Gunstbezeugungen der Dame entschädigen lassen, so ist das weniger beschämend für die notleidenden Künstler, als vielmehr schmachvoll für die Stadtgemeinden als die Theaterbesitzer, die ihre Künstlerschar nicht über solche Notlagen hinausheben durch geringe, von der Allgemeinheit getragene Zuschüsse zum Theaterbetrieb. Das Verpachten der im städtischen Besitzrecht stehenden Theater an Unternehmer ist überhaupt unvornehm und unwürdig, mag es nun geschehen, um dem Stadtsäckel Einkünfte zuzuführen, oder mag man es tun, um ein zu befürchtendes Defizit nicht selbst tragen zu müssen, sondern auf die Schultern des Pächters abzuwälzen. Beide Verfahren sind gegenüber der Bedeutung des Theaters niedrig und schundig. Es ist doch schlimm genug, daß an den meisten Privattheatern, auf deren Geschäftsgebahren keine amtliche Stelle Einfluß hat, die Schauspieler, die kein Gesetz schützt, unter Ausbeutung, Zwang, Schikane, ungerechter willkürlicher Kündigung, Not in Krankheitsfällen, entsetzlich leiden müssen. Die Stadttheater sollten sich über diese Schuld und diesen Jammer erheben und in ihrem Bereich gerechtere, menschenwürdigere und sittlichere Zustände herstellen. Die Städte sollten ihre Theater selbst verwalten, sich künstlerische Leiter engagieren, den geschäftlichen Teil durch ihre Beamten besorgen lassen und die Künstler wie Angestellte der Gemeinde halten, wobei man ja nicht gleich bis zur Pensionsberechtigung zu gehen braucht. Aber es müßte erreicht werden, daß der künstlerische und geschäftliche Betrieb, die Anstellung und Entlassung

der Künstler der Willkür des lediglich um seinen Geldbeutel besorgten Pächters entzogen würden. Auch die Kunstleistungen würden bei diesem Verfahren außerordentlich gewinnen.

Von der Erfüllung dieser Forderungen sind wir heute noch meilenweit entfernt, weil die braven Herren Stadtväter zu wenig Einsicht, Kenntnis der bestehenden kläglichen Verhältnisse und Würdigung der Kunst als Volksbildungsmittel besitzen und weil dem dummen, rückständigen Publikum der Schauspieler immer noch als ein untergeordneter, außerhalb der Gesellschaft stehender, in Untätigkeit und Unzucht verkommender Vagabund gilt.

Ich habe kürzlich über die Leiden unseres Standes mit Doktor Götz gesprochen, und er war ganz meiner Meinung. Er sagt, es sei wohl möglich, daß wir unser Los bessern könnten, wenn wir nur eines lernen wollten: Zusammenhalten, Organisation in der Allgemeinheit des Standes und im Ensemble jedes einzelnen Theaters. Wie die industriellen Gewerkschaften müßten wir wie ein Mann zusammenstehen, müßten uns eine Kriegskasse anschaffen und einmütig unsere Forderungen an die Unternehmer und Gesetzgeber vertreten.

„So könnte es gehen," sagte er, „aber es wird es wahrscheinlich noch nicht so bald. Denn die Bühnenkünstler können leider auch in den ernsten Fragen ihrer wirtschaftlichen und sozialen Zukunft nicht zusammenhalten. Es finden sich immer wieder unter ihnen Leute, die gegen das allgemeine Standeswohl handeln, wenn ihnen dafür irgendwelche Vorteile, ein gutes Engagement, eine reichliche Gage oder auch nur eine Bombenrolle und eine einflußreiche Stellung im Personal versprochen werden. Selbstsucht, Ruhmsucht und Neid sind zu starke Beeinflusser des Tuns und Denkens der Schauspieler, als daß ein geschlossenes Zusammenhalten zu gemeinsamem Vorgehen sie alle beseelen könnte. Es wird immer eine ganze Anzahl von Leuten geben, die sich einbilden, sie seien bisher von den erfolgreicheren

und begabteren Künstlern unverdienterweise unterdrückt und nicht an den ihnen gebührenden Platz gelassen worden und die, wenn ihnen ein kleiner Gewinn, ein mäßiges Wachsen ihrer Bedeutung winkt, der Gesamtheit in den Rücken fallen werden. Die Schauspieler haben keinen Korpsgeist. Jeder liebt sich selbst und sein kleines Dasein und seine arme Künstlerschaft viel zu sehr und hält sie für viel zu wichtig, als daß er einen mäßigen Gewinn, eine kleine Förderung seiner künstlerischen Stellung, die er durch die Abtrünnigkeit erreichen kann, zugunsten des Gemeinwohles ausschlüge. Und zu diesen Leuten, die aus Gewinnsucht und Ehrgeiz am ganzen Stande sündigen, kommt noch eine schlimmere Sorte, die den wirklich arbeitenden und der Kunst dienenden Frauen am Theater das Leben schwer macht, jene erschreckend große Anzahl von Frauenzimmern, die die Bühne nicht um der Kunst willen betreten, denen sie lediglich ein bequemer, von vielen Käufern zu überblickender Ausstellungsplatz ihrer Reize ist, die ihre Zugehörigkeit zu einem Theater nur als Deckmantel einer mehr oder weniger eleganten, den dummen Männern romantisch erscheinenden Prostitution benutzen. In keinem Berufe würde man gegebenen Falles so viele Streikbrecher finden, wie bei euch. Ihr Schauspieler müßt erst sozial denken lernen. Vorher werdet ihr nichts erreichen."

Doktor Götz hat nicht unrecht. Ich weiß es. Ich kenne bisher nur unser Stadttheater, aber wenn an allen Theatern die Mitglieder so unkollegial leben, wie bei uns, so hege ich allerdings die schwersten Befürchtungen für einen Zusammenhalt in ernster Aufgabe. Mir ist es immer so vorgekommen, als gehe jeder darauf aus, seine Kollegen so viel wie möglich zu schädigen. Ich habe die häßlichsten Variationen dieses Themas entweder selbst mit angesehen oder mir erzählen lassen. Das Wegspielen guter Rollen, das unermüdliche Bettelngehen zum Direktor und zu den Regisseuren, um eine Rolle, die den Kollegen vorteilhaft

herausstellen könnte, für sich selbst zu kapern, ist eines der harmlosesten Kampfmittel. Schlimmer ist schon das Stören des Kunstgenossen beim Spielen, wenn er eine dankbarere Rolle mimt, als man selbst. Das wird versucht durch schlechtes Lernen, falsche Stichworte, Veränderung der auf den Proben angegebenen Stellung, zu spätes Auftreten, zu frühes Abgehen und mehr dergleichen Vorkommnisse, bei denen sich der böse Wille des Störenfriedes kaum nachweisen läßt. Ein anderes oft geübtes Stück ist das Hintertreiben eines guten Engagements. Zu diesem Zweck werden dem Direktor, der den Nebenbuhler für seine Bühne gewinnen will, anonyme, verkleinernde und verlästernde Briefe geschrieben und etwa vorhandene ungünstige Kritiken eingeschickt. Es gibt Schauspieler, die sich für dieses löbliche Tun ganze Sammlungen von Kritiken über ihre Kollegen anlegen. Auch den Kritiker versucht man, im Kampfe gegen den Rivalen zur Hilfe heranzuholen. Ihm erzählt man schmähende Reden, die der Nebenbuhler über den Rezensenten und seine Schreibereien geäußert haben soll. Dasselbe ehrenhafte Mittel wird auch angewendet, um den zu bekämpfenden Kollegen oder die Kollegin in der Wertschätzung und Gunst des Direktors oder der Regisseure herabzusetzen, und solcher liebenswürdiger und tugendhafter Waffen im Kampfe um Geltung, Erfolg, Rollen und Brot gibt es noch viele. Sie alle erzeugt die Unsicherheit der wirtschaftlichen Lage und der künstlerischen Stellung, der Zweifel über die persönliche Notwendigkeit und Unersetzlichkeit im Kunstbetrieb, das Mißtrauen gegen die eigene künstlerische Bedeutung.

Die Anwendung solcher verwerflichen Listen beweist recht klar den Mangel an Kollegialitätsgefühl und Korpsgeist unter uns, und das Fehlen der Einsicht, daß wir nur durch das Eintreten eines für den anderen, durch Verträglichkeit, Gemeinsinn und gegenseitige Treue unsere wirtschaftliche und soziale Lage bessern werden.

Es wird langer und eindringlicher Erziehung bedürfen, bis unseren Leuten der wünschenswerte und notwendige Korpsgeist beigebracht worden ist, aber der Not, die den deutschen Schauspielerstand schlägt und drückt, wird es endlich gelingen.

Diese Not lerne ich am Ende der Saison in häßlichen Gestalten kennen.

Notlage ist es, wenn Fräulein B. jetzt in die Nähe der Kaserne des Kavallerieregiments zieht, unter dessen Offizieren sie ein paar Freunde hat; Notlage ist es, wenn Fräulein Bingel, die im Winter ein auf herzliche und sinnliche Zuneigung aber nicht auf Zuwendungen materieller Art gegründetes Verhältnis mit unserem jugendlichen Komiker unterhielt, jetzt endlich den Anträgen des Zahnarztes Müller nachgibt und sich von ihm aushalten läßt; Notlage ist es, wenn Falke und Schelling und die Jakobs und noch ein paar andere auf eine Tournee durch weltentlegene Nester gehen, wo sie oft nicht das Salz zum Brot und das Geld für das Nachtlager verdienen werden; Notlage ist es auch, wenn Herr Beier für ein paar lumpige Groschen die Stelle eines Konferenziers im Kabarett Kaiserbar annimmt, das durchaus kein Kunstinstitut, das lediglich der Fleischmarkt unserer jüngeren Hautefinance ist.

Wenn ich das Engagement an das Schauspielhaus nicht bekommen hätte und wenn ich mein kleines Vermögen nicht besäße, käme auch wohl an mich eine aus der Not geborene Zwangslage, und wer weiß, was ich tun und unternehmen müßte, um mir den Magen zu füllen. Für den Bühnenkünstler ist dieses Organ eine sehr unbequeme und nachteilige Einrichtung. Im Sommer wenigstens müßte man es aushängen können.....

Ich glaube, es gibt keinen Stand, dem so wenig Wege aus der Notlage offen stehen, wie dem Schauspielerstand. Am letzten Ende und wenn die soziale und sittliche Hebung mit Hochdruck betrieben werden soll, wird wohl nichts anderes übrig bleiben,

als die Errichtung tugendhaft geleiteter Asyle für stellenlose Komödiantinnen.

Viele Künstlerinnen würden solche Institute, falls ihre Gründung überhaupt möglich wäre, sicher mit großer Freude und besonders als Sommerunterkunft begrüßen, andere — und ihre Zahl ist groß — würden ihnen in großem Bogen ausweichen. Ihnen erscheint ein elegantes Dirnentum durchaus nicht als schändlich und noch weniger als ein schreckliches Schicksal, so lange es nur einigermaßen maskiert ist. Ich habe an unserem immerhin für sehr sittsam geltenden Stadttheater mehrere Vertreterinnen dieser Spielart kennen gelernt.

Unser ganzes Ballettkorps lebt in der tollsten Sittenanarchie. Grund: miserable, auch für die Bestreitung des bescheidensten Lebensunterhaltes nicht ausreichende Gage, aber auch starker Hang zur Unzucht, der sich allerdings erst später entwickelt haben mag, nachdem die Not die Mädchen auf die schiefe Ebene geführt hatte. Unsere Stadtväter kennen die Niedrigkeit der Gagen, sie wissen als Hausvorstände, daß ein Mensch davon nicht leben kann, sie müssen sich also an ihren fünf Fingern abzählen können, daß die Balletteusen zur Prostitution genötigt werden, wenn sie nicht verhungern wollen. Trotzdem geschieht nichts, um diesen Geschöpfen zu helfen. Sofern ihnen überhaupt noch geholfen werden kann! Denn die meisten sind vollständig verdorben. Vor einigen Monaten, ich war noch nicht lange im Engagement, mußte ich mich einmal in der Ballettgarderobe mit anziehen, weil sonst nirgends Platz war. Es wurde »Die Jüdin« gegeben, und im letzten Akt fand ein großer Massenauftrieb von Personal statt, bei dem alles was Beine hatte, mithelfen mußte. Während der beiden halben Stunden, die ich zum Anziehen und später zum Abschminken und Ausziehen brauchte, wurde von den Mädchen nur, aber auch nur vom Geschlechtsverkehr gesprochen, und zwar mit einer Unzweideutigkeit der Bezeichnungen und einer Selbst-

verständlichkeit, wie man sonst vom Wetter redet. Die Mädchen berichteten einander mit nackter Deutlichkeit von ihrem Liebesleben und ihren Geschlechtsakten, erzählten sich von der Körperbeschaffenheit ihrer Verehrer und der Art der Liebesübungen, die sie bevorzugen, und besprachen mit kritischer Abschätzung die Geschenke und Zuwendungen, die sie nach den Liebesnächten von ihren Freunden erhalten hatten. Es war einfach ekelhaft. Wenn man dazu bedenkt, daß in derselben Garderobe auch vierzehnjährige Ballettelevinnen anwesend waren, kann man ermessen, wie groß beim Theater die sittliche Gefahr für die Jugend ist.

Übrigens führen nicht nur die unteren Künstlergattungen wie Ballettkorps und Statisten mit Vorliebe schlüpfrige Unterhaltungen. Die anderen halten es genau ebenso bis hinauf zu den Heldendarstellern, den Primadonnen und den Tenören. Auch darüber habe ich mit Frau Daun gesprochen; sie sagte:

„Ich war an vielen Theatern, es war überall dasselbe. Die Leute können sich nicht anständig unterhalten, sie müssen schweinigeln. Nebenher reden sie noch manchmal über Rollen, lügen sich gegenseitig vor, welche Riesenerfolge sie da und dort gehabt haben, schimpfen über den Direktor und die Kritiker und klatschen boshaft und verleumdend über die Kollegen. Höher hinauf geht ihr Gespräch selten."

Daß aus einem solchen Sumpf recht liebliche Menschenblüten sprießen müssen, kann man sich denken. Wir haben hier ein paar Prachtexemplare edler Weiblichkeit und vornehmen Männertums.

Fräulein B., die Kavalleristenfreundin, ist noch eine der solideren Damen. Sie hat ihre bestimmten Verhältnisse, die doch immer ein paar Monate dauern. Bei ihren Jahren und ihrer Reizlosigkeit kann man es den Männern nicht verdenken, daß sie nicht länger aushalten. Wenn die gute B. nicht die Bühne,

Schminke, Rampenlicht, Kostüme und Dichterworte hätte, würde sie wahrscheinlich vollständig unbegehrt durch das Leben gehen. Diese Hilfsmittel stellen auch dürftige Anmutsgaben vorteilhaft heraus. Und die Herren der Schöpfung glauben in ihrer geistigen Überlegenheit, eine Bühnenkünstlerin sei etwas Besonderes. Wir sind von einem gewissen romantischen Schimmer umflossen, der allerdings nicht zu unserer persönlichen Eigenart gehört, den wir der Bühne, der Theaterluft, den Dichtern, die wir spielen, den phantastischen Kostümen, die wir manchmal tragen, und dem mangelhaften Wissen des Publikums von dem, was hinter den Kulissen vorgeht, verdanken. Dieser Schimmer läßt den Männern manche alte Schachtel noch begehrenswert erscheinen.

Fräulein B. liebt es, vor den Kolleginnen mit stolzen Namen zu prunken. Sie hat mit dem Oberleutnant Freiherrn von X soupiert, ist mit dem Rittmeister Grafen von Y in der Equipage gefahren und war mit dem Major Edeln von Z. dort und dort. Den jüngeren Damen imponiert sie mächtig mit ihren vornehmen Bekanntschaften, die älteren und gerisseneren verspotten sie dagegen sehr oft. Besonders tut das Fräulein Norne, die eine ganz abgebrühte Hetäre ist. Sie beurteilt die Männer ausschließlich nach dem Umfang ihrer Geldbeutel. Ihr sind die mäßig begüterten Offiziere vollständig gleichgültig. Sie hat zurzeit ein Verhältnis mit dem sehr reichen Direktor der hiesigen ersten Aktienbrauerei, der ihr zum Beispiel vor ein paar Wochen, als sie die Zaza spielte, für dreitausend Mark Toiletten gekauft hat.

Fräulein Ranke ist ebenfalls eine bedeutende Kraft im Dienst der Venus Vulgivaga. Sie ist eigentlich Frau, ihr Eheherr hat sie aber vor ein paar Jahren mit Schimpf und Schande aus dem Hause gejagt, weil sie ihn fortgesetzt mit anderen Männern betrog. Im vorigen Winter hat sie engagementlos mit einer gleichgesinnten Kollegin hier in einer untergeordneten Pension ge-

wohnt. Beide hatten zusammen nur ein Kleid und einen Hut, so daß immer nur eine ausgehen konnte, während die andere mittlerweile im Unterrock daheim bleiben mußte. Dafür hatten sie um so mehr Schulden, und die Pensionsinhaberin wollte sie schon an die Luft setzen, als ein reicher Bankdirektor auf der Bildfläche erschien, die Ranke auslöste und neu equipierte und ihr auch noch durch seine Verbindungen das Engagement an das Stadttheater besorgte, in dem sie 150 Mark Gage bezieht und sich im Monat für 500 Mark Toiletten auf des verliebten Bankiers Kosten anschafft.

Mit Bierbrauergeldbeuteln und Bankiertresors können wir anderen Schauspielerinnen nicht wetteifern und bleiben deshalb in der Abwechslung und Kostbarkeit unserer Toiletten weit hinter der Norne und Ranke zurück. Die Frauenzimmer von der Sorte dieser beiden, die sich schamlos und ehrlos irgend einen reichen Mann einfangen und sich von ihm ausstatten lassen, vergrößern die Notlage der ehrlich und anständig arbeitenden Künstlerinnen furchtbar, und zwingen sie häufig, um im Toilettenluxus einigermaßen Schritt halten zu können, ebenfalls zur Prostitution. Und dagegen gibt es kein Mittel und wird es nie eins geben, denn der Direktor, der an seinem Theater eine gewisse Einfachheit vorschreibt, wird nie geboren werden.

Die Giesing und die Kreher, beide für zweites Fach engagiert, sind echte rechte Dirnchen. Sie schwärmen nachts in den Bars und Kabaretten umher und geben sich für Geld und gute Worte heute dem und morgen jenem hin.

Andere unserer Damen betreiben den Minnedienst weniger geschäftsmäßig. Liebesverhältnisse, die von der Platonik sehr weit entfernt sind, haben sie aber so ziemlich alle, einige mit Herren aus der Stadt, andere mit Kollegen, und wenn sie dabei das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden suchen und darauf bedacht sind, daß dann und wann ein paar Goldfüchse

für die Wohnungsmiete oder für ein neues Kleid herausspringen, so ist das einfach eine Folge der geringen Gagen, die für eine ausreichende Beschaffung der notwendigen Lebensbedürfnisse nicht zulangen. Es ist ein Jammer, das mit ansehen zu müssen und nicht helfen zu können. Und eines bedrückt mich dabei besonders schmerzlich: die Selbstverständlichkeit, mit der die Mädchen ihr hartes Los tragen. Sie haben vom ersten Tag ihrer Bühnenlaufbahn an dieses Elend dulden müssen und sind es nun gewohnt. Daß es aber so weit kommen mußte, und daß diese Not an jedem neuen Tage neu geboren wird und sich wiederholt, das ist eine furchtbare Anklage gegen die Gesellschaft, die sie sieht und erfährt und die nicht hilft; und gegen den Staat, der sie kennt und duldet, und nicht die ganze Macht seiner Gesetzgebung dagegen aufbietet. — — —

Nur zwei oder drei von unseren Damen haben reine Neigungsbündnisse geschlossen und teilen mit ihren Schätzen getreulich alle Widerwärtigkeiten und das magere Brot.

Von den etwa vierzig erwachsenen Frauen, die an unserem Theater herumwimmeln, bin ich die einzige Jungfrau. Das kann ich mit absoluter Sicherheit behaupten.

Unsere Herren sind ebenso liebebedürftig und liebebegehrlich wie die Damen. Ihre Jagdgründe sind, soweit sie nicht in festen Zärtlichkeitsbanden liegen, das Ballettkorps, der Damenchor der Oper und das liebe weibliche Publikum. Die Balletteusen und Choristinnen halten es scheinbar für eine Ehre und Auszeichnung, von den Herren Solisten der Oper und den ersten Fächern des Schauspiels zu Liebesdiensten befohlen zu werden. Besonders die Regisseure, Kapellmeister und der Herr Geschäftsführer, der für Vorschüsse, Zulagen, Extrahonorare eine sehr maßgebliche Instanz ist, klopfen bei diesen Mädchen niemals vergeblich an. Willfährige Dinger sind sie allesamt und bescheiden dazu, soweit Kollegen in Frage kommen. Und scheel angesehen werden sie

unter uns auch nicht ob ihres lockeren Lebenswandels, sie nicht und alle die anderen nicht, die Neigung und Bedürfnis aber nicht Erwerbssinn zum Manne führen.

Lieber Gott, das bißchen Geschlechtsverkehr ist bei uns etwas so durchaus Selbstverständliches, daß niemand viel darüber schilt und schmält, und noch weniger darüber nachdenkt. Das gehört zu uns wie der Rauch zum Feuer. Es entehrt uns in unseren Kreisen so wenig, wie den Studenten bei seinen Kommilitonen das Saufen, die Kaffeeschwester unter ihren Freundinnen das Verleumden der Nebenmenschen, den Leutnant vor seinen Kameraden das Schuldenmachen. Was alle Angehörigen einer Gesellschaftsklasse als alltägliche Lebensäußerung betreiben, das verliert den Charakter des Unerlaubten.

Und viel ernster und außergewöhnlicher als Trinken und Schuldenmachen wird bei uns der Geschlechtsverkehr überhaupt nicht behandelt. Im Liebesleben gelten für uns so durchaus andere Gesetze als für die Glieder anderer Stände. Die wohlbehütete, ruhig, sorgenfrei, satt und geachtet ihren Tag dahinlebende Bürgerfrau mag uns nicht verstehen, wenn wir ein freies Liebesleben führen. Und sie kann es nicht, so lange sie die Gewohnheiten, Unterhaltungen, Verkehrsbedingungen, Gesellschaftsgebräuche, Schranken zwischen den Geschlechtern, Verschleierungen, Zurückhaltungen, die ihr Leben begleiten, auf das unsere überträgt. Unser Tag verläuft ganz anders als der ihre. Wir sind zu jeder Stunde in unserem Beruf, in unserer Arbeit von Leidenschaft umgeben. Immer, wenn wir lernen und schaffen, wenn wir während der Proben und Aufführungen auf der Bühne stehen, haben wir Liebeskonflikte zu studieren, aufzunehmen, nachzuempfinden und darzustellen. Mit den männlichen Partnern unserer Spielertätigkeit haben wir im engen Nebeneinanderleben jeden Tag Liebesgespräche zu führen, Zärtlichkeitsstellungen einzunehmen, höchstes Liebesglück und tiefstes

Leid auszudrücken, müssen uns in Sinnenregungen vertiefen und uns, um wahr zu sein, Liebesakte vorstellen. Die Bürgerfrau muß ihre Gefühle und Wünsche verschleiern und verschweigen, so bald ihre Äußerung über die Grenzen des in ihrer Gesellschaftssphäre herrschenden Tones hinausgehen würde. Wir müssen sie in unserer Arbeit aussprechen, betonen, hinausschreien. Was wir aber als die Gestalten der Stücke, die wir spielen, tun und fühlen, das teilt sich allmählich unserem Alltagsleben mit, und je hingebender wir unserem Berufe dienen, um so sicherer wird die Tätigkeit, die Arbeit, die er von unseren Geistern, Seelen und Sinnen verlangt, schließlich auch zu Äußerungen, zu Gewohnheiten unseres Lebens außerhalb der Bühne.

Entschuldigung und Erklärung für unser freies Liebesleben ist uns auch unsere selbständige Stellung, in der wir niemand Rechenschaft schuldig sind über unsere Lebensführung. Den harten Brotkampf, den die meisten von uns führen müssen, und die tausend anderen Widerwärtigkeiten und Enttäuschungen, die sie begleiten, wollen sie dann und wann vergessen in Stunden, die ihnen, indem sie sie der Geschlechtsliebe widmen, Rausch und Betäubung und einen Abglanz des Liebesglückes bringen sollen.

Es gibt für sie kein anderes Glück!

Die Ehe ist nur für die ganz Großen und die ganz Kleinen unter uns, die viele Jahre lang an demselben Theater bleiben können. Für den ganzen schauspielerischen Mittelstand bringt sie nur Leid und Last und Fessel und Hemmung. Unsere Leute sind zur größeren Hälfte nicht reich genug, um Frau und Kinder gut ernähren und gut erziehen zu können. Die Frau muß mitarbeiten, und dabei wird das Haus, werden die Kinder vernachlässigt. Und zu einer glücklichen Ehe gehört Seßhaftigkeit. Wie oft aber, häufig von Jahr zu Jahr, müssen die Schauspieler ihren Wohnort verändern, wie bald auch führen Engagements an ver-

schiedene Theater die Gatten auseinander. Da gibt es dann Trennungen für Jahre, vielleicht für immer.

Das Kapitel „Ehe" ist eins der traurigsten in der Kulturgeschichte des Schauspielerstandes.

Bühnenleute sollten nicht heiraten. Denn nicht nur die Wirtschaftslage und die Ansässigkeitsverhältnisse der Theaterleute sind der Verheiratung ungünstig, sie selbst nehmen nach kurzer Tätigkeit am Theater Eigenschaften an, die sie als ungeeignet für das Eheleben erscheinen lassen. Sie verlieren die Beständigkeit der Gefühle, den Sinn für die Häuslichkeit, die Überzeugung, daß die Forderungen der ehelichen Gemeinsamkeit den Wünschen und Neigungen des einzelnen Ehegatten vorangehen müssen. Beim Theater werden alle Menschen Egoisten und taugen darum nicht zu Eheleuten.

Ich habe mich mit Konrad und Frau Daun sehr oft und sehr eingehend über die Schauspielerehe unterhalten und sie, die beide verheiratet gewesen sind, haben mir erklärt, daß von den vielen Ehen, die sie in ihrer Bühnenzeit kennen gelernt haben, nur sehr wenige von beständigem Glück oder auch nur von dauerndem Beisammenleben der Gatten begleitet gewesen sind. Ihre eigenen Ehen sind auch in die Brüche gegangen.

Darum soll man den Schauspielern und Schauspielerinnen ihr freies Liebesleben lassen und nicht mit Verachtung die Nase über sie rümpfen, so lange sie aus reiner Neigung und natürlichem Sinnendrang sich der Liebeslust hingeben. Die Natur hat in alle Frauen dieselben Gefühle und Regungen gelegt, aber das Leben gewährt nicht allen die Gunst, sie in dem staatlich konzessionierten und gesellschaftlich anerkannten Zustand der Ehe entfalten, pflegen und befriedigen zu können, sofern das überhaupt eine besondere Gunst ist. Vielen Schauspielerinnen bleibt die Ehe versagt. In ihrem Leben aber begegnen ihnen alle Tage Lockungen, Verführungen, Reizungen, die ihre Leidenschaften, ihre Sinn-

lichkeit wecken. Wer darf sie schelten, wenn sie der Forderung ihrer gesunden, natürlichen Menschlichkeit nachgeben!

Übrigens haben die braven Bürgerfrauen gar nicht so sehr viel Grund, geringschätzig auf uns herabzublicken. So besonders ehrsam und tugendhaft geht es in ihren Kreisen auch nicht zu. Das kann man beim Theater sehr genau erfahren. Es ist einfach skandalös, wie viele Liebesanträge unsere Tenöre und Heldendarsteller nach großen Rollen, besonders nach solchen in Ritterstiefeln, von sogenannten anständigen Frauen und Mädchen aus dem Publikum bekommen. Zu Dutzenden laufen an den Tagen nach solchen Rollen die zarten Briefchen ein und stecken unten in der Portierloge in dem Briefkasten. Unser erster Held, ein hübscher, stattlicher, jugendfrischer Mensch ist sehr begehrt, und er nimmt mit, was sich ihm bietet, oder so viel er — wie er selbst sagt — bestreiten kann. Dabei höhnt und spottet er über die liebekranken Weiblein, die sich einzubilden scheinen, er laufe daheim den ganzen Tag als Egmont oder Tasso herum, daß es denen die Schamröte in die Wangen treiben müßte, wenn sie es hörten und wenn sie sich überhaupt noch schämen können. Auch unser lyrischer Tenor wird sehr umworben. Er ist ein fader, hohler, eingebildeter Bengel, hat aber eine sehr schöne Stimme. Neulich hat er nach einer »Troubadour«-Aufführung wieder mal eine ganze Sammlung von Liebesbriefen erhalten. Ich kam dazu, wie er sie im Konversationszimmer sichtete. Mindestens zwölf lagen um seinen Stuhl herum auf dem Boden. Etwa drei steckte er in die Seitentasche und sprach dazu die von hoher Verehrung für seine Verehrerinnen zeugenden Worte:

„Die paar scheinen gut zu sein, das andere ist alles Schund. Wenn das übrigens mit den Menschern so weiter geht, muß ich mir wahrhaftig ein paar Assistenten anstellen. Allein komme ich nicht mehr durch."

Ich habe über die Sittlichkeit der Schauspielerinnen ge-

schrieben, als müßte ich nicht nur sie, sondern auch mich selbst verteidigen, und hat doch noch kein Mann in meinen Armen gelegen. Und dennoch hatte ich beim Niederschreiben dieser Zeilen das Gefühl, daß ich auch meine Sache vertrete und mir war, als suche ich nach Entschuldigung und Begründung der Übertretungen gut bürgerlicher Sittenregeln, die ich vielleicht einmal begehen könnte. Denn ich bin heute nicht mehr so kühl und gleichgültig bei der Vorstellung, einem Manne in Liebe ganz zu gehören, wie ich war, bevor ich die Bühne betrat.

Manches, was ich im letzten Halbjahr von der Kollegenschaft gesehen, was ich als Schauspielerin von der Empfindungswelt der Frauen, die ich darstellen mußte, ergründet, aufgenommen, begriffen und mitgefühlt habe, hat sich meinem Wesen scheinbar mitgeteilt und schafft und wirkt in ihm eine langsame Umbildung meines Sinnenlebens, vielleicht auch eine Neubildung. Meine schöne Ruhe von früher ist dahin, und das tut mir leid. Mir kommt es vor, als sei mein Blut wärmer geworden mit dem Eintritt der milderen Jahreszeit. Ich bin oft seltsam erregt, ein leises und unklares Gefühl zieht manchmal durch meinen Leib, so als sei irgendwo in meinem Wesen eine Leere, die ausgefüllt sein wolle. Ein unbestimmtes Wünschen und Verlangen ergreift mich oft, ein unsicherer Drang nach irgend etwas, das mir fehlt, das, wenn ich es besäße, mein Blut beruhigen würde und das ich doch mit bestimmten Worten nicht bezeichnen kann, oder auch nicht zu bezeichnen wage. Der Schlaf meiner Nächte kommt nicht mehr so rasch und ungerufen wie früher. Ich liege oft stundenlang wach, und meine Einsamkeit quält mich. Dann spanne ich in Unruhe die Muskeln meiner Glieder an, daß sie erzittern, und strecke mit wollüstigem Schauer meine Arme verlangend aus, als sollten sie einen erwarteten lieben Menschen umfangen und an mich ziehen, und ein paarmal ist es mir vorgekommen, daß ich dabei an einen lieben Freund gedacht und mir seine Gestalt

im Gefühl vorgestellt habe. Stehe ich am Morgen nach solchen Nächten von meinem zerwühlten Lager auf, dann ist mein Kopf schwer und mein Leib matt, und ich gehe unlustig an meine Geschäfte.

Ich ahne, was das bedeutet, und möchte es doch nicht glauben, und weiß trotz aller Abwehr und in allen Zweifeln, daß mein Frauenschicksal sich erfüllen wird, weil die Natur in ihrer strengen Gesetzgebung es so bestimmt hat.

Ich bin auch in meinen Stimmungen verändert, bin unbeständig geworden, seitdem diese Unruhe des Blutes in mir ist. Oft bin ich ohne Grund übellaunig, unliebenswürdig und schroff, und gleich darauf freundlich, mild und liebevoll. Die Veränderung meines Wesens fällt mir besonders bei meinem Verkehr mit Doktor Götz auf. Früher habe ich ihn mit frischer gerader Kameradschaftlichkeit behandelt. Seit einiger Zeit hat auch er manchmal von meiner Gereiztheit zu leiden, aber noch öfter bin ich frauenhaft weich und fast zärtlich zu ihm. Ein paarmal bin ich, als ich das merkte, über mich erschrocken und wurde unsicher und befangen.

Wie wird das enden?

Wie werde ich diesem Werden und Wachsen einer neuen Bestimmung meiner Frauenschaft widerstehen können, wenn es sich stärker meldet? Kann der Mensch überhaupt das Gesetz der Natur bekämpfen ohne Schaden an seiner Gesundheit zu erleiden, und kann ich es ohne Nachteil für meine Künstlerschaft? Dieser Kampf muß Leib und Seele zermürben, und beide sind die Träger meiner Kunst. Und er verkehrt Natur in Unnatur, und diese ist der Tod der Menschendarstellung.

Und noch eines weiß ich: Weltflucht und Askese sind unvereinbar mit meinem sinnengesunden, lebensfrohen und warmblütigen Wesen.

Wie wird das enden?

Anfang Mai.

Meine erste Saison ist vor reichlich vierzehn Tagen zu Ende gegangen. Am 10. Mai beginnen die Proben für die Sommerspielzeit des Schauspielhauses, ich bin also gut drei Wochen theaterfrei, habe aber keine Feiertage. Es ist so viel in dieser Zeit zu bedenken und zu besorgen. Alle meine Toiletten müssen nachgesehen und für die neuen Kämpfe um die Zukunft hergestellt werden. Dabei ist viel zu ergänzen und zu beschaffen.

Ich habe in diesen Tagen mein Ausgabenkonto nachgerechnet und abgeschlossen und war reichlich erstaunt und erschrocken über das Ergebnis. Ich habe von meinem Vermögen siebzehnhundert Mark abheben müssen, und diese Unsumme ist allein für Kleider und Stunden bei Konrad drauf gegangen. Dazu kommen noch zweihundert Mark Zinsen und vierhundertachtzig Mark Gage, die ich für Leben und Wohnen und allerlei notwendige Kleinigkeiten ausgeben mußte, so daß ich in den verflossenen sieben Monaten im Ganzen rund zweitausendvierhundert Mark gebraucht habe.

Und was habe ich jetzt davon? Anderthalb Dutzend Kostüme und Kleider, von denen die Hälfte schon wieder unmodern ist und aufgearbeitet werden muß.

Wir müssen immer nach der neuesten Mode gekleidet sein und elegant erscheinen. Dieses ewige und für uns sehr kostspielige Verlangen stellt das liebe kunstverständige Publikum und als sein Sprachrohr der Herr Direktor an uns, und seine Erfüllung läßt uns selbst und unseren Geldbeutel niemals zur Ruhe kommen.

Und wehe der Künstlerin, die mit Toiletten geizt! Sie verliert die Gunst des weiblichen Publikums sofort und muß im Direktionsbüro die Vorlesung vieler namentlicher und noch mehr namenloser Briefe über sich ergehen lassen, in denen „eine alte Abonnentin", „eine treue Besucherin", „eine langjährige Theater-

kennerin", „eine fleißige Abonnentin des ersten Ranges" und ähnliches Gelichter ihre Entrüstung darüber aussprechen, daß sie für ihr teures Eintrittsgeld sich gestern bereits zum dritten Male die nunmehr vollständig unmoderne blaue Gesellschaftstoilette des Fräulein X. ansehen mußten. Und der Direktor eröffnet dem Fräulein X., die das blaue Kleid vor zehn Tagen erst vom Schneider bekommen hat, es tue ihm sehr leid, daß die Leute den Lumpen nicht mehr sehen möchten, da aber sein Theater von dem Wohlwollen des Publikums abhänge, müsse er das Fräulein X. ersuchen, etwas weniger sparsam in der Toilettenbeschaffung zu sein. Wenn dann Fräulein X. erklärt, ein größerer Luxus übersteige ihre Mittel, will sagen, ihre Gage, so zuckt der ehrenwerte Herr Direktor die Achseln und meint, das sei nicht seine Sache. Wenn aber Fräulein X. dem Publikum nicht mehr genüge, so müsse er ihre Rollen künftig dem Fräulein Y. geben, deren Gage kleiner sei und die es trotzdem verstehe, abwechslungsreich, modern und elegant zu erscheinen. Und was muß Fräulein X. danach tun, wenn sie nicht kaltgestellt und an dem Ende ihrer Karriere und dem Anfang des Hungerleidens angekommen sein will? Sie muß beginnen, was Fräulein Y. schon lange tat, das heißt, sie muß sich einen wohlhabenden Kavalier suchen, den nach ihrem Körper gelüstet und der ihr zum Lohn für die Stillung des Gelüstes die Schneiderrechnung bezahlt.

Wir Schauspielerinnen brauchen nicht nur schöne Kleider, an unserem Anzug muß jedes Stück vom Schuhabsatz bis zur Haarnadel so elegant, modern, gediegen, verlockend und eigenartig beschaffen sein, daß wir es auf der Bühne ausstellen können. Besonders in dieser Zeit, in der die geistig armen Autoren ihre Schmarren durch Auskleideszenen aufzuputzen belieben, müssen wir vom untersten Unterzeug an verführerisch und luxuriös erscheinen. Meine praktische und solid bürgerliche Wäsche mit den selbstgehäkelten Einsätzen und selbstgestickten Kanten genügt für

die Bühne lange nicht. Es muß alles Spitzengerieſel, Volantgeflatter und Seidengeraſchel ſein. Und neben der Wäſche, den Roben, Koſtümen und Dreſſes muß noch viel anderes zu der Aufmachung paſſen: Hüte, Schleier, Bänder, Blumen, Handſchuhe, Sonnen- und Regenſchirme, Haarſchmuck, Umhänge, Mäntel, Matinees, Friſiermäntel, Reitkleid, Pelze aller Art, Schuhe für alle denkbaren Zwecke vom zierlichen Pantöffelchen bis zum genagelten Bergſtiefel, Kragen, Strümpfe, Fächer, Gürtel und Gott weiß, was alles ſonſt noch. Es kann einem himmelangſt werden, wenn man ſich vorſtellt, welche Summen die Anſchaffung der ganzen Ausſtattung verſchlingen wird, die nach ein paar Jahren ſchon veraltet iſt und nicht viel mehr gilt als Trödlerware, und ohne die es doch kein Vorwärtskommen gibt. In dem Schund der Schwänke und modernen Luſtſpiele ſind die Toiletten häufig anſchauenswerter als der ganze Unſinn, der geſpielt wird, und nicht ſelten rettet die Eleganz der Koſtüme ein Stück vor dem glatten Durchfall.

Manche talentloſe Schauſpielerin macht jahrelang ihren Weg über gute Bühnen nur weil ſie es verſteht, ſich mit Koſtbarkeit und Raffinement auf Koſten ihrer Verehrer anzuziehen. Das Publikum und beſonders die Schar der Weiber ſind entzückt von den eigenartigen, reichen Toiletten, ſie ſtaunen ſie an und ſtudieren ſie, und wenn der Vorhang fällt, haben ſie über allem Bewundern und Beneiden vergeſſen, auf das Spiel zu achten, und die Talentloſigkeit der Dame vollſtändig überſehen. Der glänzenden Toilette wird lebhafter Applaus geſpendet, nicht dem Stück oder dem Spiel, und das wiederholt ſich nach jedem Akt, denn in jedem werden neue Kleider gezeigt, und ſchließlich iſt auch die Kritik überzeugt, daß die Sache gut war, und ſchreibt am nächſten Tage Lobeshymnen.

Ich rechne für den Sommer und die kommende Winterſaiſon mit einer Ausgabe von drei bis viertauſend Mark für Anſchaffungen und Ergänzungen. Neben dem Aufwand für die

jeweils notwendigen Toiletten wird einen großen Teil dieser Summe die Beschaffung der dauernden Ausstattungsstücke, also der Wäsche, der Unterkleider, einiges Schmuckes und der Pelze verschlingen. Im Sommer werde ich so viel wie möglich sparen und meine alten Sachen auftragen, im Winter aber geht das nicht. Im Schauspielhause wird durchschnittlich in jeder Woche eine Novität gegeben. Dazu muß man immer allerhand Neues haben, und da ich mich nicht nur durch mein Spiel, sondern auch durch meine Toiletten für ein bedeutenderes Engagement in der übernächsten Wintersaison, also in der von 1900 auf 1901 vorbereiten und empfehlen muß, so darf ich nicht sparen. Vielleicht, wahrscheinlich werden Agenten und Direktoren mich hier sehen. Vor diesen Herren darf ich nicht nur in der betreffenden Vorstellung elegant erscheinen, sie müssen auch, wenn sie fragen, erfahren können, daß ich immer in tadelloser Talentwindel spiele.

Die Wintersaison ist recht nüchtern zu Ende gegangen. Ein paar Tage vor dem Schluß gab es einen letzten Lichtblick, sonst war alles, was noch geleistet wurde, Mittelware. Konrad gab den »Richter von Zalamea« als Abschiedsvorstellung, und ich durfte als Isabel mit ihm spielen. Ich glaube, er hat den Leuten den Abschied schwer machen wollen, so groß und überragend hat er sich ihnen noch einmal gezeigt. Wie der Fleisch gewordene Dichtergedanke ist er über die Bühne gegangen, und zwischen ihm und uns übrigen Mitwirkenden klaffte eine breite Schlucht, über die wir nicht zu ihm hinüber konnten.

Die Kritiken waren für uns beide sehr gut. Von mir schrieben die Leute, sie hätten mir eine solche Kraft und Glut der Empfindung, wie ich sie im dritten Akte bei der Schilderung und Anklage meiner Vergewaltigung entwickelt hätte, nicht zugetraut. Wartet nur ab, liebe Leute, ich kann noch ganz was anderes! Ich werde mir allmählich meines Feuers und meiner Leidenschaft bewußt. Nehmt euch in acht, ich versenge euch noch.

Und noch eine komische Episode gab es am vorletzten Abend. Unser erster Held kommt ebenfalls in der nächsten Saison nicht wieder und verabschiedete sich, um es sich leicht zu machen, als Cyrano. Es gab viel stürmischen weiblichen Applaus und Tränen, Blumen, Kränze, Briefe und kleine Geschenke für ihn. Nach der Vorstellung erwartete ihn am Bühnenausgang eine vielköpfige Schar seiner älteren und jüngeren, verheirateten und ledigen Verehrerinnen, um ihn nach seiner nahe gelegenen Wohnung zu begleiten. Dieser Zug der liebesiechen, teilweise in ihre Tüchelchen weinenden und allesamt sehnsüchtig seufzenden Weiblein soll schon zum Totlachen komisch gewesen sein. Vor seinem Hause hat der vielgeliebte Held sich rasch und rücksichtslos von seiner trauernden Liebesgarde verabschiedet und das Tor hinter sich abgeschlossen. Viele von diesen würdelosen Weibern haben sich aber noch vor dem Hause herumgetrieben, um noch einmal den Schatten des verehrten und begehrten Mannes am Fenster zu sehen. Konrad hat diese nächtliche Parade des hoffnungslosen Trennungsschmerzes mit angesehen und sagte mir, diese Weiberschar sei ihm vorgekommen, wie eine Meute brünstiger Hunde, die vor einem Tor lauert, hinter dem eine heiße Hündin gehalten wird. Ein nicht sehr zarter und das Geschlecht verdrehender, sonst aber ganz zutreffender Vergleich.

Schließlich hat unser Held, der mit seinen Kollegen eine kleine Abschiedsfeier in einer Weinstube verabredet hatte, aber von seinen Anbeterinnen nicht noch einmal durch die Straßen begleitet werden wollte, das Fenster geöffnet und die Standhaften, die durchaus nicht weichen wollten, aufgefordert, nach Hause zu gehen, da er sonst die Polizei von dem Massenauflauf unterrichten müsse. Darauf erst haben sich die Unentwegten getrollt. Tugendhafte Bürgerinnen, die uns verachten, waren das allesamt. Das wurmstichige Ehrgefühl, das diese Sorte Frauen im Leibe hat, möchte ich wahrhaftig nicht für meines eintauschen.

Die Witze hätte ich hören mögen, die später bei der Abschiedsfeier über diese Damen gerissen worden sind. Wenn überhaupt die ehrsamen und tugendhaften Frauen, die unsere Kollegen mit deutlichen Angeboten ihrer zweifelhaften Reize überschütten, wüßten, welche verachtungsvolle Lustbarkeit ihre Ergüsse meistens auslösen, sie würden sich dreimal besinnen, ehe sie zu Feder und Papier greifen. Die Schauspieler wissen sehr wohl, daß sie von der Gesellschaft, die sich in bürgerlichem Selbstbetrug „die gute" nennt, mißachtet werden, und sie rächen sich dafür durch die Verhöhnung der liebebedürftigen Gesellschaftsdamen, die sich ihnen antragen, durch die geschlechtliche Benutzung vieler von den Frauen, die an Sittlichkeit und Ehrbarkeit turmhoch über den Komödiantinnen zu stehen meinen, und endlich auch noch dadurch, daß sie manchem der ehrenhaften, nobeln und sich überhebenden Herren dieser Kreise, der einen Komödianten nicht gern mit dem Rockärmel streift, ein schädelechtes Geweih aufsetzen. Auch ein Stück sozialen Ausgleichs.

Ich habe in diesen Tagen einmal rückwärts geblättert in meinem Tagebuche, das sich schon zu einer ganzen Anzahl schwarzer Hefte ausgewachsen hat. So viele sind es in den Jahren geworden, daß ich mit der Absicht umgehe, mir eine kleine sichere Truhe dafür anfertigen zu lassen. Denn was ich hier niederschreibe, taugt nicht für fremde Augen. Meine Bekenntnisse sollte das Tagebuch aufnehmen, so war von Anfang an mein Plan, und ich glaube, ich habe ihn eingehalten. Umso weniger aber dürfen diese Hefte vor anderen Augen, als den meinen aufgeschlagen werden.

Ich bin nicht zufrieden mit dem, was ich über meine künstlerische Tätigkeit niedergeschrieben habe, über meine Rollen und meine Erfolge. Daß ich arbeite und spiele, ist selbstverständlich, daß ich Erfolge erringe, ist kein mir besonders eigener Umstand. Wozu also alle einzelnen Rollen, den Beifall und die lobenden Kritiken hier aufzeichnen?

Ich verfalle in ein Gebahren, das sich in den Aufzeichnungen der schauspielerischen Selbstbiographen, die ich in der letzten Zeit gelesen habe, durchgängig spiegelt und das mich abstieß. Ich habe diese Bücher zu Studienzwecken vorgenommen, habe aber nichts daraus gelernt. Die guten Leute reden immer von sich selbst, von den Lorbeeren, die sie geerntet, den großen Engagements und hohen Einkünften, die sie gehabt haben, den hohen und höchsten Herren, denen sie hier und dort vorgestellt wurden, den Orden und Titeln, die sie bekommen haben. Von ihrer Kunst, vom Wesen ihrer Kunst, von dem schaffenden, ringenden, strebenden, irrenden, sündigenden, darbenden Stand, dem sie angehören, wissen sie nichts zu sagen. Alles was ich von den großen selbstbiographierenden Schauspielern und Schauspielerinnen gelesen habe, war arm an Betrachtung des Gelernten und Erfahrenen, bar der Kritik über die Kunst, über unsere Arbeit und unseren Stand. Dafür aber sprach es um so lauter von Eigensucht, Selbstgefälligkeit und Liebedienerei.

Ist denn die Schauspielerzunft so bedeutungslos, daß die Selbstbiographen, die aus ihr hervorgingen, nichts über sie zu sagen wissen, daß sie nicht ihren sozialen und beruflich fördernden oder hindernden Einfluß auf sie selbst erklären und deuten müßten? Und steht sie in der Gesellschaft so sicher in dem ihr gebührenden Range, daß es für sie nichts mehr zu hoffen und zu fordern gäbe?

Und die Kunst selbst? Ist sie so klein, daß die Schreiber dieser Bücher, außer der breiten und gefallsüchtigen Erwähnung ihrer eigenen, mehr oder weniger eingebildeten Bedeutung für sie nichts über sie sagen können, oder ist sie so groß, daß die Schilderung ihrer Gesetze und Wirkungen, die Verkündigung ihres Ruhms über die literarischen Fähigkeiten der Herren Autobiographen hinausgeht? Wahrscheinlich ist das letztere zutreffend. Denn soweit ich in den letzten Monaten schriftstellerische Leistungen der Herren Oberkollegen kennen gelernt habe, scheinen sie mir samt

und sonders nicht in der Verfassung zu sein, tiefe und noch weniger neue Aufschlüsse über das Wesen ihrer Kunst liefern zu können. Nirgends fand ich Erklärung oder Bekenntnis. Die Schreiber bewegen sich in leichtem angenehmem Kreislauf fortwährend um einen Mittelpunkt, in dem ihre eigene angestaunte Person steht. Von der Not und dem Kampf ihrer Kunstgenossen, von den Wandlungen, die ihre Kunst fortwährend durchmacht, scheinen sie nichts erfahren zu haben. Mir kam es vor, als hätten die Verfasser der zwölf oder fünfzehn Autobiographien, die ich gelesen habe, alle Tage Sonntag gehabt.

In ihren Fehler will ich nicht verfallen. Mein Tagebuch, das doch eine Art eigener Lebensbeschreibung ist, soll neben der Kritik meiner selbst eine Beurteilung meiner Kunst und meines Standes aufnehmen, so weit ich fähig bin, eine solche zu schreiben. Eine Beweihräucherung meiner Person und meiner darstellerischen Leistungen soll es nicht enthalten.

Das Bild des kämpfenden, irrenden, nach Läuterung verlangenden Menschen soll darin gezeichnet werden, nicht aber die schnell vergessenen Erfolge der Künstlerin, die einer dem Augenblick dienenden Kunstfertigkeit sich widmete, weil ihr die Gaben fehlen, einer Kunst sich hinzugeben, die bleibende Werte schafft und die ihrer Eintagskunst doch in Treue und Eigenheit ihr Leben weiht.

Und das Bild meiner jeweiligen Seelenverfassung sollst du bergen, du schwarzes Buch. Meine Herzenswünsche und Sinnensehnsüchte will ich dir vertrauen, und wie ich um ihre Erfüllung und Entsagung ringe. Ich biege aus den tief eingefahrenen Geleisen, in denen die Lebensbahnen der Menschen des Hauses liefen, aus dem ich stamme, und lenke in eine Fahrtrichtung, die stark abweicht von den Wegen, die meine weiblichen Altvordern gegangen sind. Ich weiß, ich gleite nach ihrer Anschauung auf abschüssiger Ebene, und meine tastenden Hände können doch

keinen Halt finden. Alles, was mich befällt und erfüllt und treibt, ist stärker als Lehre und Überlieferung. Und über allen Kräften, die in mir wohnen und miteinander kämpfen, über allen Erinnerungen und Unterweisungen, die sich nachwirkend aus vergangener Zeit noch alle Tage an mein Denken und Wollen, mein Ablehnen und Begehren hängen, steht heischend und leitend das starke natürliche Recht auf Liebebesitz.

Noch widerstrebe ich ihm, wie wir alle in kleinem machteiteln Menschendünkel uns dem mächtigen, notwendigen und nützlichen Naturrecht entgegenstellen wollen, und habe doch schon die seelische und körperliche Überzeugung in mir geboren, daß mein Widerstand rechtlos und deshalb machtlos ist.

Renne vorwärts, Menschenschicksal, und bilde mir die Ereignisse meines Lebens und die Offenbarungen meiner Seele und Sinne! Du allein bist Arzt und Ankläger und Verteidiger zugleich, und wir unterliegen alle deinem Walten!

30. Mai.

Mit der braven alten, niemals versagenden »Ehre« von Sudermann haben wir vor ein paar Wochen die Saison eröffnet, und ich habe die Leonore gespielt. In den nächsten Wochen komme ich als Christine in »Liebelei«, »Nora«, Ada in »Sodoms Ende«, Annie in »Abschiedssouper«, Cesarine in »femme de Claude« und in noch vielen anderen schönen und immer ersten Rollen dran. Das ist eine wirkliche Wohltat für mich. Ich werde mir ein großes Repertoir schaffen und viel lernen.

Das Ensemble, das sich der neue Direktor zusammengestellt hat, ist recht tüchtig. Zur Hälfte sind es Leute, die in den letzten Saisons schon am Stadttheater oder Schauspielhause gespielt haben, die andere Hälfte kam von auswärts und rekrutiert sich aus jüngeren Kräften. Das ganze Personal ist nicht groß und

braucht es für das Repertoir, das im Sommer abgehaspelt werden soll, auch nicht zu sein. Alles in allem sind wir siebzehn Leute. In diesem engen Kreis steht einer dem anderen näher als in dem zahlreichen Personal des Stadttheaters, und auch ich bin vollständig in den Ring aufgenommen worden. Die Outsiderstellung, in der ich im Winter als die angeblich reiche Volontärin gehalten wurde, hat aufgehört. Die Kollegen am Schauspielhause wissen, daß ich genau so angestellt und gehalten bin, wie sie auch, und behandeln mich dementsprechend kollegialisch. Das ist mir im allgemeinen lieb und angenehm, wenn es mich auch manchmal Vertraulichkeiten und Formlosigkeiten aussetzt, die unter uns nicht weiter auffallen und nicht bös gemeint sind, an die ich mich aber erst noch gewöhnen muß. Muß! sage ich. Denn ich will in allem zum Stand gehören, weil es geschmacklos wäre, wenn ich in ihm, nachdem ich Schauspielerin geworden bin, eine Ausnahmestellung einnehmen oder etwas Besseres sein wollte, als die anderen. „Zünftig sein!" Ich sage es mir immer wieder. Und ich habe gelernt, daß manche von unseren zunftgemäßen Eigentümlichkeiten geradezu notwendige Voraussetzungen sind für ein erfolgreiches Vorwärtsschreiten in der Bühnenlaufbahn.

Der Dienst wickelt sich ruhig, ohne Hast und fast behaglich ab. Außer mir sind alle Vertreter größerer Rollen routinierte Darsteller, die schon mehrere Jahre beim Bau sind, und da wir zumeist ältere Stücke geben, jeder einzelne aber in der Auffassung, Auslegung und Darstellung seiner Rolle erfahren und gewandt ist, so verlaufen die Proben rasch und glatt. Kleine Häkeleien, Eifersüchteleien und Gehässigkeiten kommen selbstverständlich auch hier vor, wie denn überhaupt der Ton, in dem sie miteinander verkehren, genau derselbe ist, den ich schon am Stadttheater kennen gelernt habe.

Im Beruf und in der Kunstübung wird diese Sommersaison jedenfalls ohne besondere Aufregung, ohne Enttäuschungen und

Erfüllungen für mich vorüber gehen. Was mag der Sommer aber sonst mir bringen? Ich brauche Zufriedenheit des Blutes und Ruhe der Seele, wenn ich eine Arbeit leisten soll, die mich fördert und zu höherer künstlerischer Vollkommenheit entwickelt, und beide kann ich nicht durch mich selbst erringen und aus mir selbst gewinnen.

Um mich her blüht und wirbt und freit und liebt alles. In der Morgendämmerung wecken mich aus unruhigem Schlummer der Amseln und Drosseln langgezogene, brünstige Liebesrufe. Bald schließen sich ihnen die Finken mit ihren schmetternden fordernden Werbeliedern an, und zu ihnen gesellt sich um Sonnenaufgang das übrige gefiederte Hochzeitsgesindel bis herunter zu den fleißigen Erotikern, den Sperlingen. Am Vormittag begleiten mich auf meinem Wege zu den Proben, der mich den breiten Promenadengürtel entlang führt, blühende Blumen, bunte Beete, knospende treibende Sträucher, schwerer buhlender Duft, und wenn ich das Theater betrete, kichert und flüstert mir aus allen Ecken das lustige Kosen, der zufriedene Besitz, das erfolggewisse Werben der Männlein und Weiblein der Kollegenschaft entgegen. Nur ich allein gehe einsam unter ihnen einher.

Ein junges Pärchen ist dabei, Fräulein Hilbrich und Herr Kreßner, beide für zweites Liebhaberfach engagiert, junge, frische, sorglose Menschen, die bis auf die dürftige Nahrung des Sommers in eitel Sonnenschein zu wandeln glauben. Sie hängen aneinander und leben miteinander wie Adam und Eva im Paradies vor dem Obstdiebstahl. Es reizt mich und erregt mich und macht mich zornig, wenn ich sie Tag für Tag eng aneinander geschmiegt sitzen sehe und beobachten muß, wie ihre Augen, ihre Bewegungen, ihr Lächeln von der Lust der letzten Nacht erzählen. Ich habe die beiden abends nach der Vorstellung miteinander nach Hause gehen sehen, eng Seite an Seite, in leisem, von atemschwerem, halberstickten Lachen manchmal unterbrochenen Flüstern, mit

kurzen, einander angepaßten ungeduldigen Schritten, und mein Herz fing an zu schmerzen, meine Haut zu prickeln und zu brennen, meine Schläfen und Pulse zu pochen.

Noch vor einem halben Jahr habe ich in moralprotziger Überhebung solche Pärchen verachtet, heute beneide ich sie, nachdem ich erkannt habe, daß die starren Enthaltsamkeitsregeln, so notwendig sie für die Ordnung und das Bestehen der bürgerlichen Gesellschaft sein mögen, der Natur Gewalt antun. Und in unserer Arbeit, in unserer Kunst soll die Natur herrschen. Mag die strenge Entsagung der ledigen Leute im ruhig lebenden Bürgerstande eine berechtigte Forderung sein, für uns bedeutet sie Fessel der Begabung, Hemmung des Gefühlsausdruckes, Beeinträchtigung der Leistung.

Ich beobachte das sehr genau an mir selbst. Seitdem diese Rastlosigkeit des Blutes in mir ist, haben meine Darstellungen die Geschlossenheit, die Abgeklärtheit, die Einheitlichkeit verloren.

Die Einwirkung unserer beruflichen Tätigkeit auf unser Gefühlsleben erkläre ich mir so: Die Regungen und Wallungen der Seele und der Sinne, die wir auf der Bühne in einer gespielten und durch den vorgeschriebenen Gang der Handlung beherrschten Leidenschaftlichkeit — gewissermaßen also in einem Surrogat der natürlichen Leidenschaft — darstellen, teilen sich mit der Zeit unserer Seele und unserem Sinnenleben mit und erwecken nachträglich und bei einem äußeren geeigneten Anlaß in uns wirkliche Erregung und wahrhaftes Verlangen, die gestillt sein wollen. Geschieht das nicht und verlieren wir durch diese Unterlassung die Zuversicht, daß die Leidenschaften und Gefühle, in die wir uns auf der Bühne hineinspielen und die uns in das Leben folgen, Beruhigung erfahren werden, so entbehrt unser Spiel bald der Natürlichkeit und Geschlossenheit, weil wir uns ihm in einer gewissen halb unbewußten Furcht vor späterer Enttäuschung nicht mehr mit voller Hingabe widmen. Diese Zuversicht fehlt

mir, und darum gelingt mir nichts mehr zu meiner Zufriedenheit, wenn auch die anderen und die Kritik vorläufig noch nichts davon merken. Nur Konrad ist scharfsichtiger. Als wir neulich die Christine in »Liebelei« miteinander durchnahmen und ich den richtigen Ton nicht fand, fragte er mich, was mir denn in der letzten Zeit widerfahren sei. Ich sei nicht mehr so ungeteilt bei der Sache wie früher und habe meine frisch zupackende Sicherheit im Finden der zutreffenden Stimmung verloren. Ich wußte ihm nichts Gescheites zu antworten. Er aber schaute mich mit seinen klugen Augen an und sagte:

„Ja, liebes Mädel, das ist nun einmal so bei uns. Wir können alle möglichen Leidenschaften, Sünden und Tugenden rein theoretisch wunderschön echt und glaubhaft darstellen, wenn wir uns mit der Hilfe des Dichters in sie zu versetzen und in die verlangte mehr oder weniger große Hitze hinein zu täuschen verstehen. Von dieser Hitze bleiben aber nach der Vorstellung in uns immer ein paar Grade zurück, und mit der Zeit speichern die sich auf, und wenn wir sie nicht manchmal abkühlen, werden sie nach und nach zum unruhigen Flackerfeuer, das keine gleichmäßig durchleuchtende Glut mehr erzeugt, auch im Spiel nicht. Noch niemals ist aus einer alten Jungfer eine große Künstlerin geworden."

Ich war erschrocken über seinen Scharfblick, mit dem er mich durch und durch zu schauen schien, und zugleich ärgerlich über das, was er mir sagte, da er doch bisher immer zurückhaltend und respektvoll gewesen war. Ich drehte ihm verstimmt den Rücken zu, er aber sagte:

„Sie müssen mir nicht böse sein. Ich bin doch Ihr Lehrer. Und schließlich: in der Natur entwickelt sich alles nach bestimmt vorgeschriebenen Gesetzen, und wir Menschen gehören auch zur Natur, so viele Gebote und Verordnungen wir auch zwischen ihrem Walten und unserer Schwäche aufgebaut haben. Ich brauche also nichts mehr zu sagen. Es kommt alles von selbst."

Ja, die Gebote und Verordnungen! Ich habe alle hervorgesucht, die ich kenne, die ich aus der Bibel und dem Katechismus, aus Elternmund und Schulmeisterlehre erfahren habe. Im Gebet und in ernster moralischer Erwägung habe ich mir helfen wollen und nirgends großen Erfolg gewonnen. Eine Viertelstunde hält die aus der göttlichen und menschlichen Sittenlehre geschöpfte Entsagungskraft vor, dann ist es wieder beim alten, und wirksamer als den ganzen Katechismus habe ich immer noch Bromkali und kalte Brausebäder gefunden.

Die Anna in Langenstedt hat es besser als ich. Dort haben sie mit pastoraler Emsigkeit schon die zweite Kindtaufe vorbereitet. Den dazu nötigen Täufling soll der Storch noch in diesem Sommer bringen.

Warum helfe ich mir denn nicht? Warum befreie ich mich denn nicht aus Drang und Qual? An Gelegenheit dazu fehlt es mir doch wahrhaftig nicht. Unter den Kollegen ist keiner, der nicht glücklich wäre, wenn er mich als Geliebte besäße, und von den galanten Herren aus der Stadt bekomme ich mehr Anträge, als ich berücksichtigen könnte. Seitdem ich im Stadttheater in größeren Rollen aufgetreten bin, erhalte ich sehr oft in glühenden Liebesbeteuerungen abgefaßte Briefe, in denen um das Glück meiner Bekanntschaft gebeten wird, in denen ich zu Soupers, Ausflügen, ja ganzen Badereisen nach den schönsten Orten Europas eingeladen werde. Es ist einfach lächerlich, wie sich die Herren um uns drängen. Auch Blumen bekomme ich viele, und in jeder Form der Bindung.

Am Schauspielhause habe ich von allen Damen den reichsten Posteinlauf, und nur meine Verachtung dieser Schriftstücke und ihre geheimnislose Verstreuung in der Garderobe und auf der Bühne beschützen mich vor der Eifersucht der Kolleginnen. Ich glaube, sie halten mich wegen meiner Gleichgültigkeit gegen die verlockendsten Anträge für glücklich und zufrieden verliebt, und

ich bin doch die liebeärmste von uns allen. Manchmal ist unter den Briefen auch einer, der von reiner Verehrung und Schwärmerei für die Künstlerin redet, aber was nützen mir die und was die anderen? Der eine einzige, nach dem Herz und Leib verlangen, redet und schreibt nicht, und ich weiß doch, daß seine Seele zu jeder Stunde am Tage bei mir ist.

Es vergeht kein Abend, an dem ich spiele, der ihn nicht wenigstens für eine Stunde im Theater sieht, es vergeht kein Tag, an dem wir uns nicht scheu einander nähern und wieder voneinander fliehen. Unser Verkehr ist in den letzten Monaten so ganz anders geworden, als er früher war. Die freie offene Kameradschaftlichkeit ist dahin. Unruhe erfüllt uns, wenn wir beieinander sind. In Hast und seltsamen Sprüngen verläuft unsere Unterhaltung. Wir möchten die Zeit des Beisammenseins abkürzen und können doch kein Ende der Fragen und Antworten finden. Wir möchten uns aus dem Wege gehen und müssen uns doch suchen. Wir fürchten uns vor unserer Schwäche und daß wir uns verraten könnten und haben doch nicht die Kraft, der Gefahr durch gegenseitiges Meiden zu entrinnen. Unsere Lippen formen das Wort, das uns beide selig machen würde, und sind zu feige, ihm Ton zu verleihen. Unsere Arme wollen sich erheben zur Umarmung und bleiben kraftlos und leer an unseren Seiten hängen.

Ich möchte ihm zeigen, daß ich ihn liebe und ihm gehören will, und darf es nicht nach den Gebräuchen unserer Gesellschaft. Ihm verbietet der starke Grund, der ihm das Wort: ich darf nicht heiraten! auf die Lippen legte, mir seine Neigung zu bekennen, und ich darf ihm nicht sagen: was schiert mich Ring und Traualtar! Laß mich dein sein und sei du mein, nur durch den Segen unserer Liebe!

Ich will nicht Gattin werden, ich sehne mich nicht nach Haus und Kind. Ich will in meiner Kunst noch viele Jahre wirken

und aufwärts steigen. Wenn du das wüßtest, Paul, würdest du noch immer schweigen und mich unruhevoll auf deine Liebe warten lassen?

Und ich darf es dir nicht sagen. — —

10. Juni.

Vor vielen Monaten schrieb ich in dieses Buch, die große Liebe sei noch nicht über mich gekommen, weil mir das körperliche Begehren des geliebten Mannes noch fremd sei. Jetzt kenne ich es, mir zur Qual. Es greift mit verlangenden Armen sehnsüchtig in die Leere.

Konrad hatte mich vorgestern gebeten, nach dem Theater ein Stündchen mit ihm und seiner durchreisenden Schwester im Kaiserhof zusammen zu sein, weil zwischen ihm und ihr allein die Unterhaltung bald zu stumpfsinnig würde. Den Direktor, Doktor Götz und die Sentimentale hatte er außer mir noch gebeten. Mutter hatte mir erlaubt, mitzugehen, da Doktor Götz dabei sei. Recht hat sie! Mit diesem keuschen Josef könnte sie mich bis an das Ende der Welt laufen lassen. Er würde schlimmsten Falles ohne Mantel wiederkommen, mir aber wäre sicher nichts geschehen.

Es war ganz nett und unterhaltsam. Aus dem einen Stündchen wurden drei gute Stunden, aber leider klang der Abend in einem Mißton aus.

Konrads Schwester ist eine muntere gescheite Wienerin, mit der ich recht behaglich und lebhaft geplaudert habe. Sie liebt ihr Brüderchen schwärmerisch, und dieses hatte in der Wiedersehensfreude schließlich ein paar Gläser Wein zu viel getrunken. Das Räuschlein äußerte sich aber ganz lustig. Konrad fing an über allerlei zu schwärmen und zu phantasieren. Mit der Kunst begann er und kam dann bald bei der Liebe an. Erst sprach er

von sich und seinen verschiedenen verflossenen Bräuten, und im Anschlusse daran nahm er sich die einzelnen Tischgenossen vor. Mich verglich er mit einer Helena, die ihren Paris nicht finden könne, und von Doktor Götz sagte er ziemlich anzüglich, er laufe in einem duftenden Garten umher und bemerke die vollerblühte Rose nicht, die gebrochen sein wolle.

Ich fiel ihm in die Rede und sagte: „Herrn Doktor Götz müssen Sie in Ruhe lassen mit Ihren Scherzen. Der ist viel zu gescheit und vernünftig, um sich zu verlieben. In dessen Wortschatz gibt es das Wort Liebe überhaupt nicht."

Doktor Götz sah mich nach dieser Rede mit tiefen traurigen Augen an und sagte:

„Das hätten Sie nicht sagen dürfen, Fräulein Helene, Sie nicht!"

Die Gesellschaft war zu lebhaft und aufgeräumt, um den kleinen Zwischenfall zu merken, mir aber ward beklommen zumut. Ich dachte an den Heimweg, den ich ein großes Stück mit Doktor Götz allein gehen mußte. Wenn er unterwegs auf Konrads und meine Bemerkungen zurückkam, wenn er wieder das Wort: ich darf nicht heiraten! aussprach, vielleicht belegt mit starken Gründen und Erklärungen, konnte das nicht zwischen ihm und mir Schranken aufbauen, die unübersteiglich waren?

Ich war sehr zufrieden, daß die Gesellschaft nicht so bald aufbrach. Es war um halb zwei Uhr, als wir gingen, und ich war froh, daß Konrad uns begleitete, genau wie vor Monaten nach dem Journalistenball. Als wir an der Straßenkreuzung angelangt waren, an der er sich damals von uns trennte, habe ich ihn fast mit Gewalt noch bis an die Grenze des nächsten Häuserblocks mitgenommen. Nur nicht allein sein mit Doktor Götz! Das war mein ganzes Streben. Endlich ging Konrad doch seitwärts ab, und wir beiden verliebten Leute waren allein. Ich weiß doch nur zu gut, daß das Wort Liebe in seinem Wörterbuche

auf jeder Seite ein paarmal steht, und zwar die Liebe zu mir, und als ich ihn vorher wegen seiner Klugheit und Verständigkeit aufzog, geschah es nur aus Ärger.

Als Konrad von uns gegangen war, fing ich mit Eifer und einer ungeheueren Zungengeläufigkeit von allem Möglichen und Unmöglichen zu reden an, nur um ihn nicht zu Wort kommen zu lassen. Ich fürchtete mich vor dem, was er sagen könnte, vor dem Trennenden, Schranken bauenden.

Endlich waren wir an unserer Haustür. Ich zog schnell den Schlüssel aus der Handtasche, schob ihn in das Schloß und sperrte auf. Mir wurde leicht und zuversichtlich, als die Tür in ihren Angeln knarrte. Im Treppenhause konnte er nicht zu mir reden, denn ich flog schnell die Stiegen hinan, ihm das Zuschließen überlassend.

Oben reichte ich ihm die Hand und wollte mich kurz verabschieden. Er aber umspannte meine Finger fast schmerzhaft und hielt mich zurück.

„Sie haben mich vorhin verspottet, Helene," sagte er leise. „Freilich, Sie wissen nicht, warum ich die Rose nicht pflücke oder doch wenigstens die Hand nach ihr ausstrecke, da ich ungewiß bin, ob ihre Dornen mir das Pflücken gestatten würden. Sie sollen erfahren, warum ich kühl und zurückhaltend erscheine."

Ich wußte, was nun kommen würde und wollte es nicht hören, wollte mir nicht Hoffen und Verlangen zertrümmern lassen. Groll stieg in mir auf ob seiner Schwerfälligkeit und meines Mißgeschickes. Als er fortfuhr: „Ich habe Ihnen früher schon einmal gesagt, daß ich....." unterbrach ich ihn schroff und rücksichtslos und sagte:

„Ich weiß, ich weiß! Sie dürfen nicht heiraten! — — — Sie sind ein wenig Philister, lieber Herr Doktor! Wir waren dort in lustiger Gesellschaft und haben uns gegenseitig harmlos gehänselt. Wer legt da jedes Wort auf die Goldwage!? Wir alle

von der Kunst, die wir im Kaiserhof zusammen waren, denken nicht an die Ehe. Wir fühlen uns wohl in unserer Arbeit, in unseren Erfolgen und Zukunftsträumen von Ruhm und Gold und wollen der Bühne noch lange im ledigen Stande dienen. Nur von der Liebe haben wir dort geredet. Dürfen Sie auch nicht lieben, mein asketischer Herr Doktor Götz?"

Ich hatte die letzten Worte mit herausfordernder Bissigkeit und mit Spott gesprochen. Er aber schien nichts davon zu merken. Im unsicheren Schein der Flurlampe sah ich, wie seine Augen aufblitzten, seine düsteren Züge sich verklärten.

„Helene!" rief er mit einer Stimme, in der Erstaunen und Entzücken zitterten.

Ich aber lief schnell davon.

Als ich in meinem Schlafkämmerlein war, wollte ich mich über mich selbst und das, was ich ihm gesagt hatte, ärgern. Wenn er es als einen Annäherungsversuch, als ein Liebeswerben meinerseits auffaßte? Das wäre wohl beschämend für mich.

Ach was! Mag er!

Ich habe ihn lieb. Mag er es wissen.

Als ich in meinen Kissen lag, dachte ich schon nicht mehr an Ärger und Beschämung.

Ich sah seine blitzenden Augen, sein verklärtes Gesicht vor mir und hörte seinen entzückten Ausruf und mir war, als müsse nun bald alles, alles gut werden.

Mitte August.

Mein Liebster hat mich gestern auf vier Wochen verlassen; er ist nach Vichy gereist. Die Trennung gibt mir Zeit, mein vernachlässigtes Tagebuch nachzutragen, und ich weiß doch nicht recht, was ich schreiben soll.

Wenn man glücklich ist, hat man nicht viel zu sagen, weil

einem die Glückseligkeit wie ein selbstverständlicher Zustand vorkommt. Man fragt nicht, woher und warum sie kam und auch nicht, weshalb sie nicht schon lange da war. Jetzt hat man sie und freut sich ihrer und meint, es könne niemals wieder anders werden.

So will ich auch denken und nur sagen, daß ich glücklich bin, über alle Hoffnung und Vorstellung glücklich, und daß ich heute nicht mehr recht weiß, wie alles gekommen ist. Auf einmal war ich erlöst, war froh, zufrieden und mit der Ordnung der Welt einverstanden, begriff das Duften der Blumen, das Jubilieren der Vögel und achtete kaum darauf, als im Spätsommer die Blüten verwelkten, die Amseln und Finken schwiegen, denn in mir selbst war so viel Blühen und Jubeln. Und ist noch heute und wird noch lange sein; der Herbst, der die Vögel fortjagt und die Rosen verdirbt, kann ihm nichts anhaben. Ein paar Tage nach dem Abend mit Konrads Schwester, an dem ich Paul schlecht behandelt hatte, sandte er mir eine Karte in die Garderobe, auf der er mir schrieb, er werde mich, wenn ich nichts einzuwenden habe, nach der Vorstellung am Bühneneingang erwarten. Ich wußte sofort, was das zu bedeuten habe und wurde ganz froh und übermütig.

Nach der Vorstellung stand er richtig auf seinem Posten, aber nicht etwa an der Tür, sondern zurückhaltend und fein sittsam auf der anderen Seite der Straße im Häuserschatten. Ich ging zu ihm hinüber, und wir wanderten im gleichgültigen Gespräch miteinander bis an den Promenadengürtel. Der sonst so gewandte und selbstsichere Mann war befangen und unfrei. Ich sprach fast allein und amüsierte mich innerlich königlich über meinen schüchternen Schatz.

Die Promenade war ganz menschenleer. Trotzdem schwieg er noch immer, so daß ich schließlich die Geduld verlor. Ich fragte ihn also:

„Was bedeutete denn die feierliche Anfrage, ob ich ‚erlaube,' daß Sie mich erwarten? So förmlich haben wir doch sonst nicht miteinander verkehrt."

Da endlich brach das Eis.

„Wollen Sie mich schon wieder verspotten?" begann er.

„Ich denke nicht daran und habe es nie getan," erwiderte ich.

„Doch, doch! Am Dienstag Abend, und Sie wissen es auch recht gut."

„So vergessen Sie es. Ich gelobe Besserung."

„Ich kann es nicht vergessen, so viel ich mir auch Mühe gebe. Und darüber will ich eben mit Ihnen reden."

„Das ist recht. Kanzeln Sie mich nur nach allen Regeln der Kunst ab, wenn ich mich schlecht benommen habe."

„Ach, so meine ich es doch nicht. Es ist nur..... Sie haben durch Ihren Spott eine Unruhe in mir aufgewühlt, die mich um alles Gleichgewicht, um die gewohnte Sicherheit gebracht hat. Vermessenen Wünschen und Verlangen, die ich niedergerungen und fest gebunden wähnte, haben Sie die Fesseln abgestreift, so daß sie mit neuer Kraft und in verwegener Zügellosigkeit mein ganzes Wesen verwirren. Bald ist es mir, als hätten Sie mich in berauschende Glückseligkeit empor gehoben und bald, als sei ich in vernichtende Verzweiflung gestürzt worden. Sie haben wohl alles ahnungslos und ohne weitreichende Absicht gesagt, Sie wissen ja nicht, wie es in mir aussieht, nicht, daß ich ein armseliger, von Lust und Liebeshoffnung ausgeschlossener Mensch bin. Alle die Jahre, in denen ich neben Ihnen hergegangen bin, habe ich einen Kampf gekämpft so hart und aufreibend und gegen einen so überstarken Gegner, daß nur ein armer Teufel, wie ich es leider bin, nicht unterliegen mußte. Denn ich hatte unerwünschte aber treue Bundesgenossen: die mir bewußte Unmöglichkeit, meine Hoffnungen jemals Erfüllungen werden zu sehen, den notgedrungenen Zwang, meinen Sehnsüchten niemals

eine kurze Gewährung gestatten zu dürfen, die schmerzliche Pflicht, von einem geliebten Menschenkinde kargem Glück schnell folgende Trauer und Einsamkeit fern halten zu müssen.

„Der schwerere Teil des Kampfes schien mir schon gewonnen zu sein. Meine Liebe begann sich in ruhigeren Äußerungen zu ergehen. Das leidenschaftliche Verlangen wich der Sorge und Hilfe für die Geliebte, der Schmerz um die Unerfüllbarkeit der Besitzwünsche wandelte sich in die Freude über das Gelingen ihrer Lebenspläne, in den Stolz auf ihre gute Arbeit, in das Wohlgefallen an der Kraft und Sicherheit, mit der sie ihren Weg suchte, fand und ging.

„So weit hatte ich obgesiegt. Da traten Sie mit der halb spöttischen, halb forschenden Frage: dürfen Sie auch nicht lieben? in meine Kampfstellung, und mein ganzes Rüstzeug der Entsagung brach elend und schwächlich zusammen, und alle Wünsche und Hoffnungen, die mich vorher gequält, standen wieder auf in alter Macht, nein! sie erwachten wilder, heißer, verzehrender, aufreibender und sind in manchen Stunden von verwegenen Forderungen, von gewissenlosem Besitzverlangen begleitet. Und es darf doch nicht sein. Ich darf nicht lieben, und wenn ich liebe, darf ich es nicht bekennen."

Er war ganz verzweifelt. Schmerz und Selbstanklage und auch wieder Leidenschaft und Begehren zitterten in seiner Stimme. Oft ward seine Rede von unterdrücktem Schluchzen zerrissen, manchmal blieb er stehen und atmete schwer und preßte die Hände gegen Brust und Schläfen. Stoßweise, schüchtern, halblaut waren die Worte von seinen Lippen gekommen, seine Augen blickten starr geradeaus, sein Gang war schleppend. Der starke Mann wurde geschüttelt und gezerrt von Qual und Hoffnungslosigkeit. Ich empfand Mitleid und war dennoch ruhig und glücklich. Für seine Leiden besaß ich die heilende Medizin. Ich unterbrach ihn nicht, denn es machte mich froh und stolz und selig,

zu erfahren, wie heiß und keusch dieser kluge, bedeutende und warmherzige Mann um seine Liebe zu mir gerungen hatte und daß er mich liebte über das eigene Glück hinaus.

Als er schwieg, legte ich meine Arme um seine Schultern und hielt seinen Gang an. Ich mußte es tun und hätte es getan, selbst wenn die Straße voll Menschen gewesen wäre wie am Mittag. Starke Herzensgefühle hoben meine Arme und führten sie. Ich war von mildem Frohsinn erfüllt, weil ich ihm Trost bringen konnte, und ganz tief im Innern meiner Seele schien mir ein zartes Lichtlein aufzuglimmen, das an Strahlenschein wuchs und heller wurde und sanfte Glut durch mein ganzes Sein sandte. Ich hielt ihn still und stark, ob er auch meine Arme zu lösen versuchte, und sah ihm in die irren Augen und sprach zu ihm mit tröstender Stimme:

„Was du bekennen darfst von deiner Liebe und verlangen für deine Liebe, das, Paul, laß mich bestimmen. Ich habe alle die Jahre gewußt, daß du mein bist, und an manchem Tage auf das Wort gewartet, das es mir sagen sollte. Um meinetwillen gewartet und auch um deinetwillen. Denn ich sah, daß du mit der Liebe rangest, ich wußte, daß ein starker eingebildeter oder wirklicher Grund dich hinderte, deinen Herzenswünschen freie Entfaltung zu gewähren, ihnen die verlangte Zufriedenheit durch dein Bekenntnis und meine Erwiderung zu bringen.

„Du hast mir vor langer Zeit ein freudloses, entsagungsvolles Wort gesagt, das mich damals hart und sorgenbereitend traf. Und hast mir das Wort vor ein paar Tagen wiederholt. Aber da empfand ich nicht mehr seine Härte. Ich sorgte nicht mehr in der Nachwirkung seines Klanges um mein und dein Liebesleben. Denn in meinem Leben und in mir ist seit einem Jahre gar viel verändert worden. Wenn du mir heute sagtest: werde mein Weib! so würde ich dir antworten: es kann nicht sein. Ich sehne mich nicht nach Küchenherd und Kinderwagen, meine

Arbeit, mein Streben und meine Zukunft gehören meiner Kunst, von der ich mir ein anderes, wohl schwerer zu erringendes, dafür aber mich höher emporhebendes Glück erwarte, als die Frauen sonst sich wünschen. Doch wenn du mich fragtest: darf ich dich lieben? dann sage ich dir: du darfst nicht, du sollst! denn meine Liebe hat um dich geworben an manchem Tag und in mancher Nacht. Sie verlangt, daß dein Herz sie erwidere, und sie hat starke Rechte zu diesem Verlangen. Denn sie gehört dir und hat keinem anderen Manne je gehört. Mit ihrer ganzen Tiefe und allem Stolz, aber auch mit Hingabe und Sehnsucht gehört sie dir. Des sollst du gewiß sein. Und ich weiß auch, daß deine Liebe mir gehört. Von ihr sprich mir in dieser Stunde, von anderem aber schweige. Dein Weib werde ich nie, deine Liebe aber fordere ich. Möge das böse entsagungsvolle Wort deinem Leben bedeuten, was es wolle, mich kümmert es nicht."

Allmählich, erst zaghaft, dann fester hatte er seine Arme um meinen Leib geschlungen und preßte mich stark an seine pochende Brust.

„Helene," stammelte er, „du weißt nicht, was du redest. Du kennst mich und mein Leben nicht. Ich bin dein Unglück, wenn du dich an mich klammerst."

„Nein, mein Glück sollst du sein, du verzagter, lieber, treuer Mann! So viel ich vom Liebesglück begehre, sollst du mir bringen, und keiner sonst, und um alles andere sorge dich nicht. Ich habe dich lieb, und vor meiner Liebe wird dein Kummer zerfallen."

„Und die Menschen," sagte er, „fürchtest du dich nicht vor den Menschen?"

„Warum? Laß sie entsagen, wenn sie wollen. Und laß sie die lästern, die nicht entsagen mögen. Ihr Wille entscheidet so, und unserer anders, und er ist darum nicht schlechter. Du bist mein und ich bin dein, was gilt uns alles andere!?"

Da zog er mich an sich und koste und herzte mich und konnte

des Küssens nicht satt werden, bis ich sanft ihm wehrte. Eng aneinander geschmiegt und schweigend gingen wir heim. Im Hausflur nahm er mich noch einmal in seine Arme und küßte mich still und glücklich. Oben trennten wir uns mit kurzem Gruß.

Als ich in meinen Kissen lag, kam tiefes Wohlbehagen über mich. Stille Zufriedenheit und sicheres Bewußtsein des Besitzes erfüllten mich. Das unruhevolle Begehren, das schmerzhafte Wünschen des Blutes schwieg vor der Gewißheit der Erfüllung. Und das milde warme Lichtlein glomm fort in meiner Seele.

Am nächsten Vormittag sandte er mir einen Strauß dunkelroter Rosen in das Theater, wo wir Probe hatten. Ein Briefchen war dabei, in dem stand geschrieben: Du hast mir gestern viel Glück geschenkt und ich Tor zage, das Geschenk fest zu halten. Schilt mich nicht darum!

Am Mittag, als er nach Hause kam, ging ich zu ihm in sein Zimmer und brachte ihm seinen Brief und sagte:

„Schreib mir nicht wieder solche Worte, sonst muß ich glauben, du liebest mich nicht."

Da hob er mich auf und trug mich in Vaters großen Ohrensthl, der in seinem Zimmer steht, und kniete vor mir und stammelte und jubelte mir tausend wilde und holde und närrische Liebesworte zu.

„Du mußt erst noch in die Gewohnheit des Liebebesitzes hineinwachsen, dann wirst du ruhig, sicher und zufrieden sein," sagte ich ihm damals.

Und er wuchs hinein, von Tag zu Tag fester und tiefer, und ich half ihm mit Herzen und Küssen und verliebten Scherzen dabei. Die Schatten wichen aus seinen Augen, der zage Ton schwand aus seiner Stimme, er gewann wieder, was mir in der ersten Zeit unseres Kennens so gut an ihm gefallen hatte, seine frische, übermütige, selbstbewußte, starke Männlichkeit.

Acht Tage nach unserem ersten Kuß wurde Mutter nach Langenstedt berufen. Dort war der Storch auf das Hausdach geflogen. Das gab einen Trubel und ein Laufen und Schicken vor der Abreise, denn für mich sollte schnell noch eine Ehrendame besorgt werden. Tante Magdalene lehnte ab in der Erinnerung an die Anstandslektionen, die ich ihr früher einmal erteilt hatte. Kusine Susi, Onkel Oberpfarrers älteste Tochter ebenfalls. Natürlich! Das fromme Gotteslamm kann doch nicht mit einer Komödiantin ein paar Wochen lang unter demselben Dache hausen, ohne Schaden an seiner Seele zu erleiden. Und dabei stellt sich die ganze Oberpfarrei immer an, als sei sie gegen alles Böse gefeit. Mir war es sehr recht, daß die beiden Tugendbündlerinnen ablehnten. Aufpasserinnen kann ich jetzt nicht brauchen im Hause. Schließlich wurde die Tochter unserer Stundenfrau, ein Mädchen in meinem Alter, für die Zeit von Mutters Abwesenheit gemietet und übersiedelte in unsere Wohnung.

Nach Mutters Abreise war ich mit Paul viel zusammen. Ich aß mittags im Ratskeller mit ihm, abends holte er mich vom Theater ab; wenn wir beide zu derselben Zeit nichts zu tun hatten, gingen wir spazieren, daheim lasen oder studierten wir zusammen und waren, alles in allem, den Tag über mehr Stunden beieinander als die meisten Ehepaare.

Und ein Ehepaar wurden wir, wenn auch eins ohne staatliche Approbation und kirchliche Zustimmung.

Ich weiß nicht mehr, wie es kam, es geschah alles wie von selbst und als hätten wir nichts dazu geholfen. Wir waren abends nach der Vorstellung zusammen heim gekommen, und ich war bei dem zärtlichen Gutenachtsagen halb unbewußt mit in sein Zimmer gegangen, und als ich es gegen Morgen müde und selig wieder verließ, hatten wir uns einander angetraut im Recht unserer Liebe und unter ihrem Segen.

Es war alles so selbstverständlich und ist auch so geblieben.

Unsere leidenschaftliche Liebe mußte diese Äußerung gewinnen, wenn sie gesund und ehrlich bleiben sollte.

Und unser Liebesleben verläuft in edlen, schönen Bahnen. Es ist keine Gier und Ausschweifung darin, nur Stillung, Erlösung und Geschenk.

Paul wirbt in Demut und Glückseligkeit um meine Liebeszeichen und empfängt sie wie einen unverdienten Lohn. Und ich gewähre sie ihm doch so gern. Dennoch ist Paul bei aller Zartheit und Bescheidenheit ein begehrlicher Liebhaber, dem ich viel Zeit und Zärtlichkeit schenken muß. Wenn ich ihn frage, ob er des Kosens denn nicht satt werde, schüttelt er den Kopf und sagt:

„Andere Menschen haben viele Jahre lang Zeit, glücklich zu sein, ich vielleicht nur ein einziges kurzes."

„Warum?" fragte ich ihn.

„Ja, warum? Nimm an, es sei, weil du dann fortgehst."

Wir sprechen nie von der Zukunft unserer Liebe, und das ist mir recht. Sie soll der Gegenwart gehören, der immer neu sie gebärenden Gegenwart. Wer weiß, ob ich in der Zukunft noch einmal die Zeit finde, mich so ganz der Liebe hinzugeben. Meine Kunst wird viele von meinen Stunden für sich verbrauchen. Jetzt in dem leichten Sommerengagement ist das nicht so arg. Regie, Publikum und Kritik sind zufrieden mit oberflächlichen Leistungen und die Gagen sind gering: also hat man keinen Grund, sich übermäßig anzustrengen, wohl aber das Recht, an sich selbst zu denken und sich von den Gaben des Lebens ein paar wohltuende anzueignen.

So halte ich es in diesen Sommermonaten und freue mich der Gunst, die mir das Geschick erweist, und ergötze mich an den Zärtlichkeiten, die mein Liebster mir widmet, und an der Reinheit und Leidenschaft, mit der er an sich meiner Wohlgestalt freut.

Ach, welcher berauschenden und beruhigenden Wonne-

empfindung ist doch dieser schwache sterbliche Menschenleib fähig. Das ist ein großes Schöpfungswunder.

Ich muß oft an die Unterhaltung denken, die ich vor Monaten mit Paul nach der »Aida«-Vorstellung führte, in der unsere prima Ballerina halb nackt getanzt hatte. Damals wünschte ich mir, eine Priesterin der Schönheit zu werden und die Menschen, die in Reinheit das Schöne suchen, es finden und genießen zu lassen durch die Enthüllung des eigenen Körpers. Jetzt ist mein Wunsch erfüllt. Ich bin meinem Liebsten Priesterin und Götterbild zugleich, das er oft in keuscher reiner Freude anstaunt, bis ..... ja, bis dann .....

In der Theorie ist das alles sehr schön gedacht.

Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. Das steht schon in der Bibel.

Oder beruht in dem Unterliegen des Willens zur Keuschheit unsere Stärke? Die Philosophen sagen, der Geschlechtstrieb sei die vollkommenste Äußerung des Willens zum Leben, und die müssen es wohl wissen.

Ich habe Sehnsucht nach meinem Schatz und bin doch erst achtundvierzig Stunden lang von ihm getrennt. Ich wollte, die vier Wochen wären schon um.

26. August.

Heute vormittag hat Konrad sich verabschiedet. Seine Wiener Verpflichtungen beginnen am 1. September, und vorher muß er ein paar Proben mitmachen. Wir sind nach dem Dienst eine halbe Stunde lang an der Promenade auf und ab gelaufen und haben noch allerlei besprochen. Mir riet er, bald zu heiraten und um Gottes willen nicht beim Theater alt zu werden. Bei lebendigem Leibe erfahren zu müssen, wie man langsam, Stück für Stück zum alten Eisen geworfen werde, indem die Rollen, in denen man in der Jugend und in der Blüte der Kraft Triumphe

gefeiert habe, eine nach der anderen von jüngeren Leuten gespielt würden, das sei ein entsetzliches Los, und nur die in einem ohnehin enttäuschungsreichen Leben hart geschmiedeten Schauspieler seien fähig, es zu ertragen.

Er war ein wenig wehmütig beim Abschiednehmen. Vier Jahre lang hat er hier in Anerkennung und wirtschaftlicher Behaglichkeit gesessen und muß sich nun wieder in vollständig fremde Verhältnisse gewöhnen. So geht es freilich jedem von uns, der sein Engagement wechselt, und mancher muß diese Veränderung in jedem Jahre durchmachen. Es ist ein fortwährendes Wechseln und Wandern in unserem Stande, und auch daran ist in erster Linie das liebe Publikum und besonders das weibliche schuld, das womöglich in jeder Saison neue Gesichter auf der Bühne sehen möchte.

Mir ist es leid, daß Konrad fortgeht. Als wir uns zum letzten Male die Hände geschüttelt hatten war mir, als hätte ich die Hand eines zuverlässigen Führers auf mühsamer Straße fahren lassen. Wir haben hier miteinander fleißig und gut gearbeitet, und ich habe viel von ihm gelernt.

Ich will annehmen, meine Lehrzeit sei mit Konrads Abschied beendet worden und es komme nunmehr die Gesellenzeit. Ob in meinem Künstlerleben auch einmal die Meisterzeit kommen wird?

Abwarten! — — —

Die nahende Wintersaison meldet sich langsam an. Gestern ist mir vom Büro die Rolle der Marikke in »Johannisfeuer« zugeschickt worden. Damit wird angefangen. Die Rolle liegt mir gut, ich habe sie früher mit Konrad studiert und werde mich vorteilhaft damit einführen. Wir spielen noch bis zum 31. August. Dann habe ich zehn Tage Ferien und kann mich in Ruhe und ohne Ablenkung auf die Winterkampagne vorbereiten. Paul kommt erst um die Mitte des September zurück. Ich hoffe,

bis dahin das erste Gefecht bereits geliefert und gewonnen zu haben.

Mutter ist seit dem zwanzigsten wieder hier. Ich habe ihrer Ankunft mit Bangen und Herzklopfen entgegen gesehen. Mutteraugen sollen so scharf sein, daß sie bis auf den Grund der Seelen ihrer Kinder blicken können und dort alle hellen und trüben Flecken gewahren und alle Veränderungen bemerken. So hatte ich oft sagen hören. Und wieviel hat sich in mir seit ihrer Abreise verändert! Die stärkste Wandlung, die dem Weibe in seinem Leben widerfährt, ist in dieser Zeit über mich gekommen. Ich spüre in jeder Stunde, wie reif und wissend und sicher und begreifend ich in diesen Sommermonaten durch den Bund unserer Herzen und die Leibesliebe geworden bin.

Meine Augen sehen Lust und Leid der Welt klarer als vorher.

Meine Ohren hören hundert harmonische Stimmen, die sie früher nicht vernahmen.

Meine Gefühlsnerven empfinden Schmerz und Wohlgefühl feiner.

Meine Stimme klingt voller, weicher und biegsamer.

Mein Gang ist leicht und stark geworden, meine Bewegungen sind bestimmter, ruhiger, runder.

In mir ist Zufriedenheit, Gelassenheit, Sicherheit, Freude am Wohlergehen meiner Mitmenschen und Teilnahme an ihrem Mißgeschick.

Ich bin im Verkehr mit den Menschen nicht mehr unselbständig und scheu, ich trete ihnen mit Selbstbewußtsein entgegen und besonders den Männern mit Überlegenheit.

Ich bin eben aus einem Mädchen ein Weib geworden, ein aus dem Sinnenschlaf und der Seelenträumerei erwecktes Weib.

Und Mutter kam und sah und hörte, aber sie merkte nichts. Sie freute sich über meine frischen Farben und meine gute Laune und war im übrigen ganz voller Freude und Bewunderung

über den neuen Enkel, von dem sie mir unermüdlich viele Stunden lang erzählt hat.

Also scheint die Schärfe der Mutteraugen doch nicht so gefährlich zu sein.

Jetzt habe ich nur noch eine Sorge: werden wir unsere Koseſtündchen unbemerkt von Mutter weiter halten können?

In ihrer Abwesenheit war das alles so bequem. Mein Schlafkämmerchen liegt wohl weit von ihrem Schlafzimmer entfernt und drei Türen sind dazwischen, aber dennoch bangt mir. Jetzt erst, da ein Wächter neben uns im Hause wohnt, empfinde ich, daß wir etwas taten und tun wollen, das die Welt nicht erlauben will, wenn es uns auch erlaubt erscheint. Vorher sah ich nur die Natürlichkeit, Selbstverständlichkeit und Schönheit unseres Tuns. Gefahr und List gesellen sich nun zu unserer Liebe, und ich will hoffen, daß ihr diese Verbindung neue Reize verleihe.

Alles weitere wird sich mit der Zeit entwickeln. Wenn zwei Menschen, die sich lieb haben, zu einander kommen wollen, so haben sie noch immer einen Weg gefunden.

So war es seit Anbeginn der Welt bis auf den heutigen Tag. So wird es auch bei uns sein.

Die Mitternacht ist taub und blind.

14. September.

Das Winterensemble ist vollzählig versammelt. Außer dem Oberregisseur Herrn Lerma, Fräulein Ilmenau und ein paar unbedeutenden Erscheinungen für zweites Fach sind wir lauter neue Leute. Der Direktor liebt häufigen Wechsel in seinem Personal, teils seinetwegen, soweit es die weiblichen Mitglieder betrifft, teils des lieben Publikums wegen.

Er gehört zu der im Direktorentierreich nicht eben selten vertretenen Spielart, die in ihrem Theater die lieblichste Paschawirtschaft führt und es als ihren Harem betrachtet.

Auch an mich hat er sich schon anzupirschen versucht und zwar gleich am ersten Tage, als ich ihm meinen Antrittsbesuch machte.

Wir sprachen über meine erste Rolle, die Marikke im »Johannisfeuer«, und er gab mir mit reichlich unverblümten Ausdrücken allerlei überflüssige Anweisungen für die Auffassung. Dabei legte er, wie im Eifer des Gesprächs, seinen Arm um meine Schultern, drehte mir ein paar Krebsaugen zu, zog mich leicht an sich und flüsterte:

„Sie scheinen sich in dem Gefühlsleben der Marikke nicht zurecht finden zu können. Die große Szene im dritten Akt möchte ich gern selbst mit Ihnen durchnehmen. Besuchen Sie mich doch heute nachmittag in meiner Wohnung. Bei einer gemütlichen Tasse Tee besprechen wir dann alles, was Ihnen unklar ist, und probieren es durch."

Mich erfüllte eine teuflische Freude, als der Gentleman mir diesen Vorschlag machte. Den tieferen Sinn, die versteckte Anfrage, die darin enthalten war, fühlte ich doch sofort heraus. Manche Erzählung Konrads und der Frau Daun fiel mir ein bei der Einladung des Direktors. Danach scheinen diese Herren mit Vorliebe und Gleichmäßigkeit den Auffassungsunterricht über eine mit Sinnlichkeit und Geschlechtsverkehr belastete Rolle einer begehrten Künstlerin gegenüber als Anknüpfungsmittel zu verwenden. Höchst geistvolle und erfindungsreiche Köpfe!

Noch vor ein paar Wochen wäre ich bei solchen Worten eines Mannes ängstlich und fassungslos geworden und wahrscheinlich mit Furcht und Entrüstung im Herzen davon gelaufen. Jetzt fühlte ich nur den vergnügten Wunsch, den Antragesteller sanft aber gründlich ablaufen zu lassen und die Vorfreude über das Gelingen dieser löblichen Absicht. So sagte ich ganz naiv:

„Ach, nein Herr Direktor, in dem Charakter der Marikke ist mir jeder Zug vollständig klar. Aber in vierzehn Tagen spiele ich die »Eva« von Voß, die ihren ehemaligen Geliebten totsticht.

Die Mordsucht liegt mir nicht recht. Wenn Sie mir behilflich sein wollten, diese Messerstecherei vorher praktisch zu üben, wäre ich Ihnen sehr dankbar."

Sein Arm sank blitzschnell von meiner Schulter, er trat ein paar Schritte zurück und sah mich halb verdutzt, halb ärgerlich an.

„Sie scheinen sehr klug zu sein, mein Fräulein," sagte er. „Hoffentlich verdirbt Ihre Klugheit Ihnen nicht die Karriere."

„Ich denke nicht," antwortete ich. „Sie beschäftigen doch sicher auch lieber ein kluges als ein dummes Mitglied. Übrigens, ehe ich es vergesse: Herr Chefredakteur Doktor Götz hat mir Grüße an Sie aufgetragen."

Das war nicht etwa gelogen. Paul, der den Direktor und seine Paschagewohnheiten kennt, hatte mir gesagt, ich möchte ihm durch die Überbringung von Grüßen zu verstehen geben, daß ich den Chefredakteur des Tageblattes kenne. Das werde den Herrn jedenfalls veranlassen, mich respektvoll zu behandeln. Mein guter Schatz ist so rührend besorgt um mich und daneben auch ein wenig eifersüchtig. Ich aber befinde mich wieder einmal sehr wohl unter dem Schutze der mächtigen Presse.

Die Direktion des Schauspielhauses steht nicht besonders gut angeschrieben bei Paul. Er ist ihr schon einige Male gründlich aufs Dach gestiegen wegen schundiger Hungergagen, ungerechten Kündigungen, schnellen Entlassungen wegen Krankheit und auch wegen des aus literarischen sowohl wie aus sittlichen Gründen manchmal sehr anfechtbaren Repertoirs. Paul nimmt sich der Bühnenleute nach Kräften an und vertritt ihre geschäftlichen und ihre Menschenrechte gegen die Ausbeutung und die Härte der Unternehmer wo und wann er Veranlassung dazu findet. Er sagt: Die gesamte Presse ohne Unterschied der politischen Färbung muß sich der Schauspieler annehmen. Denn die Besserung des Berufselendes dieser Menschen ist eine humane und sittliche Aufgabe, aber keine Parteifrage.

Der Herr Direktor dankte mit sauersüßer Miene für die Grüße und fragte, ob ich den Herrn Chefredakteur näher kenne.

Ich hab ihm erzählt, daß Paul schon seit ein paar Jahren bei uns wohne, und ich tat das absichtlich, um in dem direktorialen Busen die erwachenden Rachegelüste wegen der abgewiesenen Werbung schon im Keim zu ersticken. Mag er nun von meinen Beziehungen zu Paul denken, was er will, mich kümmert es nicht. Mein Gott, beim Theater! — — —

Er ist ein hämischer, boshafter Halunke. Man weiß hier, daß er junge Mädchen, die ihm nicht willfahrten, monatelang nicht beschäftigte und sie dadurch ungemein in ihrem Fortkommen schädigte.

Mit den neuen Leuten des Ensembles bin ich bisher nur auf den Proben zusammen gekommen. Es sind vortreffliche Kräfte dabei, die vorher an guten Theatern waren und manche tüchtige Eigenschaft für ihre Arbeit mitbringen.

Eine recht angenehme Bekanntschaft habe ich unter ihnen gemacht: Fräulein Brüning, die Naive, ein liebes gebildetes Mädel, kaum neunzehn Jahre alt, mit Haaren wie aus Sonnenstrahlen gewoben, tiefen grauen Augen, einem Figürchen wie eine Elfe und einer Stimme, die lachen kann, wie das silberhelle Springen eines Waldbaches.

Dafür ist Fräulein Grete Ilmenau eine um so unangenehmere Person, hochnäsig, intrigant und mißgünstig. Sie hat ein Liebesverhältnis mit dem Direktor, von dem sie allerdings behauptet, es sei eine reine Seelenfreundschaft, was aber schon deshalb nicht gut möglich ist, weil beide keine Seelen haben. Manchmal, so sagte man mir, wird diese Seelenfreundschaft in seiner Wohnung bei Sekt und Austern bis tief in die Nacht hinein gepflegt, und einmal hat der Sekretär die Ilmenau dabei betroffen, wie sie die Pflege in Unterhöschen betrieb.

Das ist ja alles einerlei und was kümmert mich der Kulissen-

klatsch. Ich habe andere Sorgen. Ich muß in dieser Saison den Anschluß an die große Karriere gewinnen. Dieses Streben wird meine ganze Kraft verlangen.

17. September.

Die Eröffnungsvorstellung ist glücklich vorüber, und ich habe die besten Kritiken. Das hilft mir vorwärts.

Paul hat mir eine große Freude bereitet. Er ist ganz heimlich zu meinem ersten Auftreten im Schauspielhause zurückgekommen. Ich erwartete ihn erst in einigen Tagen. Nach dem zweiten Akt wurde mir ein Rosenstrauß in die Garderobe gebracht mit einem Briefchen. In dem stand: Grüß dich Gott, mein Herzensschatz! Ich erwarte dich nach der Vorstellung. Dein Paul.

Ich wurde dadurch so glücklich und kam in so prächtige Stimmung und bemühte mich so eifrig, meinem Schatz eine gute Leistung zu zeigen, daß ich im dritten Akt, wie die Kritik meint, erschütternd, hinreißend und mit verzehrender Leidenschaftlichkeit gespielt habe. Paul war auch zufrieden, und das ist mir die Hauptsache. Er versteht mehr als die anderen alle zusammen.

Nach der Vorstellung sind wir zusammen heimgegangen, und später haben wir heimlich und heiß unser Wiedersehen gefeiert.

Die Mitternacht war taub und blind.

Ende November.

Reichlich zwei Monate lang hat dieses Buch ungeschoren in seinem Kasten gelegen. Ich habe nicht die Zeit gefunden, es aufzuschlagen. Der Dienst und Paul, die beiden belegen meine Stunden vom Morgen bis in die Nacht. Und mir ist es so recht: Liebe und Arbeit als Zeitvertreiber, der Mensch kann sich keine bessere Gesellschaft wünschen.

Und dennoch bin ich nicht ganz zufrieden. Ich zweifle oft an mir selbst und ob ich die höchste Vollkommenheit in meinem Berufe erreichen werde. Wenn ich den Leuten glauben darf, die hier Kritiken schreiben, bin ich eine von den wenigen Auserwählten. Wer sagt mir aber, daß das Urteil dieser Kritiker zutreffend ist?

Mein Zweifel ist zwiespältiger Art. Manchmal scheint es mir, als genüge meine Kraft der Darstellung einer Rolle nicht, und manchmal, als ginge mein Können weit über das Maß hinaus, das die schauspielerische Wiedergabe irgend einer Gestalt von ihm verlangt. Wenn ich diese Beobachtung bei der Darstellung verschiedener Rollen gemacht hätte, würde ich mich nicht weiter wundern. Aber mich überkam schon oft das eine und das andere Bedenken beim Spielen derselben Rolle. Paul erklärt diese Erscheinung durch wechselnde Stimmungen. Er meint, es gehe jedem Künstler so, daß er einmal mehr, ein andermal weniger Lust zu seinem Werk habe. Mag sein, daß er recht hat. Wenn ich erst tiefer in das Wesen meiner Kunst und in die Beschaffenheit meiner Begabung eingedrungen bin, werde ich mir selbst ein Urteil bilden können.

Das Publikum unseres Theaters ist wesentlich anspruchsvoller als das des Stadttheaters. Es verlangt die wertvolleren Novitäten zu sehen und erwartet tüchtige schauspielerische Leistungen. Die müssen wir auf endlosen Proben vorbereiten. Vor 2 Uhr mittags bin ich noch nie aus dem Theater herausgekommen, oft stehen wir aber um 3 Uhr noch auf der Bühne, müde, matt und hungrig, und der erbarmungslose Regisseur hat kein Mitleid mit uns armen Theatertagelöhnern. Bis jetzt haben wir in jeder Woche ein neues Stück herausgebracht, und da das Zusammenspiel unseres Ensembles weit und breit einen guten Ruf hat, der selbstverständlich bewahrt werden muß, so bedeutet diese Fülle der Novitäten, ihr Einstudieren, das Lernen

der Rolle eine Summe von Arbeit, wie sie kaum die Angehörigen irgend eines anderen Berufes zu leisten haben. Man muß bedenken, daß wir auch an den Abenden angestrengt beschäftigt sind. Die meisten von uns stehen in jeder Vorstellung auf der Bühne, denn das Personal ist nur klein. Ich selbst habe seit dem Beginn der Saison kaum zehn freie Abende gehabt. Das kostet Nervenkraft.

Ein wunderbares Ding ist das Schauspielergehirn. Man sollte nicht glauben, was es aufnehmen, begreifen und aufspeichern kann. In jeder Woche haben wir jetzt eine neue Rolle zu lernen, die bei uns ersten Fächern immer mehrere Bogen lang ist. Dazu kommt in der Mitte der Woche gewöhnlich noch die Wiederaufnahme eines älteren Stückes, dessen Rollen mindestens im Gedächtnis aufgefrischt, von einigen Darstellern aber auch neu gelernt werden müssen. Und mit dem Auswendiglernen allein ist es noch nicht getan. Die Rolle muß aufgefaßt, verstanden und charakterisiert werden, sie muß uns in Fleisch und Blut übergehen, sie muß ein Stück unseres Wesens werden. Dann erst können wir sie gut spielen. So müssen wir in jeder Woche mit der neuen Rolle unserem Wesen einen ihm neuen Zug einverleiben, und das durch die ganze Saison. Was das bedeutet, welche Gedankenarbeit, welches Anpassungsvermögen, welche Aufnahmefähigkeit diese Kunst verlangt, das kann nur der begreifen, der selbst am Theater arbeitet. Unsere Kraft wird gründlich ausgenützt, aber die meisten von uns wollen gar nicht anders behandelt sein. Nur spielen, immer spielen! Das ist ihr Lebenselement. Und nur so lange wir spielen, gelten wir etwas. Der Schauspieler, der nicht auf der Bühne steht, ist wie eine Geige ohne Saiten.

Freilich, die Bezahlung für die große, wertvolle und eigenartige Arbeit, die wir leisten, könnte, sollte besser sein. Ich selbst will nicht klagen, denn ich bin immer noch Anfängerin,

aber alle die anderen, besonders die Kolleginnen, verdienen nicht genug, um ihren Lebensunterhalt bestreiten zu können.

Alle unsere im liebefähigen Alter stehenden Damen — am Schauspielhause sind nur unverheiratete engagiert — haben je nach dem Luxus, den sie in Kleidung, Wohnung und Beköstigung treiben, einen oder mehrere Liebhaber, und der Direktor sieht diesen lebhaften Verhältnisbetrieb gern. Die Herren kommen ins Theater, um ihre Freundinnen in ihren Glanzrollen zu bewundern. Sie bringen auch ihre Bekannten mit und sitzen zumeist auf den teuersten Plätzen, und so erwächst der Direktion aus dem Liebesleben ihrer Künstlerinnen ein reiner Barverdienst.

Nur Fräulein Brüning bildet eine Ausnahme. Sie lebt hier keusch wie eine Vestalin, weil sie einen Schatz hat, der gegenwärtig in Lübeck engagiert ist, und dem sie treu bleiben will. Dem Direktor gefällt die Tugendhaftigkeit der Kleinen durchaus nicht und er hat schon versucht, sie zu verkuppeln, indem er sie mit seinem Intimus, einem widerwärtigen, glatzköpfigen, aufgeblasenen hiesigen Varieté-Direktor beim Souper zusammengebracht hat, einem Kerl von einer selbst bei dieser Menschenklasse ungewöhnlichen geistigen Benommenheit, Immoralität und Niedrigkeit der Gesinnung. Nach der Meinung des Direktors könnte das hübsche seltene Mädel eine Legion Verehrer haben, und alle würden in sein Theater kommen und auf teuren Balkonplätzen zu 3 Mark 50 Pfennig sitzen. Außerdem würden sie ihrer Freundin ganze Blumenhaine auf die Bühne schicken, und das bringt nach seiner Erfahrung Stimmung in das Publikum. Er hat seinen Damen gleich nach Beginn der Saison verraten, daß er sich sehr freuen werde, wenn sie recht oft Blumen bekämen, da dadurch der Beifall nach den Aktschlüssen verlängert und manches faule Stück über Wasser gehalten werde. Was aber den Direktor erfreut, das wird selbstverständlich getan, und ich bin überzeugt, daß sämtliche Liebhaber strenge Ordre erhalten

haben, dann und wann mit Blumenkörben und Lorbeerkränzen anzutreten.

Das alles, die knappen Gagen, die reichen Toiletten, die Liebhaber, die Blumenspenden, die fast immer dem Weib, selten der Künstlerin gelten, erfährt, sieht und bespricht das liebe Publikum Jahr für Jahr und scheint sich trotzdem nicht klar zu werden über die Ursachen und den Zusammenhang dieser Erscheinungen und nicht zu begreifen, welches grausame Elend sich hinter den glänzenden Roben und duftenden Blumen verbirgt, dessen allgemeinste Ursache es sofort beseitigen könnte, wenn es seine Ansprüche milderte, wenn es einsehen lernte, daß nicht die Kleider der Schauspielerinnen die wichtigsten Erscheinungen eines Theaterabends sind, sondern das Stück und die Darstellung.

Ich bin neugierig, wie lange die kleine Brüning ihr Vestalinnenleben wird durchführen können. Sie hat 275 Mark Gage, die bei den Ansprüchen, die Direktion und Publikum an unseren Toilettenaufwand stellen, hinten und vorn nicht reichen wollen. So hungert sie buchstäblich, um die Kleider erschwingen zu können. Mittags ißt sie in der vegetarischen Speisehalle für 20 oder 30 Pfennige irgend ein saft- und kraftlos zubereitetes Gemüse oder manchmal auch gar nichts. Abends gibt es ein Stück Käse oder billige Wurst mit trockenem Brot. Ich bin zu ihr gekommen und traf sie im kalten Zimmer sitzend, eifrig mit Nähen beschäftigt. Und neben dem Nähzeug lag ihre neueste Rolle, die sie bei ihrer Schneiderarbeit lernte. Nicht einmal so weit läßt sich die Gage strecken, daß sie alle ihre Kleider von der Schneiderin machen lassen kann. Sie muß selbst fest mithelfen. Ihr Zimmer ist klein, unfreundlich und dürftig ausgestattet und liegt im Quartier der armen Leute. Sie hat bei diesem Leben Farbe und Frische verloren und wird trotz ihres guten und starken Willens eines Tages doch kapitulieren müssen. Nur satte Menschen

können auf die Dauer energisch sein. Der Hunger hat noch immer die Tugend besiegt. Schon hat sie bei ihrer Wirtin Schulden machen müssen, und die werden im Laufe der Wochen sicher nicht geringer werden. Sie kommt einfach nicht aus mit dem, was sie verdient, und wenn sie den Hungerriemen noch so fest anzieht. Eines Tages wird sie entweder Zuschuß haben oder die Schauspielerei aufgeben und Kindermädchen werden müssen. Einen dritten Weg gibt es nicht. Oder doch? Sie könnte sich auch aufhängen. Aber dazu wird es nicht kommen. Und zum Dienst als Kindermädchen auch nicht. Wenn sie noch Jungfrau wäre, dann vielleicht. Aber so!

Es ist merkwürdig, welche tief einschneidende Veränderung unser ganzes Sein, Seele und Sinne mit dem illegitimen Verlust des ersten Edelzustandes des Weibes, der Jungfräulichkeit erfahren. Unser ganzes Denken, Fühlen, Urteilen, Lieben wird dadurch auf ein tieferes Niveau herabgedrückt. Widerstände gegen unerlaubte Wünsche aller Art, nicht nur gegen geschlechtliche, die wir sonst in Stärke und Zuverlässigkeit in uns spürten, sind schwächer und unsicher geworden. Unsere Beurteilung der Fehler und Vergehen unserer Mitmenschen, nicht nur der gegen die Keuschheit, ist milder und nachsichtiger. Gegen uns selbst sind wir weniger streng als vorher und gestatten uns manchen Verstoß gegen Ehrgefühl, Gedankenreinheit und Wahrhaftigkeit, den wir früher eifrig bekämpften. Zu dem Geschlechtsverkehr mit dem zweiten Mann entschließen wir uns leichter, als wir es beim ersten Male taten. Ich ahne, daß die Gefühle, die uns dazu führen, nicht wieder so edel, selig, keusch und tief sein werden wie damals, als wir uns dem ersten hingaben, und daß eben deshalb der Widerstand gegen den zweiten schwächer ist. Das Edeltum in uns ist durch die illegitime Hingabe unserer Jungfräulichkeit verletzt und vermindert worden, mag uns auch die tiefste selbstloseste Liebe dazu getrieben haben, und es wird erst

wieder geheilt und vermehrt, wenn wir den zweiten Edelzustand des Weibes, die Mutterschaft gewinnen.

Auch der kleinen Brüning wird es so ergehen. Die Krauteſſerei, die Kälte in der Bude, die zerstochenen Finger, das ganze nagende Elend wird sie in ein paar Monaten so mürbe geknetet haben, daß sie schließlich jede brotbringende Rolle spielen wird, die das vorzügliche Schicksal für arme Komödiantinnen in seinem Repertoir bereit hält, auch die des ausgehaltenen Verhältnisses.

Dann werden die runden roten Wangen wiederkommen, sie wird mit ihrem Freund in lustigen Nächten lachen und tollen, und die ganze wilde Ausgelassenheit wird doch nur ein elendes Surrogat ihres früheren reinen Frohsinns sein. Sie wird später niemals wieder hungern und frieren. Sie hat Genuß und Wohlleben kennen gelernt und hat erfahren, daß ein hübsches Mädel nicht in der vegetarischen Garküche zu speisen und im kalten Zimmer dünnen Malzkaffee zu trinken braucht, wenn es nur ein wenig vorurteilsfrei ist und die Bezahlung seiner Hingabe nicht für Schande hält. Das ist der Weg, den so viele Schauspielerinnen gehen. Die Not versieht den ersten Kupplerdienst und alles andere kommt dann wie von selbst.

Und ich? Bin ich anders? Ich darf noch anders sein, denn die paar tausend Mark, die ich auf der Bank liegen habe, gestatten mir, einen verhältnismäßig tugendhaften Lebenswandel zu führen. Ich gehöre Paul, weil ich es so will, nicht aber, weil ich Nutzen und Vorteil dadurch gewönne. Ich gebe ihm mein ganzes Weibtum, Seele und Leib ohne Entgelt.

Ich will es so! Nur deshalb! Und ich bin glücklich dabei. Wenn ich seine Augen Glück strahlen sehe, wenn ich seine Lippen Liebesgelübde und Dankesworte stammeln höre, wenn ich seine Bitten, mir dies und das und jenes schenken zu dürfen, ablehne, bin ich glücklich.

Und manchmal packt mich doch eine furchtbare, atembe-

klemmende Angst vor einer Zeit, in der ich anders meinen Leib hingeben, in der ich, wie so viele meiner Kolleginnen, einem Manne um Geld und Geldeswert dienen müßte. Dann stürze ich mich mit fieberhaftem Bemühen in die Arbeit und lerne und studiere, als könne ich dadurch der Schmach entgehen und den Gipfel erklimmen, um den die reinen Lüfte hohen Künstlertums wehen, auf dem kein Raum für Not, Neid und Laster ist, und weiß doch, daß es den für unsere Kunst nicht gibt, und daß Fleiß und Begabung nicht allein aufwärts führen, daß Aufwand, Verbindungen und vor allem Glück, Glück, Glück dazu gehört.

Ich beobachte den grausamen Daseinskampf rings um mich her, ich sehe das Jagen nach Brot, das Lechzen nach der höheren Gage, das Trachten nach den dauernden Engagements; ich weiß, daß die fleißige Arbeit der Kollegen weit mehr der Erreichung des höheren Einkommens, als der größeren Vollkommenheit der Kunstleistung gilt, und muß erfahren, daß sie trotzdem nicht aus Mangel und Sorgen und Dirnentum und Nomadenleben herauskommen. Dann graut mir vor dem Ungemach, dem auch ich auf meinem Wege begegnen kann. Und dennoch möchte ich meinen Beruf nicht aufgeben.

Man sagt, wer einmal Haschisch genossen habe, müsse es immer wieder haben. So ist es auch mit dem Theater. Wer seine tausend geheimnisvollen Zauber und Reize, seine Aufregungen, Belohnungen und Enttäuschungen, das Licht der Bühne, das Raunen der Zuschauermenge, die Spannung aller Mitwirkenden vor der Vorstellung, den Beifall des Publikums, den Kampf um Geltung und um Brot, die Tugenden und Laster der Künstler, das ganze hundertfarbige, mühsame, faule, anspornende, aufreibende, ernüchternde, berauschende, brutale, liebenswürdige, rastlose, immer Neues verlangende und erzeugende, im Schlamm hinwatende, auf sonnigen Höhen schwebende, tief schürfende, oberflächlich gaukelnde, von Feindschaft, Neid, Ränken, Ver-

führung, Not, Rechtlosigkeit, Glanz, Anbetung, Liebe, Glück, Gold und Ruhm umlagerte Schauspielerleben als Zugehöriger kennen gelernt hat, der mag ihm nicht mehr entsagen.

Bald, wenn ich von hier fortgegangen bin, wo ich gedeckt von Freunden, im Besitz von Mitteln behaglich lebe, werde auch ich mitten im Kampf stehen, und es reizt mich, ihn aufzunehmen. Die Frage, was er mir bringen, was ich in ihm erleben, gewinnen, verlieren werde, beschäftigt mich oft. Ich weiß, daß ich ihn nicht unverwundet bestehen werde, und trotzdem regt sich in mir das Verlangen, die Sensationen, die mir das Ringen um die Höhe und um das tägliche Brot bereiten wird, kennen zu lernen.

Die einleitenden Schritte, von hier fortzukommen, sind getan. Die Agenten haben Repertoirs, Bilder und Ansprüche erhalten. Noch hat sich kein passendes Engagement gefunden, es ist auch noch früh in der Saison. Fort muß ich, wenn ich aufwärts will. Um Pauls willen tut mir mein Scheiden leid. Ich kann aber nicht anders. So lange er mich umschlungen hält, gehöre ich ihm, nur ihm und wünsche mir nichts Besseres. Doch wenn das vorüber ist, umschlingt mich meine Kunst, und mir will scheinen, als seien ihre Arme die stärkeren.

Ende Januar 1900.

Wochen der Sorge liegen hinter mir. Das ersehnte Engagement an eine große Bühne mit einer hohen Gage wollte nicht kommen, so lahm ich mir auch die Finger schrieb und so unermüdlich ich die Agenten bestürmte. Ich sei noch nicht lange genug beim Theater, um so hohe Ansprüche stellen zu können, schrieben sie mir. Engagements zu 250 und 300 Mark schickten sie mir mehrere, die habe ich aber nicht unterschrieben. Eins für 400 Mark war auch dabei, das wurde leider nicht perfekt,

so gern ich es auch schließlich gehabt hätte. Meine fünfhundert-Mark-Träume habe ich bald aufgeben müssen. Das bedeutet für mich die weitere Abhängigkeit von meinem Vermögen. Ich glaubte, die Summe, die ich noch besitze, unangetastet liegen lassen zu können für Zeiten der Not und das Alter. Das ist nun nicht möglich. Ich muß auch in der nächsten Saison noch Zuschuß haben. Meinen ursprünglichen Beschluß, fünftausend Mark auf jeden Fall als Rückhalt auf der Bank liegen zu lassen, führe ich aber durch, koste es, was es wolle.

Als ich schon fast verzagen und meinen jetzigen Direktor um Verlängerung des Vertrags bitten wollte (woraus übrigens sicher nichts geworden wäre) bin ich doch noch ganz leidlich untergekommen. Der Direktor des „Neuen Theaters" in X. war vor etwa zehn Tagen hier, um sich unseren jugendlichen Liebhaber anzusehen. Dabei hat er mich spielen sehen und mir durch Drenker einen Antrag machen lassen, den ich angenommen habe. Der Vertrag lautet auf drei Jahre, im ersten 300, im zweiten 350, im dritten 400 Mark Gage, wenn mich der Herr Direktor nicht schon nach dem ersten oder nach dem zweiten Jahre entläßt. Dazu ist er nämlich trotz des protzig klingenden dreijährigen Abschlusses berechtigt. Ich darf ihm aber nicht kündigen. Wenn ich während der dreijährigen Dauer des mit ihm vereinbarten Vertrages ein günstigeres Engagement bekäme, brauchte er mich nicht frei zu lassen. Das ist auch eine von den unerhörten, vor keinem Recht der Welt bestehenden Ungerechtigkeiten, die keinem anderen Stand geboten werden. Nur wir Schauspieler müssen uns ihnen fügen, weil sich unserer kein Gesetzgeber annimmt, und weil wir uns selbst unserer nicht annehmen oder nicht annehmen können. Denn die Sorge um das bescheidenste tägliche Brot nimmt unser ganzes Sinnen und Tun so vollständig in Anspruch, daß wir nur von einer Saison zur andern vorsorgen und um die Jahreswende froh sind, wenn wir wissen, wo wir

um die nächste Weihnachtszeit uns quälen, ärgern, bangen und kümmerlich ernähren müssen.

Paul hat mir wacker geholfen, meine Sorgen zu tragen, und sich alle denkbare Mühe gegeben, mir in dieser Zeit dann und wann eine Freude zu bereiten. Im Hintergrunde seiner schwarzen Seele hegte er wohl den Wunsch, ich möchte hier bleiben, als ich ihn aber auf Ehre und Gewissen fragte, was für meine Zukunft ersprießlicher sei, das Hierbleiben oder das Fortgehen, hat er bekannt, daß er das letztere für vorteilhafter erklären müsse. Und dabei wurden seine Augen feucht. Armer, lieber Mann, es ist doch nun mal nicht zu ändern, ich darf hier nicht einrosten. Und wir trennen uns ja nicht für immer. Im kommenden Juni und Juli spiele ich vier Wochen lang bei dem Direktor vom vorigen Sommer im Schauspielhause, und im Jahre 1901 ebenfalls. Beide Gastspiele habe ich Pauls wegen abgeschlossen, damit er nicht zu traurig über mein Scheiden ist. Und natürlich auch meinetwegen. Er ist doch mein liebster Herzensschatz.

Die Weihnachtstage waren recht anstrengend für mich. Nachmittags und abends Vorstellung an drei Feiertagen. Und keinen Pfennig Vergütung mehr als sonst auch. Der Weihnachtsabend, an dem das Theater geschlossen war, verlief traulich wie immer. Paul war ein paar Stunden bei uns und hatte die üblichen Rosensträuße gebracht. In der Nacht aber, als ich ihn beschenkte, hat er mir eine überreiche Gabe ganz heimlich umgehängt. Als ich am ersten Feiertag früh morgens aufstand und vor den Spiegel trat, entdeckte ich an meinem Hals ein feines Kettchen. An dem hing, in Platin gefaßt, ein einzelner leuchtender Brillant. Es ist ein reizendes, sehr graziöses Schmuckstück. Ich war ganz ratlos, da aber heutzutage keine gütigen Feen mehr in der Welt umherreisen und arme Menschenkinder beschenken, riet ich bald auf meinen Spitzbuben von Schatz. Und dabei wurde ich ärgerlich. Das Spenden so reicher Geschenke geht gegen unsere Ver-

abredung. Mittags habe ich ihm die Kette wieder gebracht in der festen Absicht, sie nicht anzunehmen. Er bat aber so lieb und bescheiden und wußte so viele ernste und drollige Gründe für die Berechtigung seiner Gabe anzuführen und mich so sicher über seine Vermögensverhältnisse zu beruhigen, daß ich nachgegeben habe. Ich wäre doch auch kein normal gebautes Weib, wenn ich mich über das prächtige, funkelnde Ding nicht gefreut hätte. Ich habe aber Paul das Versprechen abgenommen, mir niemals wieder etwas zu schenken außer Blumen und Bonbons. Daran kann er sich nicht bankerott kaufen. Mir war eben doch etwas unbehaglich zumute bei der Annahme des Brillanten, und einen Augenblick lang kam mir die unerquickliche Frage: will er dich für deine Liebe so belohnen? Freilich verwarf ich diesen Verdacht sofort, als ich in seine treuen, bittenden Augen blickte, ich will aber nicht unfrei werden vor ihm, und deshalb darf er solche Scherze nicht wiederholen. Und ich will auch nicht, daß mein Widerstand gegen die Zuwendung von Geschenken stumpf werde. Ich fürchte, das könnte geschehen, wenn ich mich von Paul öfter durch Bitten und Vorstellungen überreden ließe, Gaben anzunehmen.

Leider kann ich mein schönes Paul-Geschenk vorläufig nur heimlich tragen, denn Mutter darf nichts davon wissen.

Ende März wird unsere hiesige Haushaltung aufgelöst. Mutter zieht nach Langenstedt und wird dort in Johannes' Pfarrhause die beiden großen westlichen, jetzt leerstehenden Giebelzimmer und ein daneben liegendes kleines Schlafzimmerchen bewohnen. Für meine Ferienbesuche wird mir das helle freundliche Mansardenstübchen eingerichtet. Die übrigen Möbel werden einstweilen auf dem Hausboden untergebracht, bis ich einmal heirate, wie Mutter sagt. Liebe Mutter, ich fürchte, die Möbel werden sehr lange dort stehen.

Ich bin sehr zufrieden mit der Übersiedelung nach Langenstedt. Wir werden dort traulich und behaglich unter einem Dache

leben wie in früheren Jahren im Vaterhaus. Ich kehre in meiner Ferienzeit dort bei Mutter und Schwester ein und werde, um unabhängig zu sein und kein schmarotzender Kostgänger zu werden, mein Scherflein zum Haushalt beitragen. Ich glaube, ich werde dort nach dem Kampfleben im Beruf oft Erfrischung, Trost und neue Kraft finden. Für uns arme Komödianten ist es gut, im Falle der Not eine solche Zufluchtstätte zu kennen.

16. März.

Ich weiß nicht, warum ich vorhin mein Tagebuch aus dem Kasten genommen und aufgeschlagen habe, denn ich habe nichts Besonderes einzutragen.

In unserer Wohnung wird es langsam ungemütlich. Mutter fängt an einzupacken. Die kleinen Kunstgegenstände, Nippes, Stellrahmen, Deckchen, die die Zimmer behaglich machten, sind schon verschwunden. Vom Speise- und Trinkgeschirr steht nur noch das Notwendigste in den Schränken, und so geht es fort: jeden Tag verschwinden ein paar Stücke mehr vom Hausrat. Wir glaubten erst, bis zum 15. April, dem letzten Tage meines Engagements, wohnen bleiben zu können, das hat sich aber nicht einrichten lassen, da die Wohnung schon vom 1. April an weiter vermietet ist. So werde ich die letzten vierzehn Tage meines Hierseins in einer Pension hausen.

Paul zieht am 27. März aus. Am Tage darauf verlassen auch wir das Haus, da die Möbel für Langensiedt verladen werden. Mutter reist sofort dahin ab.

Eine sehr freundliche Überraschung hat uns Paul neulich noch bereitet. Eines Abends, als ich im Theater war, hat er mit Mutters Einverständnis durch seinen Freund Doktor Rottmann, einen hiesigen Arzt, Blitzlichtaufnahmen von allen unseren Zimmern machen lassen und sie uns in hübschen Mappen überreicht.

Nicht nur weil sie von ihm kommen, werden mir diese Blätter liebe Erinnerungen vermitteln. In den Stuben, die sie zeigen, habe ich wohl die bedeutungsvollste Zeit meines Lebens zugebracht. In ihnen habe ich gearbeitet für mich und andere und an mir selbst, in ihnen gekämpft um die Verwirklichung von Lebensplänen gegen viele Widerwärtigkeiten, in ihnen gerungen mit den Leidenschaften und Fehlern in mir. Und Sieg und Niederlagen wechselten. Wenn ich heute rückwärts schaue auf mein Leben der letzten Jahre, seitdem wir hierher zogen, so scheint mir, ich hätte mehr Niederlagen erlitten als Siege erfochten. Und dennoch oder eben deshalb habe ich mich in dieser Zeit vorwärts entwickelt, bin mir meiner Pflichten und meiner Bestimmung als Mensch und Weib bewußt geworden, habe erfahren, daß das Leben mehr trübe als heitere Tage bringt, und gelernt, sie zu ertragen; habe begriffen, daß nur rastlose Arbeit für uns und an uns bergan führt, daß wir zur Wegbahnung unsere beiden Ellenbogen kräftig brauchen müssen, daß für zarte Gefühle im Lebenskampfe wenig Raum und Zeit bleibt, und daß wir Hilfe und Beistand nur aus uns selbst, niemals aber aus der überirdischen Welt erwarten dürfen.

Erkenntnis gewinnen wir immer auf Kosten unserer sorglosen Glückempfindungen. Wenn die Kritik ein Zug unseres Wesens wird, ist es vorbei mit der unbekümmerten Lebensfreude. Das einfache, herzwarme Mädchen, das vor Jahren in dieses Haus zog, war dem heiteren göttlichen Urbilde der Menschheit ähnlicher, als das komplizierte, kampfgewohnte, kühl wägende, leidenschaftlich begehrende Weib, das es in wenigen Tagen verlassen wird. Nach den Jahren der Kindheit werden wir mit jedem Tage ärmer an Gütern des Herzens und der Seele. Such is life. — — —

Langenstedt, Mitte Mai.

Baumblüte in allen Gärten, und aus jedem Busch und Strauch jubelt ein Danklied für die neue Schöpfung der Welt und das Wiedererwachen der Liebe. Wenn ich vom Mühlberge auf das Landstädtchen hinabschaue, liegt es da, wie in weiße und rosige Wolken gebettet. Und umgeben ist es von junggrünen Wiesen und braunen Feldern und in weiterem Kreise von gelbgrünen Birken und Buchen und schwarzem Nadelholz. Alles ist freundlich, und das Leben ruhig und sinnig. Ich laufe viel durch Feld und Wald und atme den herben, kraftsatten Erdgeruch, den würzigen Hauch der Fichtengehölze, den zarten Frühlingsduft des jungen Laubes und freue mich an dem brünstigen Sprießen und Blühen. Wenn ich hier eine Aufgabe zu erfüllen hätte, einen Garten anzubauen, ein Feld zu bestellen, einen Wald zu pflegen, möchte ich wohl immer hier leben.

Das Haus ist voll hellem Kinderjauchzen, emsiger Menschen nützlicher Arbeit, wohltuender Ordnung und glücklicher Sorgenfreiheit. Johannes ist, seitdem er dem schwärzlichen väterlichen Einfluß entrückt ist, ein neuer angenehmerer Mensch geworden an der Seite seiner schönen, mütterlich heiteren, gleichmäßig froh gelaunten Gattin. Er kann jetzt derb lustig sein und manchmal lachen wie ein übermütiger Student. Er geht in der Woche ein paarmal mit den Honoratioren des Ortes zum Bier und ist, alles in allem, aus einem unfröhlichen Mucker ein frischer jugendlicher Mann geworden. Auch seine Predigten sind jetzt auf einem menschenfreundlicheren Ton gestimmt. Früher verspeiste er immer einige Sünder auf der Kanzel und schalt und donnerte gegen die Verdorbenheit der Welt, daß seine Gemeinde sich Watte in die Ohren stecken mußte. Jetzt predigt er Liebe und Geduld und milde Erziehung zur Besserung.

Die Leute hier wollen es so haben; sie konnten seinen

Philippiken keinen rechten Geschmack abgewinnen. Da der erste Geistliche der Gemeinde ein alter Herr ist, der sich in ein paar Jahren emeritieren lassen wird, und da Johannes gern in seine Stelle einrücken möchte, hat er sich den Ansprüchen der hiesigen Leute an eine Predigt angepaßt. Man arbeitet eben auch in diesem Geschäft auf Bestellung. Wenn er die erste Stelle wirklich bekommen sollte, so wird er es nach meiner Beobachtung besonders seiner Frau zu verdanken haben. Es ist beispiellos, wie dieses Menschenkind in der Gemeinde geliebt wird. Und diese Liebe ist verdient. Anna erscheint überall, wo ein mildes liebes Wort, eine weiche hilfefreudige Hand gebraucht wird, und sie ist glücklich dabei.

Die beiden Kinder sind gesunde, lustige rosige Kerlchen, die Großmutter und Tante den lieben langen Tag plagen. Und auch das ist schön und wohltuend.

Wenn freilich abends die Theaterstunde kommt, dann reißt und zerrt es an mir, dann werde ich unruhig und friedlos, dann verliert die Behaglichkeit des Hauses ihren Zauber, dann streife ich am liebsten noch eine Stunde lang mit starken Schritten durch die stillen Straßen.

Und die Nächte sind oft voller Qual. Ich sehne mich nach meinem Schatz und weiß nicht, ob die Seele oder der Leib begehrlicher nach ihm verlangt.

Der Abschied von Paul war in der Gewißheit des baldigen Wiedersehens schmerzlos und ruhig. In vier Wochen bin ich wieder bei ihm.

Langenstedt, Anfang August.

Vor vierzehn Tagen bin ich von meiner Gastspielreise zurückgekommen. Es war eine Zeit glücklicher Schwärmerei, sicheren Liebebesitzes, maßvoller Befriedigung zärtlicher Wünsche, ernster, fördernder Arbeit. Ich war für den Ibsenzyklus ver-

pflichtet, der »Nora«, »Gespenster«, »Hedda Gabler«, »Frau vom Meer«, »Stützen der Gesellschaft« und »Wenn wir Toten erwachen« umfaßte. Mit Pauls Hilfe und Unterweisung habe ich mich tief in den Reichtum Ibsenscher Charakterzeichnungen hineingewühlt und viel Gewinn für meine Kunst und Zukunft eingeheimst. Der Erfolg vor Publikum und Kritik war bedeutend und durch die ganze Zeit anhaltend.

Ich habe Paul erlaubt, mich zu Weihnacht in X. zu besuchen. Wie gern ich es ihm erlaubte! Wenn er mich nicht darum gebeten hätte, würde ich ihn wahrscheinlich eingeladen haben. Die neue Gewißheit, uns bald wiederzusehen, machte mir den Abschied leicht. Er freilich war tief bekümmert. Das tat mir leid und machte mich glücklich zugleich. Wie hat er mich doch so lieb. Weihnacht und noch oft, oft will ich es ihm lohnen.

X. 16. Oktober 1900.

In der tiefen Nacht bin ich aufgestanden. Irgend etwas ließ mich nicht schlafen: eine Sorge, eine Sehnsucht, eine Hoffnung, die meinen Tag erfüllen und belasten. Ich kenne hier niemand, mit dem ich sie teilen, dem ich sie nur mitteilen könnte. Ich bin so einsam, wie nie zuvor in meinem Leben. Das schafft mir manche bittere Stunde. Ich brauche nicht viel Gesellschaft, aber ein paar Menschen möchte ich immer haben, mit denen ich über manches, was mich bewegt und was mir begegnet, rückhaltlos und vertraulich und in der Gewißheit der Teilnahme der anderen reden kann, wenn ich mag. Meine tiefsten Schmerzen, höchsten Wünsche, heimlichsten Sünden, stärksten Gefühle erzähle ich mir selbst in diesem Buch, aber es gibt so vieles andere, was weniger ernst und doch noch ernst genug ist, um mit anderen darüber plaudern zu mögen, sich von ihnen beraten oder trösten zu lassen. Das fehlt mir hier. Früher besaß ich dieses Glück

— denn es ist ein wirkliches seltenes Glück — und damals habe ich es oft nicht beachtet. Jetzt aber und seitdem ich hier in allen Straßen keine vertraute Seele finde, verstehe ich seine Wohltat.

Und wie bin ich doch so stolz und zuversichtlich und selbstbewußt vor vier Wochen hinausgefahren ins Leben! Da draußen wuchsen die Lorbeeren und die goldenen Äpfel! Das wußte ich bestimmt und sah es vor mir und brauchte nur zu kommen und zu pflücken, und hinter mir blieb die Bedeutungslosigkeit, der Alltag.

Es ist anders gekommen als ich wähnte. Um mich ist immer Alltag, und meine kleine, auf das Weichbild dieser Stadt beschränkte Provinzbedeutung hat wohl nicht viel zu sagen. Ich habe schöne Erfolge errungen, das ist wahr. Publikum und Presse haben mich anerkannt, meine Stellung als Darstellerin ist gefestigt. So weit könnte ich zufrieden sein. Es ist aber zu viel um mir und in mir, was diesen Gewinnen Gegengewichte bietet. So empfinde ich sehr schmerzlich die Mangelhaftigkeit meiner nächsten häuslichen Umgebung. Ich war verwöhnt. Wir wohnten gewiß einfach, aber alles vom Hausrat war gediegen, gepflegt, sauber, wurde von liebevollen Händen mit einfachen Mitteln geschmückt und gehoben und war von tausend lieben Erinnerungen verklärt. Daheim war immer alles fertig, geordnet, bei der Hand. Hier muß ich um jeden Handgriff, um die geringste Besorgung und die notdürftigste Ordnung und Regelmäßigkeit rufen, befehlen und schelten. Es hat Mühe gekostet, meine Wirtin einigermaßen zu dressieren. Und ich habe doch lange gesucht, bis ich diese Wohnung bei den Schulmeistersleuten mietete. Ich sagte mir: sie wollen zur Klasse der gebildeten Menschen gehören, also werden sie wohl einen Funken Haushaltungsstolz besitzen. Als ich in der ersten Zeit manchmal um Ordnung und Reinlichkeit zu klagen hatte, sagte mir die Wirtin ganz naiv, sie hätte nicht geglaubt, daß eine Schauspielerin so penibel sein könne.

Ich habe Wohnzimmer, Schlafzimmer und ein kleines Gelaß für meine Toiletten, und muß einschließlich des mäßigen Frühstücks sechzig Mark dafür bezahlen. Viel Geld! Mein Vorgänger in der Wohnung, ein Bankbeamter, hat nur fünfzig Mark dafür bezahlt, wie mir das Dienstmädchen sagte. Wahrscheinlich hat der Schulmeister gedacht: Schauspielerinnen verdienen viel und leicht und haben immer zahlende Freunde. Ich wollte nicht handeln, habe den Leuten beim Mieten gesagt, daß ich den Preis sehr hoch fände, daß ich ihn aber bezahlen wolle in der Erwartung tadelloser Bedienung und Sauberkeit. Wegen der vielen Toiletten und der geistigen Arbeit zuhause müssen wir Künstlerinnen etwas weitläufig wohnen. In engen Räumen werden die Kleider zerdrückt und verdorben, und ein Studierzimmer müssen wir auch haben.

Wirklich wohlgefühlt habe ich mich in meinen Zimmern noch keine Stunde und bin fast lieber im Theater als daheim. Alles was hier um mich herum steht und hängt, erscheint mir häßlich und ist mir fremd. Zu keinem einzigen Stück habe ich eine persönliche Beziehung. Dazu kommt das Bewußtsein, daß der ganze Kram andern Leuten gehört, das Gefühl einer gewissen Abhängigkeit von ihnen als den Wohnungsinhabern, die Gewißheit, neugierig beobachtet zu werden, die Einsicht, daß ich in jeder anderen Wohnung dieselben Mängel treffen würde. Das alles stört mein Behagen und raubt meinem Wohnen die Gemütlichkeit. Wie war das früher so ganz anders! Wie freute ich mich da, wenn die Proben und Vorstellungen zu Ende waren und ich heimlaufen konnte zu Mutter und Paul in unsere traulichen Stuben!

Trotzdem bin ich viel daheim. Mittags esse ich wohl im Theaterrestaurant, aber das Abendbrot nehme ich nach der Vorstellung zu Hause. Die Nachmittage gehören der Arbeit. Ich habe keinen Anschluß in der fremden Stadt, und mit der Kollegen-

schaft bin ich nicht intim genug, um mich mit ihnen nachmittags im Kaffeehaus und abends in irgend einem Restaurant zusammen zu setzen.

Die komische Alte, die sich mit mir und der Sentimentalen zusammen in derselben Garderobe anzieht, hat mich schon ein paarmal aufgefordert, nach der Vorstellung mit ihr zu gehen, sie verkehre in einem Kreis sehr vornehmer Herrschaften, die sich freuen würden, mich kennen zu lernen. Ich habe abgelehnt. Später erfuhr ich, diese vornehmen Herrschaften seien einige reiche Herren, denen die wackere Dame die jüngeren weiblichen Mitglieder des Ensembles zuzuführen versuche.

Meine Stellung am Theater war in der ersten Zeit und ist heute wieder eine ganz andere als in meinen früheren Engagements. Dort galt ich immer als die Protegée des ersten Journalisten der Stadt und als die Verwandte einiger Männer, die in der Bürgerschaft viel galten. Der wohltuende Schutz Pauls wirkt leider nicht bis hierher. Das spürte ich schon bei meinem Vorstellungsbesuch im Büro. Ich wurde vom Sekretär und vom Direktor behandelt, wie eben wir Schauspielersleute behandelt werden: als notwendige, Geld kostende Übel, die man leider nicht durch Marionetten oder Automaten ersetzen kann. Wenn es möglich wäre, würden diese Herren ihre Theater am liebsten ohne Künstler betreiben, genau so, wie mir Paul von den Zeitungsverlegern erzählte, die ihre Blätter am liebsten ohne Redakteure redigieren möchten.

In Hoheit und Unnahbarkeit trat mir der Direktor entgegen. Der Kaiser von China kann seinen letzten Untertan nicht majestätischer empfangen. Es war sehr komisch. Er ist ein höchst unvollkommen gebildeter Mann mit mangelhaften Manieren, der früher Handelsgehilfe war und schon ein paar böse Pleiten hinter sich hat. Und dennoch diese Erhabenheit. Oder vielleicht ebendeshalb. Seine direktoriale Gnaden sprachen nur wenige Worte

im Flüsterton mit mir, drückten den Wunsch aus, ich möchte hier Erfolge haben, äußerten die Hoffnung, ich werde seine Erwartungen erfüllen und befahlen mich für den nächsten Vormittag zur Probe.

Dort ging es nach einer sehr steifen und förmlichen Vorstellung der Mitglieder untereinander, die der Direktor besorgte, ungemein gemessen zu. Das war wieder sehr komisch. Die Leute benahmen sich, als sei die Bühne ein fürstlicher Audienzsaal und als hätten sie zeitlebens Hofluft geatmet.

Die erste Probe, eine Arrangierprobe zu »Wenn wir Toten erwachen«, verlief sehr förmlich, eifervoll und anständig. Ich amüsierte mich königlich darüber, wußte ich doch, daß schon nach ein paar Tagen das bißchen Firnis abgewaschen sein würde. Genau so kam es denn auch. In der dritten Probe verkehrten sie schon in der gewohnten Formlosigkeit, Vertraulichkeit und Handgreiflichkeit mit einander, tauschten pikante und berufliche Erinnerungen aus, priesen das letzte und schimpften auf das gegenwärtige Engagement, erzählten die unglaublichsten Phantasien über frühere Erfolge da und dort, renommierten gewaltig mit ihren Aussichten und Anträgen an die größten Bühnen, versicherten emphatisch, daß ihnen die Kündigung im Probemonat vollständig gleichgültig sei, da sie bei ihrem Können immer wieder an einem ersten Theater unterkommen würden, kritisierten den Direktor und die Regisseure, die selbstverständlich viel weniger verstehen als sie selbst, wünschten diese oder jene Rolle in den nächsten Wochen zu spielen, um den Leuten zu zeigen, was sie können, räsonierten auf das Publikum dieser Stadt, das so kalt sei und im Theater anscheinend auf seinen Händen sitze, regten sich über die Rollenverteilung auf, die den talentlosen Rivalen begünstige und die eigene bedeutende Kraft übergangen habe, und liefen allesamt in das Büro, um sich Vorschuß zu holen. Kurz, sie benahmen sich, wie Schauspieler sich immer benehmen:

großsprecherisch, unzufrieden, sich selbst verkennend, intrigant, neidisch, sanguinisch, ehrgeizig, unwirtschaftlich, sorgenvoll und launenhaft.

Das Eingewöhnen in ein neues Engagement fällt keinem Mitglied schwer, das schon ein paar Jahre beim Beruf ist. Denn im Grunde genommen wickelt sich der Theaterbetrieb überall in derselben Weise ab. Überall kommen wir mit Leuten von ziemlich gleichartigen Charaktereigenschaften zusammen, überall hin nehmen wir alleſamt mit uns dieselben Forderungen und Hoffnungen, in jedem neuen Engagement treffen wir die gleichen Lasten und Leiden, die wir im vorigen hinter uns gelassen zu haben glaubten, und müssen wir die paar kargen Freuden mühsam aufsuchen, denen zu begegnen uns schon früher Entsagung und Bescheidenheit kostete.

In den ersten vierzehn Tagen herrschte im Ensemble eine gewisse Neugier, welcher von den jüngeren Damen der Direktor seine Gunst zuwenden werde und ob die betreffende die Werbung annehmen würde. Er beweibt sich immer innerhalb seines Personals und hat bisher auch noch stets ein williges Weiblein gefunden. Seine vorjährige Liebste ist von ihm nach einem besseren Engagement abgeschoben worden, er war also wieder ledig. Einige von den Damen warteten auf den Antrag, das sah man ihnen förmlich an. Er hat allerdings auch unleugbare Vorteile im Gefolge. Es ist möglich, daß der Theaterpascha seine Favoritin, wenn er dauernden Gefallen an ihr findet, ein paar Saisons lang behält, und in dieser Zeit ist sie unsere alljährliche Sorge um das Engagement für den kommenden Winter los. Außerdem wird er sie natürlich alles spielen lassen, was sie nach ihrer Begabung oder auch nach ihrer Einbildung spielen zu können glaubt.

Frau Flex sprach eines Abends über die zukünftige Kebsdirektorin und meinte dabei zu mir:

„Entweder verfällt der Alte auf Sie oder auf die Friederizi. Ich kenne seinen Geschmack."

„Ich verzichte auf seine Gunst," sagte ich.

„Wenn in Ihrem Kontrakt die Kündigung gestrichen ist," sagte sie, „und wenn es Ihnen gleichgültig ist, ob Sie in der nächsten Saison hier oder anderswo spielen, können Sie sich den Luxus des Verzichts ja leisten. Andere haben es nicht so gut."

In meinem Vertrag war die Kündigung damals noch nicht gestrichen, ich mußte immer noch fürchten, während der ersten vier Wochen den blauen Brief zu bekommen. Mir war darum sehr unbehaglich zumute. Ein Verhältnis mit dem Direktor kam für mich nicht in Frage. Woher aber um diese Zeit wieder ein besseres Engagement bekommen, wenn ich von hier fortgehen mußte? Ich sann auf Mittel und Wege, mir schnell die Kündigung streichen zu lassen und wußte zugleich, daß ein Direktor diese Zuchtrute nur in wenigen besonderen Fällen, zum Beispiel bei der uneingeschränkten Anerkennung eines Mitgliedes von Publikum und Kritik, oder bei eigenem Gefallen an einer Künstlerin aus der Hand gibt. Ich hatte mit der Irene in »Wenn wir Toten erwachen« einen vollen Erfolg errungen. Das Publikum, das sich in seiner Begriffsstutzigkeit wohl mehr an das rein Gegenständliche als an das Symbolische des Stückes gehalten hatte, überschüttete mich bei jenem ersten Auftreten mit Beifall, und die Kritik stimmte ein volltöniges Lob an, das auch nicht eine Disharmonie enthielt. Ich spielte in meiner damaligen resignierten Heimwehstimmung ein wenig mich selbst. Daher wohl der starke Eindruck auf die Zuschauer. Leider dachte ich damals nicht daran, mir die Kündigung streichen zu lassen. Es wäre wohl möglich gewesen, denn der Direktor war sehr befriedigt über den günstigen Anfang der Saison.

Drei oder vier Tage war ich nach der Kennzeichnung des direktorialen Geschmacks durch Frau Flex in großer Sorge und

beobachtete ängstlich die Blicke und Worte, die der Gewaltige mir widmete. Dann kam die Aufführung der »Roten Robe«, in der ich die Yanetta spielte und damit — was nicht sehr schwer ist — wieder einen glatten Erfolg errang. Als am Tage nach der Vorstellung die durchweg guten Kritiken erschienen waren, ging ich damit zum Direktor und ließ die Kündigung in meinem Vertrag streichen. Er fühlte sich anscheinend ein bißchen überrumpelt, als ich ihm den Kontrakt glatt auf den Schreibtisch legte und mit dem Zeigefinger auf die gefährliche Bestimmung wies.

„Ist es denn so eilig?" fragte er, um überhaupt etwas zu sagen, und hatte dabei schon den Federhalter zu dem entscheidenden Strich in der Hand.

Übrigens war meine Sorge wohl überflüssig gewesen. Unser Brotgeber scheint schon in den ersten Wochen entschlossen gewesen zu sein, seine Huld der brandrothaarigen oder gefärbten, spinnengliederigen Friederizi zuzuwenden, unserer schon ein wenig reifen und in allen nebenberuflichen Künsten, die von uns Schauspielerinnen verlangt werden, wohl erfahrenen Naiven.

Meine dritte große Rolle war die Zaza. Mir graute, als ich eines Tages erfuhr, das Stück solle gegeben werden, denn ich wußte, daß die Ausstattung der Rolle mit Kleidern einen artigen Teil meines Reservefonds kosten werde. Ich erinnerte mich der Norne, die die »Zaza« vor zwei Jahren gab, und die dazu von ihrem Bierbrauer für ein paar tausend Mark Toiletten bekam. Bisher hatte ich recht angenehm billig arbeiten können und war noch nicht ein einziges Mal auf der Bank gewesen um mir Geld zu holen. Die Irene und die Yanetta waren beide sehr bescheiden angezogen. Wenn doch alle Dichter so sparsam schrieben, wie viel mehr tugendhafte Schauspielerinnen gäbe es dann und wie viel weniger Elend.

Direktion und Regie stellen hier ganz unvernünftige For-

derungen an unseren Toilettenaufwand, die sich noch weniger als anderswo in einem gerechten Verhältnis zu der Höhe der Gagen bewegen. Die liebliche Klausel der Verträge, nach der wir bei der Anfertigung der Toiletten und Kostüme die Vorschriften der Regie befolgen müssen, wird hier rücksichtslos gehandhabt. Stoffe, Farbe, Schnitt, alles wird bestimmt. Woher wir das Geld für die Fetzen nehmen, danach fragt kein Regisseur, sie müssen aber zur Generalprobe da sein. Fräulein Plucke, unsere Sentimentale, hat sich neulich bei dem Direktor über die kostspieligen Anordnungen des Herrn Oberregisseurs in Toilettenfragen beschwert und ihm gesagt, daß sie das Geld dafür nicht aufbringen könne. Der Ehrenmann hat ihr geantwortet: Liebes Fräulein, Sie sind ein so hübsches Mädchen und in X. laufen hundert reiche Kavaliere umher, die sich nichts Besseres wünschen, als die Schneiderrechnungen für Sie bezahlen zu dürfen.

Was soll man dazu sagen? Der Kerl verdiente, daß man ihm in das Gesicht spiee. Aber das geht leider nicht, denn es wäre ein Grund zu sofortiger Entlassung. Fräulein Plucke, die wirklich ein hübsches Mädchen ist, hat später einen von den hundert reichen Kavalieren gefunden.

Als ich hierher reiste, hatte ich mir fünfzehnhundert Mark mitgenommen. Danach blieb auf der Bank in der Heimat nur noch ein unantastbarer Notgroschen von fünftausend Mark liegen, und der wird sicher nicht angegriffen. Die fünfzehnhundert Mark habe ich hier bei der Kreditbank deponiert, und dort ruhten sie unberührt, bis mir die Rolle der »Zaza« zugeschickt wurde. Nachdem ich mit dieser meinen dritten unbestrittenen Erfolg errungen hatte, lagen auf der Bank nur noch elfhundert Mark. Noch ein paar solcher Rollen und ich bin am Ende meiner Mittel und kann ..... Herrgott, was soll dann nur werden!?

Paul schrieb mir neulich in seiner zarten bescheidenen Art über den Geldpunkt. Ob die Ansprüche hier groß seien, ob ich

mit meiner Gage auskomme, wollte er wissen. Und redete allerlei hin und her von einem Bankdarlehen, falls ich nicht reiche mit meinen Einkünften. Er wolle sich für mich verbürgen, dann bekäme ich es gewiß, und ich sei doch eine sichere Schuldnerin, da ich sehr bald sehr hohe Gagen beziehen werde. Es klang alles ein bißchen naiv und hinter dem großen Wortreichtum stand deutlich die Aufforderung zu lesen: sag mir's wenn du Geld brauchst. Alles was ich besitze, gehört dir!

Nein, mein lieber Paul, mein Gläubiger oder auch mein freigebiger Mäzen kannst du nicht werden. Ich möchte nicht, daß mir noch einmal die peinlichen Gedanken kämen, die mich befielen, als du mir den Brillanten umgehängt hattest.

Seit der »Zaza« habe ich ein paar andere Rollen gespielt, die mein Bankguthaben abermals vermindert haben, und in den nächsten Wochen werden »Fall Clemenceau« und »Fromont jr., Risler sen.« gegeben. Später sollen einige Sardous, Cyprienne, Fernande drankommen. Wir arbeiten hier stark mit Franzosen. Außerdem sind verschiedene Novitäten angekündigt worden. Das kann gut werden.

Ich habe mich neulich bei dem Oberregisseur im Scherz über die vielen kostspieligen Rollen beschwert, und der antwortete mir:

„Die spielen wir alle Ihretwegen, um Ihnen Gelegenheit zu geben, sich vorteilhaft rauszustellen. Sie sind in Ihrer pikanten Schönheit und Eleganz eine ganz ausgezeichnete Darstellerin solcher Sachen. Nur ein bißchen lasterhafter müssen Sie noch werden."

Danach bin ich also selbst schuld, wenn ich mir in ein paar Monaten die letzten Groschen von der Bank holen muß. Und was dann?

Aber nein, nein! Es muß einen Ausweg geben. Das gute Engagement mit der zureichenden Gage muß kommen, ehe meine Mittel aufgebraucht sind. Ich kann und leiste viel, ich finde so

viel uneingeschränkte Anerkennung, also muß es bald vorwärts gehen.

Wozu besteht denn überhaupt diese Art von Theatern, wie das unsere, das an mindestens zwanzig Abenden im Monat keine moralische Anstalt, keine Schule der Sitten ist? Wenn es heute verschwände, würde das Kulturleben dieser Stadt nicht nur nichts verlieren, es würde sogar gewinnen. Also muß es wohl da sein, um dem Direktor ein recht mühelos erworbenes stattliches Einkommen zu verschaffen, um den faulen, dummen satten Bürgerweibern im Parkett die neuesten Moden an lebendigen Figurinen vorzuführen, um genußfrohen Kavalieren einen bequem zu prüfenden Fleischmarkt zu bieten. Weiter kann ich keinen Grund für sein Bestehen entdecken. Warum geben die Behörden so viel Theaterkonzessionen aus, da sie doch ganz genau wissen, daß so ziemlich jedes neu eröffnete Privattheater bei den geringen Mitteln, die es für Gagen aufwendet, eine Stätte verschleierter Prostitution, grausamen Seelenelends, bitterster Leibesnot ist!?

Ich finde keine Antwort auf die hundert Fragen nach dem Grunde dieses Jammers, ich weiß nur, daß ich an der Unmöglichkeit helfen zu können, an der Unmöglichkeit auch mir selbst helfen zu können, entsetzlich leide.

Und die anderen, die Mächtigen, die Regierenden, die helfen könnten, die tun es nicht, denen rührt unsere Trübsal nicht ans Herz, obgleich sie jahrein, jahraus sie beobachten; die erfüllt kalte Gleichgültigkeit über unsere Schmerzen. Wir sind ja nur Komödianten! — —

Ende November.

Seit ein paar Wochen lebe ich geselliger, verkehre ich auch außerhalb des Theaters häufig mit den Kollegen. Die Einsamkeit in meinen vier Wänden fing an, mich trübselig und welt-

feindlich zu stimmen. Das fortwährende Berechnen des Tages, an dem ich die letzten Groschen meines Reservefonds aufgebraucht haben würde, das ewige Grübeln über die Wege der Zukunft nahm mir Schaffenslust und Lebensmut. Ich trage nicht allein Sorge um die Beschaffung meines äußeren Handwerkzeuges, um die Erhaltung der Anständigkeit und Frauenwürde, um den Aufstieg der Laufbahn, alle die anderen, die neben mir arbeiten, haben sich mit denselben Plagegeistern herumzuschlagen und finden sich anscheinend leichter mit ihnen ab, als meine Schwerfälligkeit, meine bürgerlichen Anschauungen von Ehrbarkeit. Ich wollte kennen lernen, mit welchen Erwägungen, Hoffnungen, Gründen, Listen sie die hundert ernsten und grauenvollen Gedanken über unser künstlerisches und menschliches Leben, die an jedem neuen Morgen mit uns aufstehen, empfinden, lösen und verscheuchen. Ich wollte sie fragen: wie ertragt ihr dieses Leben?

Frau Flex, die erfahrene Priesterin aller Freuden und Genüsse predigt in unserer Garderobe an jedem Abend über das Thema: freut euch des Lebens, kümmert euch nicht um das Naserümpfen der billigen, unangefochtenen Wohlanständigkeit, sucht von den Vergnügungen der Welt so viel zu erhaschen, als eure Gesundheit verträgt. Als Schauspielerinnen geltet ihr samt und sonders für lädierte Tugenden, warum also wollt ihr vor euch selbst etwas besseres sein, als was die Welt von euch glaubt? Das bringt euch nur Hunger und Kummer ein, und die weniger schwerfälligen Kolleginnen schnappen euch, bis ihr zur Besinnung kommt, die besten Brocken weg.

„Runter mit der alten filzigen Spießbürgerpelle, sage ich euch! Die ist zu eng für uns Schauspielerinnen, und eine neue dehnbare Haut angezogen, eine Haut und ein Gewissen. Nur so kommen wir weiter und kriegen auch etwas von den Herrlichkeiten der Delikatessenläden."

Und ein andermal dozierte sie: „Tugend!? Das ist ein ganz netter Luxusartikel für wohlhabende beschränkte Bürgermädchen, die in Ruhe und Behaglichkeit auf den Mann warten, dem sie außer dieser Tugend und den paar vom Vater zusammen gescharrten blauen oder braunen Lappen nichts mitbringen. Aber für uns ist sie ein überflüssiger Ballast, eine Bürde, von der kein Mensch glaubt, daß wir sie nicht schon längst abgeworfen hätten."

„Und ein Joch ist sie, das uns schwerfällig, schwerblütig, unlustig und ungraziös macht. Vor der Welt gilt unsere Tugend höchstens als ein alberner Witz. Wenn ihr hinausgeht und erzählt, ihr seid noch unschuldig, lachen die Leute über die Zumutung, diese märchenhafte Behauptung glauben zu sollen. Das mag ja für manche traurig sein, aber schließlich ist es ganz gleichgültig. Vergessen werden wir alle, ob wir sittsam waren oder lasterhaft, und die Tugendhaften werden es eher als die Sünderinnen, an die doch wenigstens ihre Liebhaber später noch in dankbarer Erinnerung schöner Stunden denken, besonders wenn sie langweilige Frauen bekommen haben."

Fräulein Plucke brachte neulich einen hübschen kleinen Brillantring mit, den sie von ihrem Verehrer bekommen hat. Frau Flex wertete das Geschenk mit äußerster Geringschätzung: „Das armselige Ding hast du angenommen und freust dich womöglich noch darüber? Wie seid ihr Mädels doch so dumm! Ein Rittergut oder wenigstens ein vierstöckiges Zinshaus müßte mir der reiche Kerl verschreiben, wenn ich du wäre. Aber so seid ihr: ihr kost und schwärmt und seid bescheiden und wißt euch nicht einzuschätzen. Ihr nehmt Kupfer, wo ihr Gold haben könntet, und das alles, weil das verfluchte Sklavenleben, das wir am Theater führen, weil das verdammte Gefühl der Unnötigkeit, der Überflüssigkeit, der Ersetzlichkeit, das immer tiefer in uns kriecht, je länger wir beim Bau sind, uns das Vertrauen

auf die Wirksamkeit unserer Person und auf die verführerische Kraft unserer Reize raubt. Und dabei ist die Bühne, auf der wir jeden Abend stehen, der wundervollste Ausstellungsplatz für unsere Schönheiten, Liebenswürdigkeiten, Pikanterien, Sentimentalitäten, Leidenschaften, Laster, Tugenden, kurz für jede Ware, die gefühlvolle, oberflächliche, naive, raffinierte und übersättigte kauflustige Kavaliere begehren. Wie die lüsternen urteilslosen Backfische und die dummen, geilen Bürgerweiblein in unseren Helden und Tenören die Egmont, Carlos, Romeo, Lohengrin, Troubadour und andere Gestalten anhimmeln und von ihnen in die Betten gehoben sein möchten, so wollen die zahlungsfähigen männlichen Genießer durch uns einmal mit dem Gretchen, der Messalina, der Cesarine, der Hanne, der Nana und den anderen mehr oder weniger angenehmen Damen, die wir spielen, ein Nächtchen zubringen. Wenigstens glauben sie in der ersten Zeit an den Trug, bis unsere eigene dürftige Menschlichkeit durch die Maske bricht. Und auf den Leim kriechen sie alle! Das Rampenlicht blendet auch die schärfsten Augen."

„Darum heißt es für ein kluges Mädchen: Auswahl treffen und sich nicht dem ersten, der kommt, an den Hals werfen. Vor allem aber dürft ihr das Herz nicht mitreden lassen, denn das redet bei den Käufern auch nicht mit. Und nachher, wenn ihr einen gefangen habt, sich rar machen, nichts verschenken! Er muß immer wieder kaufen. Und schnappt er ab, schadet es nichts. Es kommen ihrer andere und immer bessere. Denn das unterscheidet uns vorteilhaft von den Bürgerweibern: wir werden um so leidenschaftlicher begehrt, je bestimmter die Männer wissen, daß wir zu haben sind, daß dieser Freund oder jener Bekannte die hübsche fesche, elegante, kalte, kostspielige, kluge, talentvolle Schauspielerin X. oder Y. besessen hat. Die möchte man auch besitzen, koste es, was es wolle. Die Eitelkeit packt die Herrchen der Schöpfung, und unter ihrer Fuchtel begehen sie die tollsten

Dummheiten, schenken die dicksten Brillanten, unterschreiben die höchsten Wechsel. Die Eitelkeit müßt ihr wecken."

„Als Preis des Wettlaufes vieler müßt ihr euch aussetzen! Das ist eure Aufgabe, und sie ist spielend zu erfüllen, so lang ihr dem erfolgreichsten Kuppelinstitut angehört, das der Witz der erleuchtetesten Geister geschaffen hat, — der Bühne. Benutzt sie, so lange ihr jung seid! Ihre Kuppeldienste müßt ihr ja doch mit den Talern bezahlen, um die eure Gage für die Bestreitung eurer Lebensbedürfnisse zu niedrig ist. Also seht zu, daß ihr euch anderswo schadlos haltet. Ändern werdet ihr unser Leben nicht, das ein hundertjähriges gedankenfeines Raffinement nach und nach so eingerichtet hat, wie es nun in Vollendung dasteht. Die Bühne und die Dichter stellen euch vorteilhafter heraus als Schmuck, Sammet, Seide, Geist, Gold, Tugend, Schönheit, Charme, Prunkgemach, Seidenboudoir und Spitzenbett die Frauen der anderen Stände jemals präsentieren können. Die Bühne und die Dichter zeigen euch in jedem geistigen, seelischen und sittlichen Kleid, das ihr anzuziehen die Lust habt, sie bereiten euch damit einen Markt, auf dem die Kunden kaufen müssen, so verführerisch ist die Auslage hergerichtet. Für diese Gunst müßt ihr freilich der Bühne Tribut zahlen, müßt in ihrem Dienst auf Einkommen verzichten, von denen ihr euch satt essen könnt, müßt euch von ihren Leitern und Besitzern behandeln lassen, als ob ihr Schuhputzer wärt."

„Es gleicht sich eben alles aus! Seid gescheit und paßt auf, daß ihr bei dem Ausgleich nicht zu kurz kommt. Ich habe das leider versäumt, darum muß ich jetzt hier komische Alte spielen. Also nehmt euch ein warnendes Beispiel an mir."

Zu Anfang waren mir die weisheitsvollen Reden der Gelegenheitsmacherin widerwärtig, später gewöhnte ich mich daran, und jetzt finde ich manchmal ein wahres Wort in ihnen.

Sie hat mich oft aufgefordert, sie in diese oder jene Ge-

sellschaft zu begleiten. Ich habe immer abgelehnt. Sie erzählte mir auch von einem gemütlichen Stammtisch, den die Mitglieder unseres Theaters in einem bescheidenen Weinrestaurant gegründet haben, an dem sie sich jeden Sonnabend nach der Vorstellung bestimmt, aber auch in der Woche dann und wann nach Verabredung treffen. Vor etwa vier Wochen bin ich zum ersten Male mit dort gewesen, nachdem ich vorher die Einladung dazu wiederholt abgelehnt hatte. Seitdem habe ich öfter ein paar Stunden dort gesessen.

Es ist doch ein Anschluß! Sie sind meine Kollegen! Zu ihnen fühle ich mich herzlicher hingezogen als früher zu meinen Kollegen vom Lehrfach. Dort wurden zumeist eingebildete Sorgen besprochen, wurden häufig Ansprüche erhoben und behandelt, die nicht berechtigt waren. Wir von der Kunst wünschen uns nur das Notwendigste, was zum Leben gehört. Und auch davon reden wir unter uns nicht viel. Unsere Sorgen teilen wir einander nicht mit. Jeder möchte vor dem anderen zukunftfroh, sorgenfrei, behaglich lebend, gut ausgestattet erscheinen. Wir alle wollen mehr scheinen als wir sind. Die Bühne, auf der wir arbeiten, lehrt es uns so. Sie möchte als Feld und Wald und Stein und Eisen erscheinen, und ist doch nichts anderes als Leinwand, Pappe, Farbe und Leim.

Ein unerfahrener Laie, der uns bei unseren Zusammenkünften beobachtete, würde sicher glauben, wir lebten allesamt in reichlichen Vermögensverhältnissen und hätten deshalb allen Grund, so lustig und stolz beisammen zu sitzen.

Ja, heiter und selbstbewußt zeigen wir uns alle in der Öffentlichkeit. Und leider auch oberflächlich. Unser Gespräch plätschert den ganzen Abend klingend, munter und unaufhaltsam dahin, wie ein seichtes Wässerlein. Manchmal kommt eine kleine Kaskade, eine Lachsalve, wenn einer einen Witz erzählt hat, und manchmal gebärdet sich das dürftige Bächlein wie ein

rauschender Fluß, wenn alle beim Lästern des Direktors, eines bedeutenden Kollegen, eines scharfen Kritikers oder des applausfaulen Publikums aufgeregt durcheinander reden. Wir sprechen immer nur vom Theater und zwar jeder mit besonderer Berücksichtigung seiner Person. Jeder erzählt am liebsten, was er war, ist und sein wird, und das ist immer etwas Großes. Und das Leben jedes einzelnen ist anscheinend immer in Frohsinn und Anerkennung verlaufen. Alle die Leute, die ich in meinen bisherigen Engagements kennen lernte, wußten nur lustige Erlebnisse aus ihrer Bühnenlaufbahn zu berichten, und auch aus den Zeiten der Not schienen ihnen nur die komischen Momente im Gedächtnis geblieben zu sein. Wenn sie ihre Erinnerungen an Engagements bei Schmieren, an Pleiten ihrer Direktoren mitten in der Saison, an Tourneen durch armselige Nester auskramten, immer hatten sie hundert lustige Einzelheiten zu erzählen, niemals klagten sie über die Entbehrungen, die sie zweifellos dabei ertragen mußten. Die waren vergessen, sowie bessere Tage kamen.

Dieses Vergessenkönnen des Ungemachs, dieses Gedenken der heiteren Stunden und Erlebnisse, die trübe Tage manchmal unterbrachen, sind liebenswürdige Züge im Wesen des Bühnenvölkchens. Freilich sind sie auch Merkmale des Leichtsinns.

Aber was wären wir allesamt ohne den!

Wenn wir nicht die Fähigkeit besäßen oder lernten, uns schnell über Widerwärtigkeiten hinweg zu setzen, Elend rasch zu vergessen, Ungemach nicht zu beachten, müßten wir tagein, tagaus in trübseliger Laune sein und könnten niemals unseren Dienst verrichten. Denn der verlangt, daß wir alle die Stimmungen und Gefühle, die nicht zu den Aufgaben passen, die er uns in bestimmter Stunde stellt, gründlich abschütteln, daß wir, sobald er ruft, unser Selbst aufgeben und vergessen und nur noch die Gestalt sind, die wir darstellen sollen. Die Empfindungen und

Regungen aber, die wir aus dem Leben nicht mit auf die Bühne nehmen dürfen, wenn unsere Arbeit nicht gestört werden soll, die lernen wir nach und nach auch in den anderen Stunden unseres Tages zurückzudrängen, zu verscheuchen, zu vergessen. So bildet sich und wächst in uns allmählich ein wohltuender, verständlicher Leichtsinn, ohne den wir alle bald zusammenbrechen würden. Wir müssen schweben, springen lernen, springen über uns selbst hinaus und unsere Sorgen. Mir wird es nicht leicht. Das solide dicke Bürgerblut sträubt sich gegen die Einimpfung des leichten, schäumenden Komödiantenserums.

Bei meinen ersten Besuchen des Künstlertisches habe ich mich gewiß recht linkisch benommen und bin sicher für eine prüde, fade Person gehalten worden. Der freie Ton, der dort herrscht, lag mir damals so gar nicht. Frau Flex hat mich einmal darauf angeredet und mir verraten, daß die Kollegen mir wegen meiner Steifheit den Spitznamen Frau Äbtissin angehängt haben. Nach und nach habe ich mich ein wenig in die Umgangsformen unserer Leute eingewöhnt.

Ich habe mich oft gefragt: was mag denn wohl die Leute, die neben mir arbeiten, zum Theater geführt haben? Wenn ich sie selbst fragte, würden sie mir alle antworten: die Liebe zur Kunst! Aber das ist Schwindel. Ich glaube, neun Zehntel der Schauspieler und Schauspielerinnen, die ich kennen gelernt habe, wissen nicht, warum sie zur Bühne gegangen sind. Bei den meisten Herren war es sicher der halb unbewußte Drang, mehr vorzustellen oder zu erscheinen, als ihnen in ihrem früheren Beruf beschieden war. Sie sahen, wie die Mimen mit Beifall bedacht, mit Lorbeer beschenkt, in der Presse genannt, von schönen Frauen verehrt wurden, wie sie elegante, bedeutende oder wenigstens eigenartige Menschen darstellten, und das alles reizte den jungen Kommis, der von seinem Chef täglich gerüffelt wurde und der eine untergeordnete Stellung in der Gesellschaft einnahm, den Sekundaner, der

in ewiger Fehde mit seinen Professoren lag, den Studenten, dem die Kollegiengebäude nur von außen bekannt waren, ebenfalls Künstler zu werden, ebenfalls schöne Frauen zu bezaubern, Beifall und Lorbeeren einzuheimsen, in drei Stunden am Tage ein eleganter bedeutender oder eigenartiger Mann zu sein. Daß aber der Schauspieler ein rechtloserer Sklave ist als der Kommis, daß er mühseliger arbeiten muß, als die Herren Sekundaner, Primaner und Studenten, daß es nur wenigen von ihnen vergönnt ist, wirklich auskömmliche Gagen zu erlangen oder beruflich selbständig zu werden, das scheinen sich die Leute vor dem ersten Schritt auf die Bretter doch nicht überlegt zu haben. Manchem kommt vielleicht nach einigen Monaten Bühnendienst eine Ahnung von der Dürftigkeit der wirtschaftlichen Aussichten des neuen Berufes, aber die Hoffnung, er könnte doch zu den wenigen Auserwählten gehören, für die es die Zehntausend-Mark-Gagen und noch mehr gibt, hält ihn fest in ihm. Ist er dann drei oder vier Jahre dabei, so hat das unregelmäßige, ungeordnete, lockere, an Aufregungen reiche, ihm mancherlei in der bürgerlichen Gesellschaft unmögliche Gewohnheiten anhängende Schauspielerleben ihn für jeden Beruf verdorben, der Exaktheit, Selbstzucht, Regelmäßigkeit der Arbeit verlangt.

Es geht mir selbst nicht anders. Ich lebe gewiß ruhiger, geregelter, zurückhaltender, alles in allem bürgerlicher und häuslicher als meine männlichen und weiblichen Kollegen, und dennoch könnte ich mir den Rückweg in den Schuldienst oder Gouvernantenberuf nicht vorstellen. Ich kann die Sensationen nicht mehr entbehren, die mir die Bühne täglich bringt, ich muß Kulissenluft atmen, Rollen lernen, Beifall hören, Kritiken lesen und alle die hundert anderen prickelnden, anspornenden, entnervenden, erniedrigenden und erhebenden Äußerungen des Schauspielerlebens jeden Tag erfahren. Das ist unser Haschisch, dessen Genuß wir nicht mehr lassen können.

Und die Damen vom Theater? Woher sie stammen, aus welcher Gesellschaftsschicht, und welche Schulen sie besucht haben, das ist von ihnen ebensowenig zu erfahren, wie von den Herren. Auch ihr Leben scheint erst an dem Tage begonnen zu haben, als sie ihren ersten Vertrag unterschrieben. Es ist auch so gleichgültig, was wir früher waren. Wir fragen uns untereinander nicht, wer wir sind und woher wir kommen. In keinem anderen Stande kümmern sich die Leute so wenig um die Menschlichkeit der Genossen, mit denen sie demselben Geschäft dienen, neben denen sie arbeiten.

Die Beweggründe, die meine Kolleginnen auf die Bühne geführt haben, sind leicht zu erkennen. Das Verlangen, der Kunst zu dienen, haben verschwindend wenige empfunden. Die meisten waren, als sie sich entschlossen, Schauspielerin zu werden, zu jung und geistig zu unvollkommen entwickelt, um den Begriff und das Wesen der Kunst zu verstehen, um ihre Forderungen und Aufgaben zu erkennen, um die eigene Begabung für sie richtig zu beurteilen. Sie trieb ebenso wie die jungen Männer das Verlangen, mehr zu bedeuten und zu erscheinen, als ihr Leben und ihre Gesellschaft ihnen bisher ermöglichte. Sie wollten gefeiert, begehrt werden, in schönen Kleidern feine Damen, poetische zarte Wesen, glücklich und unglücklich geliebte und liebende Frauen, gefühlsgewaltige Heldinnen darstellen. Die Lust an dem ungebundenen Leben, das wir führen, an den hundert Abenteuern, die wir erleben können, wenn wir wollen, war wohl nur bei einigen der Antrieb. Die meisten lernten das alles erst kennen, nachdem sie Schauspielerinnen geworden waren. Die Herren Kollegen lassen es sich eifrigst angelegen sein, ein junges halbwegs unschuldiges Mädel, das zu uns kommt, möglichst schnell in alle Methoden des praktischen Minnedienstes einzuweihen. Wer sich dagegen sträubt, wird angefeindet. Ich habe das in meiner ersten Saison schmerzlich genug an mir selbst erlebt.

Mit freundlichen Augen werden im allgemeinen die Neulinge, die zur Bühne gehen, von den älteren Leuten nicht betrachtet. Sie werden doch über kurz oder lang Rivalen. Die Überfüllung ist groß und über sie wird oft geklagt. Besonders die von ungenügend befähigten Leuten geleiteten Theaterschulen kommen bei diesen Gesprächen schlecht weg. Ihnen wirft man vor, daß sie aus reiner Gewinnsucht mangelhaft begabte Schüler für die Bühne vorbereiten und dadurch die Überfüllung vermehren. Aber das ist falsch. Nirgends wird die Unfähigkeit so rasch erkannt und so rücksichtslos beseitigt, wie beim Theater, und wenn die mehr oder weniger berufenen dramatischen Lehrer nicht existierten, so würden die Novizen eben gänzlich unvorbereitet zum Theater kommen. Das habe ich ihnen neulich, als wieder einmal das Überfüllungsthema behandelt wurde, gesagt, und sie widersprachen mir heftig. Da habe ich ihnen schnell den Beweis für meine Behauptungen geliefert. Wir waren an dem Abend sehr zahlreich versammelt, wenigstens fünfundzwanzig Künstler und Künstlerinnen saßen um den Tisch, denn es waren viele Mitglieder des Stadttheaters anwesend, die sich auch an den Gesellschaftsabenden beteiligen. Ich fragte jeden einzelnen, ob er sich hätte abhalten lassen, zur Bühne zu gehen, wenn er keinen vorbereitenden Lehrer gefunden hätte, und alle versicherten, daß sie sich dann eben unvorbereitet, als Volontäre hätten aufnehmen lassen. Nur eine Opernsängerin sagte: es wäre mir ohne Vorbereitung leider nicht möglich gewesen, Sängerin zu werden. Wir brauchen ein paar Jahre Studium.

Bei der Oper liegen die Verhältnisse eben ganz anders.

Ein anderes Thema, das häufig behandelt wird, ist die soziale Hebung unseres Standes. Dafür weiß jeder eine Menge Gründe und Mittel anzugeben. Ich finde, die meisten Leute, die ich bisher kennen lernte, wurden schon beträchtlich sozial gehoben, als sie

in die Gemeinschaft der Bühnenkünstler aufgenommen wurden. Was wollen sie also noch mehr?

Sollen wir etwa in die steife bürgerliche Gesellschaft eintreten, die nach hundert schablonenhaften, die Ursprünglichkeit beschneidenden Verkehrsgeboten, Rangeinteilungen, äußerlichen Rücksichten auf Ruf und Nebenmenschen lebt und sich bewegt? Und sollen wir ebenso gefesselte, überwachte, in Wort und Tat unfreie, sich verstellende, jedes Auffallen vermeidende Typen werden, wie die Leute dieser Gesellschaft? Das ginge nicht an. Es wäre der Tod unserer Kunst. Denn unser Temperament, unsere stets zum Aufwallen bereite Leidenschaftlichkeit würde unter dem Zwang zugrunde gehen, und damit würden die Wurzeln unserer Kunst verdorren.

Wir wollen bleiben, wo wir sind, außerhalb der schablonierenden, etikettierenden, tranquillierenden bürgerlichen Gesellschaft. Wir wollen wir selbst unter uns bleiben. Nur wir verstehen uns gegenseitig. Und nur wenn wir unter uns bleiben und unsere besonderen Standeseigenschaften — Temperament, Unbekümmertheit, Leichtsinn, Überschwang, Selbstbewußtsein — frei von Regeln und Zwang uns bewahren können, wird die Kunst Nutzen von uns gewinnen. Glücklicherweise wird unsere Überführung in die bürgerliche Gesellschaft nicht so schnell gehen. Unsere Gebräuche und Gewohnheiten unterscheiden sich doch recht beträchtlich von denen der ehrpusseligen Bürgersleute. Und es ist gut so!

Unsere Gesellschaftsabende werden immer bis tief in die Nacht ausgedehnt. Weil wir uns erst nach dem Schluß der Theater treffen können, bleiben wir um so länger sitzen. Wir sind auch nicht immer allein unter uns Komödianten. Von den Redakteuren und Kritikern der hiesigen Zeitungen und von den hier lebenden Schriftstellern finden oft ein paar den Weg zu uns, gescheite Leute, mit denen es sich angenehm plaudert. Auch von den

Herren Kavalieren kommt dann und wann einer, um seine Freundin zu sehen oder abzuholen. Seit ein paar Abenden ist regelmäßig ein Herr Hasse anwesend, der ledige Besitzer einer bedeutenden chemischen Fabrik, ein ganz angenehmer Mann von ritterlichen Manieren, der viel gereist ist und ganz unterhaltend zu erzählen weiß. Es kam mir schon am ersten Abend so vor, als ob er mir mehr Aufmerksamkeit widme als den anderen Damen, und da Frau Flex in der Garderobe wiederholt von seiner vorteilhaften Männlichkeit und seinen wohlgefüllten Tresors redete, habe ich sie in dem Verdacht, den Herrn auf unsere Künstlerabende und auf meine Beteiligung daran aufmerksam gemacht zu haben. Es stellte sich nämlich heraus, daß Herr Hasse mir einige Blumenkörbe auf die Bühne hat reichen lassen, für die ich mich in der Erkenntnis, daß sie nur dem Weibe, nicht aber der Künstlerin huldigen sollten, niemals bedankte. Er fragte mich neulich:

„Sind Sie zu verwöhnt oder zu hochmütig, um an diesen bescheidenen Spenden Gefallen zu finden?"

„Keines von beiden," sagte ich, „nur gleichgültig bin ich gegen Huldigungen, die nicht der Künstlerin allein gelten."

„Wer sagt Ihnen das?" fragte er.

„Die Erfahrung," antwortete ich.

„Ist es denn ein Verbrechen, eine schöne Künstlerin um ihrer Schönheit willen zu verehren?"

„Nein, so lange die Verehrung frei von begehrlichen Hintergedanken bleibt, woran ich in diesem Falle zweifle."

„Lieber Gott, mein gnädiges Fräulein," sagte er, „ich bin nicht mehr siebzehnjährig. In meinem Alter und bei meiner Gesundheit fällt einem die Platonik höllisch schwer."

„Das war ehrlich und deutlich," sagte ich. „Nach diesem Geständnis dürfen Sie sich nicht wundern, wenn mir Ihre Blumenkörbe noch weniger Freude bereiten als früher."

„Ich werde die Gemüselieferung einstellen," sagte er, „verlassen Sie sich darauf. Aber hierher kommen und mit Ihnen plaudern darf ich doch? Das werden Sie mir hoffentlich nicht verbieten."

Das habe ich ihm erlaubt, und seitdem sitzt er stets schon da, wenn ich komme, und widmet sich mir den ganzen Abend. Ich bin überzeugt, daß die Kollegen glauben, wir beide seien zu einem richtig gehenden Verhältnisse zusammengeschmolzen. Ich für meinen Teil denke ganz sicher nicht an engere Beziehungen. Herr Hasse behandelt mich sehr respektvoll. Er bringt mich nach unseren Zusammenkünften, wenn die anderen sich in die Bars und Nachtkaffees verteilen, bis an meine Tür und verabschiedet sich mit Handkuß. Das ist alles, was zwischen uns geschieht. Und mehr wird es niemals werden.

Weihnachten kommt Paul. Nur fünf Wochen sind noch bis dahin. Dann werde ich ein paar glückliche Tage haben und an seiner Seite alle Sorgen und Ängste vergessen.

20. Dezember.

Paul hat mir heute geschrieben, daß er bestimmt am heiligen Abend bei mir ist. Da gibt's noch viel zu besorgen: einen Christbaum mit Schmuck und Lichtern, Lebkuchen, denn er ist ein Süßmaul, Delikatessen, Wein und dies und das.

Ich freue mich herzlich auf seinen Besuch, und zugleich bangt mir davor. Wird unsere Liebe noch so gesund und selbstverständlich, so heiter und unbefangen sein wie früher?

Und auch vor der Zeit, die seinem Besuche folgt, bangt mir schon heute. Wird mir das Leben in der einsamen Fremde nach den Glückstagen nicht noch öder erscheinen müssen als vorher?

Vorläufig gilt es, das Weihnachtsfest zu rüsten für ihn und für mich. Alles andere wird zu seiner Zeit schon anklopfen, wenn es herein will.

Mitte Januar 1901.

Paul ist schon lange wieder fort, und alles ist anders geworden. Seit den Weihnachtstagen hat mir ein neues Leben begonnen. Kein ruhigeres, froheres, hoffnungsreicheres als das frühere war, eines das erfüllt sein wird von Kampf ohne Aussicht auf Frieden, von Not ohne Hoffnung auf Wohlstand, vom Feilbieten meines Geistes, meiner Seele und meines Leibes, ohne Ausblick auf ein Ende des Marktes. Und in diesem Elend werden mir die mühsam erarbeiteten Erfolge in meiner Kunst nur kümmerlichen Trost bringen, müssen mich die tausend Aufregungen des Theaters immer wieder anspornen, wenn ich zusammenbreche, muß mir das Beispiel mancher meiner Kolleginnen, wenn ich verzweifeln will, mahnend zurufen: warum willst du ein besseres Los gewinnen als wir? Was bist du mehr als alle die anderen, die neben dir darben und sich feilbieten? Du wolltest zünftig werden! Jetzt kannst du es, denn du bist ledig der Güter, die du bis hierher mehr besaßest als wir.

Paul war hier in den Weihnachtstagen, und ich erfuhr von ihm, warum er nicht freien darf. Das hat mich fast zerbrochen.

Es kam über mich eine Stunde vor seiner Abreise, daß mich die Angst vor dem Alleinsein, die Furcht vor der Zukunft, das Bangen vor der Schutzlosigkeit beschlich. Ich habe alle die Zeit her nicht daran gedacht, seine Frau zu werden. Das Bewußtsein, daß irgendwo in der Welt ein guter starker hilfebereiter Mensch wohne, dem ich nur ganz leise zu rufen brauche, damit er komme, war mir Glück und Ehe genug, erschien mir wie diese sorgenbannend, kraftvermittelnd, vertrauengebend, hoffnungspendend. Ich wußte ganz genau und ohne Zweifel: wenn ich im Kampf

mit unseren tausend Widerwärtigkeiten, im Ringen um den Erfolg und die Höhe zu Boden gestoßen und fast zertreten wäre, dann würde seine Liebe und Fürsorge es gewiß in der Ferne fühlen, und er würde kommen und mich aufheben und weich und reich und sicher betten. Und dieser Glaube soll nun nicht mehr gelten? — — —

Er kam am heiligen Abend gegen sechs Uhr hier an. Ich war so froh, so ganz wunschlos froh, ihn wieder zu haben. Alle meine Ängste und Drangsale vergingen in heller warmblütiger Heiterkeit, als ich ihn in mein geschmücktes Zimmer führte und er mich in Lust und Lachen und Liebe immer wieder an sich zog und herzte und küßte. Er war wie ein dankbares Kind, dem ein inniger Wunsch erfüllt worden ist, und wußte wie ein Kind seiner Freude nur wortarmen Ausdruck zu verleihen.

Vielleicht waren wir nie vorher so glücklich, wie in dieser ersten Stunde des Wiedersehens. Es war die Weihnachtsstunde unseres Lebens, die, wie sie einst der Menschheit den Trost des Erlösungsglaubens gab, uns bewies, wie innige, starke Liebe zwischen Mann und Weib von viel Sorge und Kummer, Furcht und Schuld erlösen kann.

Bald nach seiner Ankunft zündeten wir froh und geheimnisvoll, wie Kinder am heiligen Abend sind, die Kerzen des Christbaumes an. Darunter hatte ich ihm ein paar Kleinigkeiten gelegt, ein selbstgesticktes weiches Kissen für seinen Diwan, ein silbernes Zigarettenetui, ein paar Krawatten, wie er sie liebt, und die letzten gut getroffenen Bilder von mir. Er stand mit verschmitztem Lächeln dabei, klappte die leeren Hände auf und zu und sagte:

„Sie sind leer, ganz leer. Mein Schatz hat mich so reich beschenkt, und ich habe nichts für ihn. Er hat mir ja verboten, ihm etwas zu schenken."

„Bonbons und Blumen darfst du mir bringen so viel du willst."

„Die mag ich dir nicht geben, weil sie so vergänglich sind."

Und dabei hatte er mich gepackt und wirbelte mich im Zimmer umher und rief:

„Ich habe doch etwas für mein schönstes Mädel, und wenn sie es nicht nimmt, so werfe ich es zum Fenster hinaus und springe selbst hinterher."

Und schon hatte er mir, ich merkte es kaum, ein Armband um das Handgelenk gelegt, das in einem blumenartig gebildeten Glied einen blitzenden Brillant trug. Ich war fast erschrocken, und als er sah, daß mein Gesicht ernst wurde, zog er mich an sich und bat, ich solle ihm die Wiedersehensfreude nicht verderben, ich solle das Ding behalten, es sei ganz billig, ein Gelegenheitskauf, die Steine seien nicht rein, und sagte noch mehr solchen Schwindel. Denn so viel sah ich sofort, daß das Armband ein wertvolles Stück ist.

Schließlich überwand er abermals meinen Widerstand. Und, seltsam, ich empfand die Schenkung dieses zweiten Kleinods nicht so beschämend wie damals die der Halskette. Vielleicht ist mein Schamgefühl nicht mehr so fein wie zu jener Zeit, mein Ehrenempfinden nicht mehr so zart. Alles stumpf geworden in der täglichen Sorge um Brot und Ruhm.

Und es ist gut so! Verflucht das Schicksal, in dem es so gut sein muß!

Wie in jungem lustigen Eheglück haben wir den Abend vertollt und verliebt, und achtundvierzig Stunden später war alles zu Ende, was ich bis dahin mein Glück genannt hatte. — — —

* * *

Paul wollte am zweiten Feiertage abends gegen neun Uhr wieder abreisen, da er am anderen Tage morgens im Dienst sein mußte. Ich war an den Abenden der beiden Feiertage nicht im Theater beschäftigt. Der Direktor hatte sich als Weihnachts-

geschenk für das Publikum »Rosenmontag« von Hartleben herausgesucht, in dem die einzige weibliche Rolle, die Gertrude, von Fräulein Plucke gespielt wurde.

In der Abschiedsstunde wurde mir so bang um mein Herz, daß ich alle Selbstbeherrschung verlor, mich ihm an den Hals hängte und ihm klagte: Warum gehst du wieder von mir — warum lässest du mich allein — warum können wir nicht traulich und glücklich immer beisammen wohnen — warum bin ich nicht deine Frau, von der du dich nie mehr trennen dürftest?

Seine Arme legten sich, als ich so sprach, wie eiserne Klammern um meinen Leib und preßten ihn schmerzhaft an seine Brust. Ein Zittern lief durch seine Glieder, stöhnendes Röcheln brach aus seinem Munde. Da sah ich auf und blickte in ein leichenfahles, von bitterem Schmerz und trostloser Verzweiflung gezeichnetes Antlitz, in dem die Augen wie in wilder Wut loderten.

„Paul," schrie ich auf, „was hast du?! Was ist dir geschehen? Sieh mich nicht mit so furchtbaren Augen an. Was habe ich dir getan?"

„Du nichts! Du hast mir nur Liebe und Glück angetan. Aber das Schicksal oder die Natur oder was weiß ich wer sonst, die haben an dir und mir ein Verbrechen begangen, das, wenn Menschen die Täter wären, schrecklich gerächt werden würde. Sie aber sind unfaßbar."

Seine Arme lösten sich. Er trat zurück und stand mit geballten Fäusten vor mir.

„Und ich bin wehrlos dagegen! Keine Kunst und keine Wissenschaft hat ein Mittel dagegen gefunden, nach dem ich schreie wie der an seinen Wunden einsam verblutende Soldat nach dem Verband: hoffnungslos, verzweifelnd, Gottes und der Menschen Ohnmacht und die Dürftigkeit der Natur verfluchend, den sicheren Tod im Anmarsch erblickend."

„Du nicht, Paul," stammelte ich in Schreck und Klage, „du siehst ihn nicht, noch lange nicht."

„Ich sehe ihn," knirschte er, „und nichts hält ihn auf. Aller Rat ist zwecklos, jede Hilfe versagt."

Er reckte die Fäuste gegen die Zimmerdecke und schüttelte die Arme so ungestüm und mächtig, daß sein ganzer Körper erbebte, daß Tassen und Gläser auf dem Tische leise klirrten und die Möbel an den Wänden zitterten. Ich hing mich wieder an ihn und wollte ihn trösten:

„Sei ruhig, beruhige dich! Sage mir alles was dich drückt. Du bist nicht allein, wir tragen das Leid zusammen."

„Damit es auch dich unselig mache, durch die Erkenntnis der Unabwendbarkeit," klagte er.

„Das kann es nicht, wenn das Teilen des Ungemachs dich tröstet. Sag mir's! Ich bin stark und gefaßt, und es ist mein gutes Recht, zu erfahren, was dich quält."

„Es ist dein Recht. Ja, und tausendmal ja! Dein Recht, das ich seit Jahren durch Schweigen und Verschweigen verletzt habe."

„Das darf dich nicht kümmern, denn ich zürne dir darum nicht. Du wirst deine starken Gründe gehabt haben, zu schweigen."

„Auch der stärkste Grund durfte die Erfüllung dieser Pflicht nicht aufhalten. Das erkenne ich heute, da es zu spät ist. Und ich bin dreifach schuldig. Nicht gute Gründe befahlen mir zu schweigen, meine heiße, schmerzliche, verlangende Liebe hieß mich damals dem Schweigegebot gehorchen, das du mir auferlegtest."

„So spreche ich dich frei von Schuld, da du meinem Willen gehorchtest."

„Du kannst nicht freisprechen, wo ich selbst verurteile, meine Schwachheit verurteile. Zu jener Zeit hätte dich meine Enthüllung wohl nur eine Weile betrübt, da sie Bedauernswertes über den guten Bekannten meldete. Mehr galt ich dir damals wohl kaum. Heute, da du mich liebst, wird dich mein Geständnis elend machen."

„Versuche nur, mir alles zu sagen, und sei gewiß, daß ich

dich verstehen werde. Und auch, daß ich viel dulden und tragen kann."

„Du hast mich gefragt: warum bin ich nicht deine Frau, von der du dich nimmer trennen dürftest ....."

„Vergiß die törichte Rede! Das Abschiedsweh ließ mich die Worte sagen. Nimm sie als Silben ohne Sinn, die schon nicht mehr gelten."

„Du mußt sie mir lassen, wie ich sie empfand. Und wenn du alles weißt, was ich dir sagen muß, wirst du selbst sie als Anklage fühlen."

„Niemals!"

Er drückte mich sanft in einen Stuhl, blieb neben mir stehen und strich mir hastig und zitternd immer wieder über mein Haar. Nach einer Weile begann er mühsam:

„Wenn du mein Weib werden willst, Helene, so soll es geschehen. Du hast ein starkes Recht auf meinen Namen. Und rasch soll es geschehen, so bald als möglich. Aber höre erst noch mein Bekenntnis, ehe du deinen Willen aussprichst. Es wird mich erklären und du wirst danach leichter erkennen, was du beschließen mußt.

„Vielleicht wirst du an dem Tage der Hochzeit Frau und Witwe zugleich, wenn ich ihn überhaupt erlebe."

Da schrie ich auf, fassungslos und erschüttert:

„Halt ein! Das kann ich nicht ertragen! Das ist entsetzlich! Aber es ist nicht wahr, es darf nicht wahr sein! An unserer Ehe sollst du, willst du sterben? Und wir haben uns doch so lieb."

Er nahm meine Hände in seine Rechte und zog mich mit der Linken an sich und sprach lieb und mild:

„Sei still, Kind, sei still. Laß mich noch weiter reden. An unserer Ehe soll ich und will ich nicht sterben. Leben möchte ich in ihr und für sie, lange, lange leben, und wir beide zusammen im Glück. Das aber ist mir verwehrt. Und jetzt sei still und stark

und faſſe dich und halte dich feſt an mir, denn ich muß dir weh tun, wie du noch keinen Schmerz im Leben empfunden haſt: ich bin krank, unheilbar krank."

Wie dumpfe zertrümmernde Schläge trafen ſeine leiſen Worte mein Hirn. Mein Leib kroch in ſich zuſammen. Mein Herzſchlag wollte ſtocken. Irgend etwas faßte mich an mit eiſigen harten Fingern. Hielt alle meine Sinne und Nerven in ſpitzen ſtechenden Klauen. Mir war, als müßte ich ſchreien, um die Qual von mir zu wälzen und konnte nur ächzen:

„Grauſam! Nur das nicht. Schweig, ſchweig!"

Mit klarer feſter Stimme, als wollte er ſich ſelbſt Gelaſſenheit verleihen, ſprach er weiter:

„Halt aus, zerbrich nicht. Du mußt alles wiſſen. Und glaube mir, das Sagen iſt furchtbarer als das Hören. Ein geſcheiter Engländer, der Miſter Bright, hat die tückiſche Krankheit erforſcht, die im Menſchen heimlich wirkt und wühlt, die ihm lange ſein friſches Ausſehen, ſeine ganze Kraft läßt, ſo daß man ihn für den Geſundeſten halten könnte. Aber im Innern geht der Verfall unaufhaltſam weiter und breitet ſich aus über alle Organe, bis allgemeines ekelhaftes Siechtum den Kranken befällt, oder er mit plötzlichem Streich im Schlagfluß niedergeſtreckt wird."

Ich konnte nur den Kopf ſchütteln und während ſeiner erbarmungsloſen Rede ein paarmal „nein, nein" flüſtern. Qual und Entſetzen hatten mich ganz umfangen. Er ſprach mit ruhiger Stimme weiter:

„Dein Nein ändert nichts an der Wahrheit. Ein halbes Dutzend kluger Ärzte haben ſie mir beſtätigt."

„Sie haben ſich geirrt," ſprach ich tonlos, und er ſagte:

„Glaube ihrer Diagnoſe, ſie iſt unzweifelhaft, und rechne damit."

Das Wort traf mich, da fuhr ich auf:

„Rechnen!? Ich ſoll damit rechnen?" rief ich. „Ich habe

dich alle die Jahre lieb gehabt und niemals ein Rechenexempel angestellt. Und nun soll ich es lernen?"

Wieder zog er mich an sich und beruhigte mich mit milden Worten:

„Sei ruhig, Liebling, und verzeih. Ich brauchte ein plumpes Wort. Aber bedenk: wenn zwei sich heiraten wollen, soll nicht nur das Herz, auch der Kopf soll reden. Wenn du mein Weib werden willst, damit du nicht länger einsam im Leben bist, müßtest du von hier fortgehen. Denn wir müßten dort wohnen, wo ich unser Brot verdiene. Das aber bedeutet für dich die Unterbrechung deiner Karriere, nach der du vielleicht auf unteren Stufen wieder anfangen müßtest. Ich habe nie Vermögen gehabt. Das wenige, was ich heute besitze, habe ich mir langsam erspart. Es ist nicht so viel, daß meine Witwe von den Zinsen dieses kleinen Vermögens leben könnte, sie würde immer mit der eigenen Kraft dazu verdienen müssen. Und noch eines bedenke: ich bin leidend, bin bald vielleicht ein siecher, pflegebedürftiger, seiner Glieder und Sinne nicht vollständig mächtiger Mann. Mir ist der Gedanke, du werdest meine Krankenpflegerin sein, nicht wohltuend. Ich wünsche, daß deine Erinnerung dir von mir das Bild des gesunden, heiteren, seines Selbst bewußten, eleganten Mannes bewahre, nicht das des körperlich hilflosen, geistig zerrütteten Siechen. Das ist wohl eine verzeihliche Eitelkeit. Aber, wie du bestimmst. Wenn du mein Weib werden willst, so soll es schnell geschehen."

„Nein, nein," rief ich, „daran habe ich niemals gedacht. Warum nimmst du meine unbedachten Worte so ernst? Du und ich, wir haben einander lieb und gehören uns an und brauchen dazu die Ehe nicht. Ich bleibe in meiner Kunst, wie du in deinem Beruf, und wenn wir uns sehen, sind wir glücklich."

Ich sprach rasch und wie in der Abwehr unerwünschter Vorschläge. Meine Worte überstürzten sich. Als er von seinem Leiden

sprach, hatten sich schattenhafte unschöne Bilder, Krankenzimmer, Krankenlager, Krankengeräte vor meine Blicke gestellt und mich erbeben lassen. Meine Liebe, die den gesunden frischen geistreichen Mann liebte, fror vor dem Bilde des Kranken. In diesen kurzen Augenblicken wurde, das erkannte ich freilich erst viel später, in mir die Weibesliebe, die ich für ihn empfunden hatte, zur unbegehrlichen Nächstenliebe umgebildet. In der Enttäuschung, die, ohne mir sofort bewußt zu werden, von dieser Umbildung geweckt wurde, hatte ich seiner Bereitwilligkeit zur Ehe so heftig widersprochen. Um meine Schroffheit zu mildern fuhr ich schnell fort:

„Du weißt, wie sehr ich meine Kunst liebe und daß ich in ihr bleiben und leben will. Ich habe dir schon einmal gesagt, daß ich nicht heiraten werde, und bis heute habe ich meinen Willen nicht geändert."

Er lächelte schmerzlich und mild und wiegte leise den Kopf.

„Du hast es mir schon einmal gesagt, nur anders als heute: selbstloser, überzeugter, freier. Heute, so scheint es mir, lehnt deine Kraft die Verbindung mit dem Siechtum ab."

Da flog ich an ihn.

„Nicht das, Paul, nicht das glaube! Du bist mir lieb wie sonst. An deine Krankheit glaube ich nicht. Ihr alle, du und deine Ärzte, ihr habt euch getäuscht. Du bist und bleibst mein starker, kluger, feiner Liebster, der du immer warst. Und kümmere dich nicht um meine kindischen Klagen, die morgen schon, wenn mir das Publikum Beifall spendet, vergessen und vergangen sind. Du sollst dein Los nicht belasten mit dem meinen, nicht sorgen um mich, die ich selber stark bin. Darum rief ich: ‚Niemals!' Aus keinem anderen Grund."

Und log, belog den Mann, den ich liebte.

Er streichelte mir sanft die Wangen und hielt mich im Arm.

„Sei stark, sei jung," sprach er, „entferne die Schwachheit

von dir, es ist dein Recht. Und deine Pflicht gegen dich selbst. Du wirst alle deine Kräfte für dich selbst brauchen müssen, für andere bleibt nichts übrig."

„Für dich immer," unterbrach ich ihn. „Rufe mich, wenn du mich brauchst, ich werde kommen."

Und log abermals. Und wie ich mich bei dieser Lüge fest an ihn drückte, da geschah es, um zu erfahren, daß er noch stark und gesund sei und der Dienste der Pflegerin nicht bedürfe, vor denen mir heimlich bangte.

„Ich verstehe dich," sagte er weiter, „wenn du selbst dich auch heute noch nicht verstehst. Bleib so: stark, wollend, die Kraft liebend, die Schwäche verachtend. Das ist Gesundheit. Mich vergiß nicht ganz. Mir bleibt, deiner zu gedenken, nur noch eine kurze Zeit, dafür tue ich es in jeder Minute. Und schreiben werde ich dir alles, was jetzt ungesagt blieb. Und du wirst mir antworten. Wenn wir ruhiger geworden sind, werden wir leichter unsere Entschlüsse fassen können. Meine Zeit ist um. Ich muß fort. Komm, laß uns zur Bahn gehen."

Wie Erlösung war mir das Wort. Ich weiß es noch heute. Und es brachte Ablenkung. Die Geschäfte des Aufbruches verdrängten wohltätig unsere schmerzlichen Erörterungen. Das Suchen und Anziehen der Überkleider, das Sammeln der kleinen Gegenstände, meiner Geschenke, die er mitnahm, beschäftigte uns, und wir verwandten daran mehr Eifer als notwendig war. Gleichgültige, diese Hantierungen betreffende Worte lösten unsere erregte Unterhaltung ab. Geflissentlich sprachen wir breit und wortreich über Nebensächlichkeiten, mit Hast verkürzten wir jede Pause des Gesprächs in der Furcht, die schweren, eben verlassenen Verhandlungen, die noch in uns nachzitterten, könnten wieder aufgenommen werden.

Endlich waren wir auf der Straße. Ich nahm seinen Arm, schmiegte mich fest an ihn und fand Worte des Trostes, des

Zweifels an seiner Krankheit, sprach vom Wiedersehen im Sommer, von den lustigen Stunden, die wir dann feiern würden, von meiner Liebe, von der Unnötigkeit seiner Sorge um mich. Und log, log immer wieder.

Er hörte milde und unbewußt lächelnd meinen Reden zu, drückte meinen Arm, flüsterte mir mit einer Stimme, die klang wie letzte Worte eines Scheidenden, zärtliche Namen zu und sah mich hin und wieder mit irren Augen an, die nach einem verlorenen lieben Bild zu suchen schienen.

Zwei Minuten vor dem Abgang des Zuges betraten wir den überfüllten Bahnsteig. Eine lange Zeit für Leute, die mit ihren Gedanken allein sein wollen. Ein paar gleichgültige Bemerkungen über die vielen Menschen, die Länge des Zuges, das Belegen des Platzes wurden gesprochen. Es war, als hätten wir uns nichts Ernstes, Bedeutungsvolles, Schönes, Liebes mehr zu sagen. Wie war das noch vor zwei Stunden so ganz anders!

Mit Kuß und Händedruck nahm er Abschied und stieg ein. Als er das Fenster des Kupees niederließ, setzte sich der Zug in Bewegung. Ein paar Schritte noch lief ich neben dem Wagen her.

„Reis' glücklich — Auf Wiedersehen — Hab Mut und verzage nicht — Ich schreib' dir schnell — Leb wohl, leb wohl," klang es herüber und hinüber.

Dann drehten sich die Räder schneller, der Abstand zwischen uns ward größer, Schwaden von Rauch und Dampf wallten zwischen mir und ihm, verhüllten sein Bild und gaben es wieder frei. Eine Weile noch ein wehendes Tuch, endlich nur mehr schwächer und schwächer tönendes Rollen. Und dann auch das nicht mehr.

Mir war, als flöge er hinaus über eine breit und breiter sich aufspaltende Kluft in die unmeßbare, grenzenlose Ferne, aus der nicht Weg und Steg mehr rückwärts leiten.

Auf weiten Umwegen bin ich heimgegangen. Dumpfheit lag mir im Hirn, Unklarheit im Herzen. Ich wollte Ordnung bringen in meine Gedanken, und es gelang mir nicht. Ich wollte Erkenntnis meiner Gefühle für Paul gewinnen, und fand sie nicht. Ich wollte die Gewißheit erzwingen, daß ich ihn noch liebe wie vorher, und sie ward mir nicht. Mir war, als seien alle innigen und leidenschaftlichen Gefühle und Regungen aus meinem Wesen herausgeflossen, als seien Herz und Geist ganz leer geworden.

Ich rief mir hundert glückliche Stunden ins Gedächtnis, in denen wir froh und sorglos und verliebt beisammen gewesen waren und uns tausend zärtliche Worte gesagt hatten, Stunden, an die ich noch vor ein paar Tagen mit prickelndem Blut und dem Wunsch der Wiederholung gedacht hatte, und die ich mir jetzt nicht mehr vorstellen konnte. Alles blieb leer und kalt.

Ich lief planlos durch die winterlichen Straßen und achtete nicht auf die Richtung meines Weges, als ich mein Herz wieder und wieder fragte, warum es so ruhig schlage zu meinen Gedanken an den Mann, der im rasenden Eilzuge durch die Nacht fuhr, da es doch früher so stürmisch klopfen konnte. Ich preßte die Fingernägel tief in meine Handflächen und riß mich schmerzhaft an den Schläfenhaaren, damit ich aufwache aus der Gefühlsmattigkeit, und konnte sie nicht überwinden. So sehr ich mich auch bemühte, durch Bilder und Erinnerungen meine Gefühle und Sinne zu erregen, es gelang mir nicht.

Ich dachte an die erste Zeit unserer Liebe, wie heiß wir einander begehrt, wie selig wir uns gegenseitig erlöst hatten; ich sah zurück in die köstlichen Nächte, in denen wir eng umschlungen beieinander geruht hatten, während draußen mit dem ersten Morgenschein die Amseln zu rufen begannen; ich erinnerte mich der Heimlichkeit unserer Zusammenkünfte, wie ich, wenn alles

im Hause schlief, leise, tastend, mit behutsamen Schritten, die meinem Verlangen viel zu langsam gingen, zu ihm geschlichen war; ich stellte mir das Bild vor, wie wir mit heißen Köpfen in ernster Arbeit über die Bücher gebeugt gesessen hatten, bis ein fragendes Lächeln, ein rufender Blick, ein lockendes Wort uns Bücher und Arbeit hatten vergessen lassen und wir mit schwerem Atem unter gebrochenen Worten einander in die Arme gesunken waren: und alles, alles stand vor mir, als hätte nicht ich es in bewußtem seligen unbeugsamen Wollen, in wilden Schauern, in süßer Zufriedenheit, in treuer Dankbarkeit gegen das Schicksal, in inbrünstiger Hoffnung auf seine Endlosigkeit als Geschenk an den zärtlich und überschwänglich geliebten Mann erlebt und gegeben, als hätten fremde Menschen es erfahren und mir erzählt.

Stille Traurigkeit, herzliches Bedauern, tiefes Mitleid, der Wunsch, helfen zu können war alles, was ich in jenen Stunden für Paul empfand. Und als ich mir zurief: der Mann, dem du alles gabst, von dem du alles empfingest, was auf der Erde Glück bedeutet, der immer durch deine Gedanken an die Zukunft ging, der soll dir genommen werden: da fand auch dieser Ruf nur einen dumpfen klanglosen Widerhall in meiner Seele.

Daheim in meinem Zimmer fand ich noch die Unordnung, die unser Aufbruch hinterlassen hatte. Aus Gewohnheit begann ich ein wenig aufzuräumen, und wie ich dabei an die Reden dachte, die vor einer Stunde in dieser Stube zwischen ihm und mir hin und her gegangen waren, da hörte ich plötzlich wieder das Wort, das so hart in mein Ohr gefallen war: Rechne damit, rechne mit meinem Tod!

Und wieder traf es mich hart und abermals wollte ich mich dagegen auflehnen. Aber ehe ich noch den trotzigen Gedanken des Widerspruches zu fassen vermochte, zog es wie Ordnung und Klarheit in meine zerfahrene Gedankenwelt und durch meine

verstörten Gefühle. Und ich wußte wie durch rasche Erleuchtung, warum ich nicht mehr in Leidenschaft, Weibesliebe und Hoffnung an Paul denken konnte, warum alle meine Erinnerungen an unsere Hochzeitstunden ohne Wonne blieben:

Der Tod, der ihn begleitet, hat ihn mir genommen, bevor noch sein Grab geöffnet ist. — — —

Da erschrak mein Herz, und ich brach zusammen und weinte über meine Einsamkeit, bis mich am Morgen die Arbeit zu sich rief.

* * *

Die Tage gehen müde vorüber. Mir ist, als sei ich ringsum von dichtem Nebel umlagert, der nirgends den Blick in die Weite nach einem Ziel schweifen läßt.

Es kommen Briefe von Paul mit Erklärungen, Anklagen, Plänen. Ich beantwortete sie mit Lügen, mit Zweifeln an seinem Leiden, mit der Versicherung, daß ich mich wohl fühle in meinem Beruf und ihn nie zu vertauschen gedenke, mit Hoffnungen auf den Sommer und unsere nächste Begegnung. Und jedes Wort muß ich der Feder abquälen, und wenn es geschrieben ist, steht es kalt und fremd auf dem harten weißen Papier. Wie war das früher so ganz anders, wie hurtig lief da die Feder über den Briefbogen, wie rasch und leicht kamen mir die Gedanken und Worte.

Paul schreibt mir, aus meinen Zeilen klinge ein fremder Ton zu ihm. Ich widerspreche und sage ihm, der fremde Ton klinge wohl in ihm selber, und weiß doch, daß alle meine Gefühlssaiten in anderen Noten schwingen als vorher.

* * *

Im Theater ist die ganze Zeit wenig für mich zu tun. »Rosenmontag« hat eingeschlagen und wird Abend für Abend gegeben.

So bleiben mir als Tätigkeit nur ein paar Proben, zu wenig, um mich ablenken und zerstreuen zu können.

* * *

Ich versuche meine Trauer zu analysieren, und kann nicht zur Klarheit kommen. Wem gilt sie mehr, mir oder ihm? Ich bedauere ihn, weil seinem nützlichen, frohen Leben und seiner Lebenslust ein frühes Ziel gesteckt sein soll und beklage mich, weil mir der Tod den Freund, den Liebsten, den Berater, die Zukunft nimmt, und oft will mir scheinen, als sei die Klage um den Verlust, den ich erleide, das stärkere Gefühl in mir.

Ich versuche Vergleiche zu ziehen zwischen den Empfindungen, die mich nach meines Vaters Tod beherrschten und dem Kummer, den ich jetzt fühle. Damals wie heute, so glaube ich, weinte ich mehr um das Gut, das mir genommen wurde, als um den Schaden, der dem Verschiedenen durch sein frühes Lebensende zugefügt wird. Was wissen wir denn davon? Wer sagt uns denn, daß sein Sterben ihm Güter und Freuden nimmt, die er nicht schmerzlos aufgibt, oder schon längst aufgegeben hat?

So ist jede Totenklage eine Äußerung des Egoismus', und ich bin nicht schlechter als andere Menschen, wenn ich weniger um Paul, als um mich trauere.

* * *

Je weiter die Zeit vorwärts schreitet, um so mehr wird die Gewißheit, daß ich ihn verloren habe, ein Bestandteil meines Wesens. Und wieder kommen mir Vorstellungen, wie in der ersten Zeit nach meines Vaters Tode: ich muß oft plötzlich in einem Geschäft innehalten, weil ich das Gefühl habe, von ihm aus weiter Ferne gerufen zu werden, zu ihm eilen zu müssen.

Damals lief ich schnell hinüber nach dem nahen Friedhof an Vaters Grab, und mir war dann, als sei ich bei ihm gewesen. Aber jetzt? Ich muß mir in solchen Augenblicken gewaltsam sagen, daß er noch lebt. Es ist so seltsam, an einen lebenden Toten zu denken.

* * *

Ich prüfe den Verlust, den mein Liebebedürfnis erlitten hat mit der Gewißheit, daß Paul ihm genommen werden soll, und kann seine Größe oder Kleinheit nicht ausmessen. Ich spüre wohl die Unfähigkeit, zärtliche Gedanken zu wecken und sie an das gewohnte Ziel zu richten, aber ich habe nicht das Gefühl eines enttäuschten Verlangens. Kommt diese Gleichgültigkeit daher, daß in diesen Tagen aus meinem körperlichen Sein jede leidenschaftliche Regung, alles Sexualempfinden geflohen zu sein scheint? Und ist diese Flucht veranlaßt worden durch die Erkenntnis des Siechtums, der Hinfälligkeit der Männlichkeit, die bisher allein durch mein Geschlechtsleben ging und die mir so stark und bleibend erschien?

Aber die Seele! Meine Seele, die ihn liebte! Hat sie nach den ersten Tagen des paroxystischen Jammers keine Kraft mehr, ihn lieb zu haben, um ihn zu klagen, zu beten, zu hoffen?

Was kann sein Leiden den hundert reichen, zarten, starken, klugen Bewegungen seines Gemütes anhaben, die ich so innig und bewundernd liebte? Freilich, auch die zerstört der Tod.

Hat er ihn mir schon ganz genommen, so ganz aus meiner Seele heraus genommen, daß sie ihn nicht mehr einhüllen, streicheln und kosen kann wie früher?

Ist mein Liebegefühl so irdisch, selbstsüchtig, kampfunlustig und schwach, daß die Gewißheit, den Liebsten unwiderruflich an einen unbesiegbaren Nebenbuhler zu verlieren, es schon ab-

sterben läßt, daß es nur lebt, so lange die gesunde und unzweifelhafte Sicherheit des Liebebesitzes es nährt und stärkt?

Dann wäre der Tod stärker als die Liebe, und meine Liebe zu ihm wäre nur Sinnenverlangen gewesen.

Das ist ein furchtbarer Gedanke.

* * *

Ich habe in diesen Wochen öfter an Mutter geschrieben als sonst. Das Heimweh packte mich. Mir war, als könnten mir meine Briefe und ihre Antworten bestätigen, daß es in der Welt noch liebe Menschen gibt, die mir gehören und denen ich gehöre, daß in die grauenvolle Einsamkeit, von der ich mich umlagert wähnte, doch noch vertraute Stimmen klingen. Da bin ich im alltäglichsten und unveränderlichsten Gefühl, das die Schöpfung in ihrem ganzen riesenhaften Wirken und Gestalten hervorgebracht hat, im Schutzverlangen des Kindes zur Mutter geflohen.

Die Briefe an sie sind mir fast noch schwerer geworden, als die an Paul. Von dem, was mich erfüllt und bewegt, durfte nichts zwischen den Zeilen zu lesen sein.

Und viel Trost haben mir ihre Antworten auch nicht gebracht, die mir sonst so wohl tun, weil in ihren Schilderungen vom Leben im Pfarrhause zu Langenstedt, von den Streichen und Liebenswürdigkeiten der Kinder, von ihrem eigenen Tun und ihren bescheidenen Plänen so viel Behagen, Reinheit und stille Zufriedenheit lebt. Diesmal versagten sie. Die Erschütterungen, die mein seelisches Gleichgewicht in dieser Zeit erfahren hat, sind zu mächtig, als daß sie durch die Erzählungen von dem gleichmäßigen Langenstedter Kleinleben zur Ruhe gebracht werden könnten.

Ich muß selbst mit ihnen und mit mir fertig werden.

* * *

Das Leben ist stärker als die Liebe, nicht der Tod. Es sucht mich auf und braucht mich und drängt mich aus dem Kreise meiner Trübsal.

»Rosenmontag« ist abgespielt, neue Aufgaben sind mir gestellt, neue Pflichten sind zu erfüllen. Und die oberste ist die gegen mich selbst. Vorwärts, vorwärts! ruft sie mir zu. Du hast nicht gerastet, als du glücklich warst, du hast nach dem Gipfel geblickt und bist voran gestiegen, um deinetwillen, um deiner Kunst, deines Ruhmes, deines Brotes, deiner Ehre willen, du darfst nicht rasten im Leid, erst recht nicht, denn es gewinnt sonst Gewalt über dich und lähmt dir Geist und Seele.

Es ist gut, daß ich wieder schaffen muß, daß ich wieder Bühnenluft atme, Rampenlicht glänzen sehe. Ich darf nicht hindämmern in Trauer. Unser Leben verlangt nicht nur Rücksichtslosigkeit gegen unsere Rivalen, auch gegen uns selbst. Wir müssen den eigenen Kummer bekämpfen, müssen in uns alle Gefühle dämpfen, die die Gefühle der dichterischen Gestalten, die wir gerade darstellen, beeinträchtigen.

Und warum auch jetzt schon trauern? Er lebt ja noch und liebt mich noch wie immer!

Nein, nein, mit diesem Trost kann ich mich nicht betrügen. Wenn ich ihn denke, kommt es mir, daß ich nicht mehr teil habe an seinem Leben. Diese Gemeinschaft ist zu Ende, selbst wenn er noch Jahre leben sollte. Ich könnte ihn pflegen und ihm alle Teilnahme und Sorgsamkeit widmen, die sein Siechtum verlangen, aber . . . . . nein, nein, diese Gemeinschaft ist zu Ende.

Ich klage mich an, daß ich so kalt empfinde, und versuche mich umzustimmen, die alte Glut wieder anzufachen, und kann es nicht. Ich weiß, daß meine Liebe zu ihm reich war, wie im Märchen so reich, und daß sie ihm verschwenderisch Schätze spendete, ihm und mir selbst zu Lust und Gefallen, und weil

ich das weiß, tut es mir unsagbar weh, sie nun in Armut und Not zu erkennen. Sie besitzt nur noch, was andere, die ihn niemals liebten, die er nie liebte, ihm ebenfalls schenken können: Mitleid und Fürsorge.

Mein Leben, mein Lieben und mein Weg sind gewandelt worden in einer kurzen Stunde, und schwarze Lose fielen mir in ihr.

Sein Wort: rechne mit meinem Tod! gegen das ich mich auflehnte, ist mir in dieser Zeit vertraut geworden. Es erfüllt mich ganz und gar, und unter seiner Wirkung zeigt mir die Zukunft ein verändertes Bild, in dem ich seine Gestalt nicht mehr erblicke.

So weit ist er aus meinem Leben gewichen, und darum weine ich so manche Stunde in der Nacht. Ohne Leidenschaft und Verlangen sind meine Gedanken, die zu ihm wandern, und dennoch weiß ich, daß meine Liebe zu ihm das Heiligtum meines Lebens war. Der Tod hat es zerstört, hat mir meinen köstlichsten Seelenbesitz, meinen reichsten Herzenswert genommen, und ich weiß nicht, womit ich nach diesem Raub die geleerten Schatzkammern wieder füllen soll.

Ich flüchte mich in die Arbeit, ich schaffe, lerne, lese bis tief in die Nacht, nur um nicht denken, nicht an die Zukunft denken zu müssen, die doch näher kommt und mich einsamer, hilfloser, leichter besiegbar finden wird, als ich früher war.

Februar.

Die Kollegen schelten mich wegen meines zurückgezogenen Lebenswandels und suchen nach Gründen dafür. Ich war seit Weihnacht nicht an unserem Künstlerstammtisch, und das ist aufgefallen. Zu Anfang vielleicht weniger den Kollegen, als deren Gästen an diesem Tisch, besonders Hasse, von dem sie mit ein-

zwei- und vieldeutigen Blicken, Gesten und Worten erzählen, er habe unzählige Male nach mir gefragt, er sei schwermütig geworden wegen meines Fernbleibens, er wolle sich ein Leid antun, wenn ich nicht bald wiederkäme und ähnlichen Unsinn.

Irgendwer hat mich in den Weihnachtstagen mit Paul Arm in Arm promenieren sehen. Darüber haben sie allerhand Vermutungen aufgestellt und besonders solche, die dem Lebenszirkel und Ideenumfang der Theaterleute nahe liegen und die sich mit ihren Erfahrungen decken. Da soll ich ein Verhältnis mit einem reichen Ausländer haben, soll meine freie Zeit und meine Nächte bei ihm zubringen, soll deshalb die Gesellschaft der Kollegen und Bekannten meiden und dergleichen mehr.

Die Plucke erzählte mir, Hasse habe geäußert, er werde den Nebenbuhler, wenn er ihn kennen lerne, fordern und niederschießen.

Guter Hasse, Sie kommen zu spät. Der Nebenbuhler ist schon von einem Gegner gefordert worden, der stärker ist als Sie.

Seit vierzehn Tagen stecke ich wieder in der angestrengtesten Arbeit. Drei große und bedeutende Rollen habe ich in den nächsten Wochen zu spielen, die Rebekka West in »Rosmersholm«, die Donna Fernanda im »Brandmal« von Echegaray, und die Michaline in »Michael Kramer«. Alle drei sind mir vollständig neu und schwierige aber auch dankbare Aufgaben. Ihr Studium nimmt meine ganze Kraft und Zeit und alle meine Gedanken in Anspruch, und das ist gut. Ich muß heraus aus der Lethargie, ich darf nicht hindämmern, sorgen und klagen, ich muß vorwärts! Und dazu muß ich klar und scharf alle Möglichkeiten ins Auge fassen, die mich vorwärts bringen können, und mich an den Gedanken ihrer Unvermeidbarkeit gewöhnen. — Auch die außerhalb der reinen Kunstleistung liegenden Mittel werde ich anwenden müssen, deren sich die anderen auch bedienen, mögen sie mir noch so verwerflich, verächtlich und widerlich erschienen sein, so lange ich im Besitz reicher Geldmittel war.

Mir graut vor mir selber, daß ich diese Worte so ruhig und kühl hierher schreiben kann. Hat mich das Gefühl, arm und einsam zu sein, in diesen wenigen Wochen schon so verändert, so verdorben, daß ich ohne Schaudern denken kann, ich würde ebenfalls tun mögen, was ich viele andere so oft tun sehe? Oder spiele ich nur mit diesen Gedanken? Nein, nein, dazu sehe ich zu viele Beispiele um mich her, sehe zu klar die Zukunft vor mir liegen und in ihr zu vieles Häßliche, Erniedrigende, dem ich nur entgehen könnte, wenn ein ungeahnter Glückszufall mich treffen sollte. Von dem träume ich, an den klammere ich mich. Das tun wir alle. Er heißt: das glänzende Engagement, die große Gage, die uns die wirtschaftliche Unabhängigkeit, die Erlösung aus Not und Schande bringen soll und die so selten ist, wie das große Los oder die unerwartete amerikanische Erbschaft. Es gibt so wenig reiche Gagen an deutschen Theatern und so viele Schauspielerinnen, die gleichwertigen Anspruch darauf haben.

* * *

Pauls Briefe werden allgemach ruhiger. Gewöhnung ist alles. Die verzweifelten Selbstanklagen sind still geworden. Allen Trost und alle Verteidigung, die ich dafür wußte, habe ich ihm in langen, mühsam verfaßten Briefen geschrieben. Was helfen auch jetzt noch Vorwürfe und der Wunsch, Geschehenes auslöschen zu können! Und das alles ist überflüssig dazu. Seine Schuld an mir ist gering. Was er mir tat, das habe ich selbst gewollt. Lange ehe ich ihn lieb gewann, hatte er mich schon geliebt und hatte in dem Bewußtsein, mir wohl seine Liebe, nicht aber auch die Ehe bieten zu können, jahrelang geschwiegen und entsagt.

Ich weiß nur zu gut, wie tief und heiß seine Liebe zu mir war, und ich kann ermessen, welche gewaltige Energie von ihm aufgeboten wurde, welchen aufreibenden Kampf des Verstandes

mit dem Herzen er immer wieder durchfechten mußte, damit bei unserem steten und nahen Nebeneinanderleben und dem vertraulichen Umgang, den wir pflogen, ihm nicht der Verrat seiner Liebe entschlüpfte. Solche Selbstbeherrschung vermag nur eine reine, tief sittliche, selbstlose Menschenseele zu üben. Und diese Seele hat mir gehört, gehört mir noch und hat mir so viel Liebe, Lust und Glück geschenkt, daß ich ihr nicht zürnen darf, weil der Leib, der sie birgt, matt und verbraucht ist.

Wenn einer von uns beiden schuldig ist, so bin ich es, ich ganz allein. Noch in der Stunde, in der wir uns bekannten, wie lieb wir uns hätten, wollte er mir sein Geheimnis vertrauen. Ich aber gebot ihm zu schweigen in der Angst, er könne mir genommen werden und auch weil mir außer dem Besitze seiner Liebe alles andere gleichgültig erschien. Ja, so geschah es. Seine Liebe wollte ich besitzen, die er mir nie geschenkt hätte, wenn ich nicht selbst die Fesseln gelöst hätte, in die seine Selbstlosigkeit und seine Gewissenhaftigkeit sie gelegt hatten.

Ich weiß noch, als sei es erst gestern geschehen, wie alles gekommen war, und wüßte ich es nicht, so brauchte ich nur die schwarzen Hefte aufzuschlagen und in ihnen nachzulesen, was ich damals aufgezeichnet habe. Mein Liebeverlangen war so stürmisch, meine Sehnsucht, geliebt zu werden, so ruhelos geworden, daß auch das ernsteste Bedenken, das stärkste Hindernis mich nicht hätte abhalten können, mich von ihm lieben zu lassen und ihn wieder zu lieben.

Darum soll er sich nicht mit ungerechten Vorwürfen quälen. Ich allein bin schuldig. Und ich bin dafür gestraft. Denn ich verliere mit ihm die Zuflucht. Das aber weiß er nicht, das soll er nie erfahren. Ich selbst habe es nur dunkel geahnt. Und es ist kein Vorwurf für ihn. Ich habe in bewußtem Willen von Anfang an unseren Bund nur auf die zwangfreie Liebe gestellt, die ihre Pflichten gegen die Liebe des anderen Teils aus sich

allein erkennt und erfüllt. Nichts anderes als die Liebe sollte uns aneinander ketten. Die Ehe oder ein Teilen der Lebenssorgen in irgend einer Form hatte ich in überlegter Absicht ausgeschlossen. Wenn später mein harter Lebenskampf mir diese Absicht verschob, so trifft das nicht ihn, so brauchte das für ihn unser erstes Übereinkommen, nur um der Pflege unserer Liebe willen einander zu gehören, nicht abzuändern. Damals konnte ich so bestimmen. Denn ich war reich an Geld, an Hoffnungen, an Selbstbewußtsein und darum verschwenderisch. Sonst hätte ich mich ihm wohl nicht verschenkt ohne die Gegengabe des Eherings. Und ich danke dem Schicksal, daß es mich damals wähnen ließ, ich sei reich an allen Gütern, die das Leben bekränzen und es hell und sorglos dahin fließen lassen. Aus diesem Wahn entsprang mir das Glück, ein Glück, das hoch und herrlich und heilig und wonnig erwuchs, weil die Sorgen des Alltags nicht daran stießen. In diesem seligen Glück habe ich ihm alles, alles, was die Liebe schenken kann, nur um der Liebe willen geschenkt, und die Liebesgaben, die er mir dafür brachte, erschienen mir damals wie überreiche Gegenwerte.

Damals .....

Vorbei! — —

* * *

Ich verkehre wieder an unserem Komödiantenstammtisch. Wie ich mich noch vor ein paar Wochen in meiner freien Zeit fern von den Menschen, ihrem Geschwätz, ihren Fragen, Anliegen und Neugierden am wohlsten fühlte, so drängt mich jetzt meine innere Einsamkeit zu den Menschen, zu ihren Sorgen, Zerstreuungen, Hoffnungen und Enttäuschungen. Mir ist, als würden meine Plagen und Leiden geringer, wenn ich erfahre, daß sie nicht besser daran sind als ich und dennoch leben, wünschen und sich freuen.

Meine Wiederkehr zu den Kollegen wurde stürmisch begrüßt. An dem ersten Abend, an dem ich wieder zu ihnen ging, — es war wohl vor einer Woche — war der Stammtisch gerade sehr gut besucht. Das gab ein Fragen und Raten über mein langes Fortbleiben, ein Necken und Sticheln über die möglichen und unmöglichen Gründe, die mich fern gehalten haben könnten, ein lebhaftes Fordern und Hoffen, daß ich nunmehr ein regelmäßiger Gast bleiben möge. Der freundliche Willkommengruß, den sie mir boten, tat mir wohl, wenn ich mir auch sagen mußte, daß er sicher mehr ihren lebhaften Temperamenten als ihren freundlichen Gesinnungen entspränge. Ich ward im Laufe des Abends geradezu angesteckt von ihrer Lust und ihrem Übermut und war fröhlich mit den Fröhlichen. Vielleicht auch trat die natürliche Reaktion gegen den Kummer und die Trübsal der letzten Zeit ein. Ich bin doch jung und gesund und begabt, und das Leben darf mir noch nicht erfüllt erscheinen und verschlossen vor Lust und Lorbeeren.

An jenem ersten Abend, den ich wieder mit den Kollegen verbrachte, wurde die Gesellschaft zuletzt ganz ausgelassen lustig. Ein paar Damen sangen pikante Chansons und ein paar Herren trugen Brettllieder vor, wie sie jetzt durch das Wolzogensche Überbrettl modern geworden sind.

Mitten in dem Lärmen, Lachen und Schwatzen setzte sich plötzlich Hasse neben mich. Er war unbemerkt durch eine Seitentür eingetreten und begrüßte mich mit Wärme und Freude. Ich fragte ihn, woher und warum er so spät erst komme, und er antwortete mir mit verschmitztem Lächeln, eine gute Fee habe ihm zugeflüstert, ich sei an diesem Abend hier.

„Die Fee flüsterte jedenfalls durch das Telephon," fragte ich ihn.

„Das ist das Dienstgeheimnis der Fee," antwortete er.

„Und dieses ungemein feenhaft geartete Wesen ist unsere komische Alte? Das können Sie wenigstens verraten," sagte ich.

„Auch das nicht. Man darf doch seine Helfershelfer nicht verraten," meinte er.

„Ich spreche den ganzen Abend keine fünf Worte mit Ihnen, wenn Sie nicht beichten," drohte ich ihm.

Da erzählte er mir, er habe Auftrag gegeben, ihm sofort nach seinem Klub zu telephonieren, wenn ich wieder an den Komödiantenstammtisch komme, damit er sofort zu meiner Begrüßung herbeieilen könne. Also betreibt Frau Flex ihr Kuppelgeschäft munter weiter. Ich war übrigens ganz froh, daß Hasse gekommen war. Die Gesellschaft wurde immer lustiger und freier, es wurde gesungen und getanzt — wir saßen im Nebenzimmer des Restaurants — und die verschiedenen Geschlechter wurden hie und da recht vertraulich, besonders als Hasse, um, wie er mir zuflüsterte, mein Wiedererscheinen unter den Menschen würdig zu feiern, die Leute mit Sekt traktierte. Er blieb an meiner Seite sitzen und plauderte mit mir zurückhaltend und sittsam wie immer und hielt damit die ausgelassenen, halb berauschten Kollegen fern von mir.

Als der Wirt die Polizeistunde bot, hatte die Gesellschaft noch nicht genug gefeiert. Es sollte noch in eine Bar gegangen werden und sie plagten mich so lange, bis ich mich anschloß. Hasse ließ für mich irgend ein verschmitztes Getränk kommen, das ich mit einiger Vorsicht genoß, und wir plauderten im alten Tone weiter. Er wurde ein wenig persönlicher, als er früher gewesen, wollte einiges von meinem Woher und Wohin wissen und behauptete, ich sei bleicher als sonst und meine Wangen seien schmäler geworden. Ich sähe aus, als hätte ich angreifende Tage hinter mir. Dagegen empfahl er mir frische Luft und bot mir, als ich ihm sagte, meine Zeit erlaube mir längere Spaziergänge ins Freie nicht, und die Luft in der inneren Stadt sei nicht besser als die in meinem Zimmer, seinen Wagen für ein paar Stunden am Nachmittage an, der mich aus der Stadt hinaus

fahren könne. Ich war ganz erschrocken über dieses Anerbieten und lehnte heftig ab. Er aber ließ nicht nach und versicherte, er werde mir jeden Mittag um zwei Uhr den Wagen vor meine Wohnung schicken, und wenn dann Kutscher und Pferde Rheumatismus bekämen und Straßenaufläufe entstünden, sei ich schuld daran. Schließlich mußte ich erlauben, daß er an den nächsten Nachmittagen sein Gespann nach dem Theaterrestaurant schicke, in dem ich diniere, und mußte ihm versprechen, den Wagen zu benutzen. Nach vielem Wehren habe ich diesen Vergleich mit ihm geschlossen. Wie früher, so brachte er mich auch diesmal heim. An der Haustür fragte er mich, ob ich bald wieder an den Komödiantenstammtisch komme. Ich sagte, ich wisse es nicht, es hinge von der Arbeit ab. Da bat er mich weich und herzlich, bald wieder, immer wieder zu kommen, und ich sagte: ja. Später ärgerte ich mich darüber. Was ist denn seine Fürsorge um meine Gesundheit, seine Weichheit und Herzlichkeit? Masken und Köder. Ich weiß doch, was ihm die Komödiantin gilt und was er von ihr will.

Am nächsten Mittag pünktlich um zwei Uhr fuhr sein mit hübschen Apfelschimmeln bespannter Wagen am Theaterrestaurant vor, und der Kellner brachte mir ein vom Kutscher abgegebenes Briefchen, in dem noch einmal die Bitte stand, über den Wagen zum Nutzen meiner Gesundheit zu verfügen.

Da zog ich mich an und stieg ein und ließ mich in den weichen Kissen, umhüllt von warmen Pelzdecken zwei Stunden lang spazieren fahren, als sei ich eine sorgenfreie Millionärin. Ich hatte dem Kutscher nicht gesagt, wohin er fahren solle, er schien seine Befehle schon zu haben.

Seitdem stand jeden Mittag um dieselbe Stunde der Wagen vor der Tür, und jeden Mittag fuhr ich, ohne ein Wort zu äußern, nach einer anderen Richtung zur Stadt hinaus. Es ist wie im Märchen, aber es ängstigt und bedrückt mich.

Vorgestern Abend traf ich Hasse zum ersten Male wieder

am Stammtisch. Ich dankte ihm für seine Freundlichkeit und bat ihn, nunmehr den Wagen nicht mehr zu schicken. Er ließ sich aber nicht abweisen, erklärte, ich tue ihm einen großen Gefallen, wenn ich den Pferden Gelegenheit zur Bewegung gäbe, die sich sonst die Beine steif ständen, und behauptete, ich sei noch immer blaß und schmalwangig und müßte noch viel frische Luft schnappen. Da gab ich abermals nach und quälte mich später mit ängstlichen Bedenken darüber.

* * *

Soll ich von allen den Tausenden Schauspielerinnen, die darauf warten, allein das große Los gewinnen? Will der märchenhafte Glückzufall, von dem wir alle träumen zu mir kommen?

Als ich vorhin von meiner Spazierfahrt heimkam, fand ich einen Brief von der Berliner Agentur mit einem Vertrag nach Hamburg auf drei Jahre, beginnend mit 700 Mark. Mir stand das Herz still, als ich das las und wieder las, denn ich wollte es nicht glauben. Das bedeutet das Ende aller Not. Mein Gott, wenn das Wahrheit würde! Gastieren muß ich vorher. Das ist gut und ist mir lieber als mit offener Kündigung hinzugehen. Vor dem Gastieren ist mir auch nicht bange. Ich würde sicher gefallen, denn ich wollte mir schon Mühe geben. Eine Rolle darf ich selbst wählen, die zweite bestimmt die Direktion. Das ist immer so. Ob ich aber von hier fort komme? Das Hamburger Engagement beginnt am 1. September, und ich habe hier noch zwei Jahre lang Vertrag. Aber es ist doch nicht denkbar, daß der Direktor mich nicht gehen ließe. Ich habe ihm immer gut und fleißig gedient. Er kann mir doch nicht meine ganze Zukunft verbauen. Und er wird es auch nicht. Es wäre ja unmenschlich. Ich bin so unruhig, daß ich kaum still sitzen kann. Wenn es doch nur erst Theaterzeit wäre, daß ich ihn fragen könnte. Jetzt

am Nachmittage weiß ich ihn nirgends zu treffen. Wenn das Wirklichkeit würde. Und es muß! muß! Und dann! Heraus aus der Niederung und aus dem Sumpf und vorwärts in die klaren Höhen, auf denen nur Kunst, nur reine Kunst wohnt, auf denen die ganze häßliche Begleitung weit dahinten bleibt.

* * *

Mir ist sehr bange zumut. Daß der Direktor meine Freude und hohe Erwartung nicht teilen werde, konnte ich mir wohl denken. Ja, ich hatte mir kaum vorgestellt, daß er mir entgegenkommend meine Entlassung gewähren, kurz sich wie ein anständiger Mensch benehmen würde. Aber ich hatte doch geglaubt, daß er meinen Bitten und Vorstellungen nachgeben werde. Ich ging vor der Vorstellung zu ihm und trug ihm den Fall vor. Er sagte:

„Ich freue mich sehr, daß Sie auch außerhalb unserer Stadt Anerkennung zu finden scheinen und wünsche Ihnen alles Gute. Ich möchte Ihnen sehr gern behilflich sein, vorwärts zu kommen, ich weiß aber wirklich nicht, ob ich Sie, ohne mich selbst zu schädigen, entlassen kann. Es ist sehr fraglich, ob ich jetzt noch einen passenden Ersatz für Sie bekomme."

„Aber gewiß," bemerkte ich mit Selbstverkleinerung, „so unersetzlich bin ich leider nicht. Und es laufen Dutzende umher, die eine bessere Komödie spielen als ich."

„Diese Dutzende sind alle schon verpflichtet," meinte er, „und ich kann jedenfalls nichts beschließen, bevor ich nicht die Gewißheit habe, eine tüchtige Kraft zu bekommen und besonders eine Dame, die meinem Publikum gefällt."

„Aber verehrter Herr Direktor," drängte ich ihn, „bis dahin ist das Hamburger Engagement doch längst besetzt. Sie wissen, daß ich meine Erklärung möglichst umgehend einschicken muß

und können sich denken, daß ich nicht die Einzige bin, die auf Hamburg wartet."

„Um Ihnen entgegen zu kommen, will ich noch heute Abend an meine Berliner Agenten schreiben und anfragen, was sie haben."

„Nicht schreiben, Direktor, telegraphieren Sie, auf meine Kosten, mit bezahlter Antwort."

„Gut! Auch den Gefallen will ich Ihnen tun."

Ob er Wort gehalten hat? Ich werde diese Nacht kein Auge schließen. Ersatz für mich bekommt er, so viel er haben will. Das weiß ich genau. Aber wer weiß, ob er will? Bis hinauf zu den Direktoren plagt uns alle der Neid. Von dem guten Willen dieses einen Menschen hängt jetzt meine Zukunft ab. Bei ihm steht es, ob ich zu Wohlstand komme und ein Künstlerleben in Wohlanständigkeit führen werde, oder ob ich in Sumpf und Dürftigkeit mich plagen muß. Ist das nicht entsetzlich? Und welche Sorte von Menschen ist es, von denen in solchen Augenblicken unser Schicksal abhängt? Leute, die ihre Entschließung nicht aus vornehmer Gesinnung und nach den Grundsätzen der Menschlichkeit und Sittlichkeit fassen, die sich vielmehr von engherzigen und eingebildeten Geschäftsvorteilen, von kleinlichen Schikanen und eigenen unsauberen Wünschen bestimmen lassen. Es ist eine feine Welt, diese unsere Welt!

* * *

Alles zerbrochen! Im Laufe der Nacht hatte ich mich schon an den Gedanken zu gewöhnen versucht, daß alle meine Hoffnungen zusammen brechen würden, aber es blieb doch noch viel Zuversicht lebendig. Ich konnte mir nicht denken, daß dieser Mensch so niedrig, neidisch und selbstsüchtig sein würde, mir alle Wünsche zu vernichten. Aber ich bin ja beim Theater!

Mir wäre es mit der Aufbietung alles Willens zum Bösen

nicht möglich, einen Menschen darben zu lassen, dem ich helfen könnte. Und hier geschieht es leichtherzig. Eine verfluchte, verdorbene Menschenklasse! Und man ist wehrlos dagegen. Was hilft es mir, daß ich dem Direktor deutlich meine Verachtung ausgedrückt habe? Das bringt mich keinen Schritt vorwärts und schadet mir nur in meiner hiesigen Stellung. Was sind wir doch für arme, abhängige, geknebelte Geschöpfe! Ein Wort von ihm konnte mich über den ganzen Jammer und alle Häßlichkeit hinaus heben, ein anderes stieß mich tief hinein. Ich war schon heraus, träumte mich schon heraus. Da traf mich um so herber die Enttäuschung und die durch die Enttäuschung geweckte Gewißheit, in das Elend hinein zu müssen. Zunächst wohl in meiner Vorstellung nur, aber ich weiß, daß meine Körperlichkeit nachfolgen muß. Ein Wort der B. fiel mir ein, mit der ich in meinem ersten Engagement zusammen war: Sie schenken es keiner, rief sie mir einmal zu, die Agenten, Regisseure und Direktoren! Wir müssen alle durch den Schlamm! — — —

Nach meiner nachmittäglichen Spazierfahrt ließ ich heute am Markt halten und stieg aus und lief alle vier Seiten ab. Ich war ganz verzweifelt und zu allem entschlossen.

„Wenn jetzt einer kommt," sagte ich zu mir, „und sagt: geh mit mir, ich gebe dir hundert Mark! bei Gott, ich gehe mit ihm. Wenn es nun einmal sein muß, warum dann noch zögern, warum nicht sofort."

Und ich sah nach Männern aus, denen ich mich an den Hals werfen könnte und ging hinauf in das Wiener Kaffee, zum erstenmal in meinem Leben allein in ein Herrenkaffee und setzte mich hin und blickte herausfordernd um mich und sah, wie die Gäste mich mit dreisten, schätzenden, begehrlichen Blicken anstierten und mir ward nicht übel. Ich dachte nur: So kommt doch und kauft! Ich bin auf den Markt geworfen worden von meiner Kunst, der ich mein Leben, meine Kraft und alle meine guten Gefühle

gewidmet habe und die mich dafür zur Dirne macht. So will ich ihr denn in Schande dienen! Kauft doch! Kauft! Ich bin leidlich frische Ware und guter Leute Kind. Aber ich muß mich verhandeln. Meine weiße Haut und mein rotes Haar und die Lust meines Leibes muß ich verhandeln, damit ich vorwärts komme, damit das liebe kunstsinnige Publikum und besonders die faulen, satten dummen Bürgerweiber Freude haben an den neuen Fetzen, die ich an jedem Abend vor ihnen ausstelle und die ich mit Schande bezahle. Habt ihr schon einmal gehört, daß es eine Kunst gibt, die so gemein ist, Schmach und Buhlerei über ihre Dienerinnen zu verhängen? Es gibt eine, wahrhaftig! Nur, nur, ich weiß nicht, ob sie eine echte Kunst ist. — —

Sie hätten wohl gern gekauft, aber sie trauten sich nicht recht heran. Vielleicht schaue ich noch zu anständig aus. Was weiß ich?

Wie es gekommen ist? O, sehr einfach. Der Direktor erklärte mir am Morgen, als ich zu ihm ins Büro kam: „Es tut mir leid, ich kann Sie nicht entlassen. Sie haben sich hier Ihren Anhang geschaffen, haben das Publikum und die Presse gewonnen, ich wäre ein Tor, wenn ich Sie gehen ließe, ehe ich muß, oder ehe ich weiß, daß Ihre Nachfolgerin ebenfalls gefällt."

Ich bat ihn so inständig ich konnte, mich frei zu lassen, stellte ihm vor, was für mich davon abhänge, erbot mich, ihm ein paarmal umsonst zu gastieren, rechnete ihm auf, welchen materiellen Schaden er mir bereite, wenn er mich zwinge, die hohe Gage fahren zu lassen: alles war vergebens, er blieb hart. Und als wir weiter redeten, da enthüllte er mir schamlos und zynisch auch die tieferen Gründe seines Widerstandes. Die Schauspielerin mag er nicht gern fortgehen lassen aber noch weniger gern das Weib. Und er hatte die Stirn, mir das zu sagen.

„Bedenken Sie auch, liebes Fräulein," säuselte er, „daß Fräulein Friederizi in der nächsten Saison nicht mehr hier ist und daß dann..... wenn Sie wollen..... hm..... wie

drücke ich mich doch aus ..... Sie verstehen mich schon ..... ja, so meine ich es ..... hm, eh, eh, ... daß dann Sie gewissermaßen die erste Dame an meiner Bühne wären ..... ja ..... Sie verstehen schon. Wie gesagt, wenn ....."

Ich muß ihn ganz verständnislos angeschaut haben, denn er begann noch einmal:

„Ja und dann, sehen Sie, dann wird doch manches anders. Und ..... hm ..... Sie spielen dann, was Sie wollen ..... hm ..... und der Gagenausfall ..... hm, hm ..... über den werden wir dann schon auch wegkommen ..... hm, eh, eh ..... ich denke ..... hm ..... Sie wissen schon ....."

„Nichts weiß ich," redete ich ihm zu, obgleich ich langsam zu begreifen begann, „wollen Sie nicht deutlicher sein?"

„Hm, na, ja," begann er wieder, „sollte es denn nicht möglich sein, ... hm, hm ..... daß wir ..... eh, eh ..... ein wenig Gefallen aneinander fänden .....?"

Da mußte ich trotz meines Jammers laut auflachen.

„Sie und ich," lachte ich ihm ins Gesicht. „Direktor, lassen Sie sich mal von einem tüchtigen Psychiater untersuchen; Sie scheinen mir reif zu sein."

„Ah, ah, das ist stark!" ereiferte er sich. „Das hat man nun davon. Auch noch Hohn. Aber, aber ....."

Ich war unwillig geworden und wollte die Unterhaltung beenden. Der ganze Groll über seine niedrige Natur stieg in mir auf, und der Ekel über diesen Jämmerling, der sich auch zum Menschengeschlecht zählen darf und der, so kläglich und gemein sein ganzes Sinnen und Trachten auch sein mag, so bedeutungslos er auch in der menschlichen Gesellschaft dasteht, doch im Augenblick Gewalt über mein Schicksal hatte. Das empörte mich über die Maßen und ließ mich mit Gott und der Welt hadern. Und mit ihm besonders.

„Aber, aber," unterbrach ich ihn hart, „was kümmern mich

alle Ihre Aber! Ich frage Sie, ob Sie so viel Anständigkeit zusammenbringen können, mich aus meinem Vertrag zu entlassen?"

„Ich kann nicht, und ich will nicht," entgegnete er.

„Sie sind ein Schurke," schrie ich ihm darauf ins Gesicht. Ich war fassungslos vor Entrüstung. Er zuckte zurück, als habe er einen Schlag erhalten. Aber sofort faßte er sich wieder, rieb mit süßsaurem Lächeln die Hände ineinander und höhnte mich an:

„Auch auf diese nicht ungewöhnliche Weise erzwingen Sie Ihre Entlassung nicht. Die Gewißheit, hier aushalten zu müssen, wird Ihnen schmerzlicher sein, als mir die Beschimpfung aus Ihrem reizenden Munde. Und das ist meine Revanche."

Da drehte ich mich um und ging davon und schlug hinter mir die Tür ins Schloß.

Abends war ich am Komödiantenstammtisch und habe die ganze Geschichte erzählt. Auch daß ich den Direktor einen Schurken genannt hatte, was unter der armseligen Sklavenschar ehrfürchtiges Staunen auslöste. Ich mußte Zerstreuung, Ablenkung haben und blieb bis tief in die Nacht. Mein Fall wurde lebhaft erörtert, und im Anschluß an ihn unser ganzes Elend, unsere Unfreiheit und Dürftigkeit. Ich versuchte, mir unter den gleicherweise geschlagenen Kollegen Kummer und Last von der Seele zu reden, so wenig das auch an dem Ungemach ändern kann. Aber was haben wir denn sonst, um uns unser Schicksal einigermaßen erträglich zu machen: schimpfen und auf bessere Tage hoffen, nach jedem Zusammenbruch immer wieder hoffen. Das hält uns aufrecht.

Hasse war auch da und saß wie immer neben mir. Er hat es mit angehört, als ich den Leuten sagte, daß ich aus allen Sorgen heraus gewesen wäre, wenn der Direktor mich entlassen hätte, und daß ich nun um so tiefer hinein müsse.

Wie gewöhnlich brachte er mich heim. Ich fragte ihn unter-

wegs, ob er nicht auch empört sei über des Direktors schofeles Verhalten.

„Das schon," sagte er, „aber trotzdem, nehmen Sie es mir nicht übel, freuen wir uns, daß Sie hier bleiben. Und wir würden Ihnen schon das Leben lustig und behaglich einrichten, wenn Sie nur wollten."

Er sagte „wir" würden Ihnen das Leben behaglich einrichten und meinte doch „ich würde". Ich weiß längst, was er möchte, und kann und kann doch nicht. Und dennoch.....

Er redete mir ruhig und beschwichtigend Trost zu mit allerlei billigen Vernunftgründen: daß dieses Hamburger Glück nicht das letzte sei, das mir geboten würde, daß ich noch jung sei und deshalb nichts verpaßt habe, daß es vielleicht vorteilhaft sei, wenn ich hier im kleineren ruhigeren Verhältnis meine Begabung noch etwas ausreifen lasse, daß ich hier beliebt und geschätzt sei und zwar nicht nur als Künstlerin, sondern auch als Mensch, womit er besonders auf sich selbst zielte. Und dergleichen dürftigen Verstandeskleinkram redete er noch mehr.

Guter Hasse, das alles ist ja sehr freundlich gemeint und vielleicht auch ganz richtig. Aber jetzt, gerade jetzt brauchte ich das Glück, da ich am Ende meiner Mittel und doch von Schande, Käuflichkeit und Not noch nicht berührt, befleckt und ernüchtert worden bin. Ist das einmal anders geworden, was nützt mir dann noch das Glück? Wahrscheinlich wird es mir dann überhaupt nicht mehr als Glück erscheinen, sondern als ein schuldiger Tribut, den mir meine Kunst bezahlen mußte für alles, was ich um sie und ihretwegen erlitten und geopfert habe.

Es ist vorüber gegangen, das Glück, ich weiß es. Und dafür bleibt das andere an meinem Wege stehen, das Gefürchtete, Verabscheute, Erniedrigende..... das Unvermeidliche.

* * *

Ich spiele schlecht in dieser Zeit. Ich kann mich darüber nicht täuschen. Auch in der Presse ist es mir zweimal gesagt worden. Die Leute schrieben, ich sei nicht mehr in der guten Form wie früher und fragten, ob ich überarbeitet sei oder mich sonst indisponiert fühle. Mit milden Worten sagten sie es. Das ist der Anfang. Bald werden schärfere Tadel folgen, wenn ich mich nicht zurecht finde. Ich kann mich in dieser Zeit nicht zusammenraffen, kann meine Gedanken und Gefühle nicht auf die Rollen und ihre Darstellung konzentrieren. Immer laufen mir fremde, zerstreuende, ablenkende Gedanken dazwischen, Gedanken, die sich mit mir selbst und meinem Weg beschäftigen, nicht mit dem Los der Gestalten, die ich auf die Bühne stellen soll. Das muß anders werden. Ich darf diese Zerfahrenheit, dieses zwecklose Träumen von plötzlichen Glückszufällen, das Suchen nach Wegen aus meiner Not nicht Herrschaft über mich gewinnen lassen. Mein Können und meine Arbeitskraft darf ich mir nicht ankränkeln lassen, meine oft anerkannte Fähigkeit, die Charaktere zu ergründen, zu erfassen und in ihrem Wesentlichen treffend darzustellen, darf ich in unfruchtbarer Grübelei und selbstquälerischen Sorgen nicht ihre Schärfe und Sicherheit verlieren lassen. Ein Schuß Leichtsinn tut meinem Blut not. Ich sehe so viel Überfluß davon bei den Kolleginnen, und kann ihn mir selbst nicht angewöhnen.

„Das Beste aus der Lage zu machen suchen, in der man sich gerade befindet, auch wenn das Beste nicht gerade etwas Gutes ist." Diesen guten Rat gab mir neulich die Plucke. Was aber ist hier das Beste?

Am freiesten und leichtesten fühle ich mich noch auf meinen täglichen Spazierfahrten. Es ist so wohlig, mit gelösten Gliedern in den weichen Kissen zu sitzen, sich willenlos von einer fremden Kraft hierhin und dorthin führen zu lassen, in jeder Minute neue Bilder zu sehen und zu wissen, daß trotz der Aufgabe des eigenen Willens doch alles in Sicherheit und Behagen verlaufen wird.

An jedem Mittag hält der elegante Wagen am Theater-

restaurant und erwartet mich. Zuerst leisteten sich die Kollegen ein paarmal neckende Bemerkungen, als aber das Vorfahren der Equipage zur ständigen Einrichtung wurde, gewöhnten sie sich daran. Ich bin überzeugt, sie glauben felsenfest, zwischen mir und Hasse bestehe eine der beim Theater üblichen Liebschaften, und es würde gar keinen Zweck haben, diesem Glauben zu widersprechen. Wozu auch? Die Annahme, ich sei Hasses Geliebte, erniedrigt mich nicht vor meinen Kollegen. Im Gegenteil! Wir werden wegen eines Verhältnisses, wenn es nur vorteilhaft ist, eher beneidet als verachtet. Und überhaupt: das Verhältnis ist eine so allgemeine Erscheinung bei uns. Ich möchte sagen: wer von uns ein bißchen auf sich hält, hat seinen Liebhaber. Und die Welt da draußen regt sich auch nicht besonders auf über unser sittliches Verhalten, so lange wir nicht zu viele Ehemänner wegfangen. Was liegt denn daran, ob wir verkommen und verderben. Wir sind ja nur Komödianten!.....

So gelten Hasse und ich vor den Kollegen als verbunden. Nur ich selbst kann mich mit diesem Gedanken nicht abfinden. Meine Selbstachtung sträubt sich dagegen. Und auch die Erinnerung an Paul zieht mir eine Schranke. Ach, Paul! Manchmal ist es mir, als seien wir schon jahrelang getrennt.

Als ich ihm noch gehörte, fand ich in diesem Bewußtsein den stärksten Schutz gegen jede Anfechtung. Meine Beziehungen zu ihm, so innig sie auch gewesen sind, erschienen mir nie als unerlaubt und tugendlos. Für ihn hütete ich meinen Stolz und meine Tugend. Das ist nun vorbei. Für wen soll ich mich jetzt bewahren? Es hat doch keiner Freude und Glück daran.

* * *

Der würdige Herr Direktor revanchiert sich weiter. Als ich heute Vormittag zur Probe kam, empfing mich sein Sekretär

auf der Bühne und überreichte mir ein paar Briefe. Einer war von dem Direktor selbst. Er schrieb, er habe in der letzten Zeit andauernd beobachten müssen, daß ich in Toiletten auf seiner Bühne erscheine, die weder modern noch elegant seien. Seine Regisseure hätten ihm gesagt, ich setze ihren die Toilettenfrage betreffenden Anordnungen Widerstand entgegen. Aus den beiliegenden Briefen vornehmer Damen der Stadt könne ich ersehen, daß auch dem besseren Publikum die Dürftigkeit meiner Kleidung auffalle. Sollte das so weiter gehen, so werde er leider gezwungen sein, mich in Zukunft die Rollen des zweiten Faches spielen zu lassen.

Der eine der Briefe „vornehmer Damen" war von Frau Konsul Rosenzweig, der andere von Frau Oberstleutnant von Wilbert. In dem einen stand, ich führe meine Toiletten dem Publikum bis zur Ermüdung oft vor, in dem anderen, ich lasse zweifellos in einem Schneideratelier zweiter Klasse arbeiten, meine Kleider seien einfach monströs, und die Schreiberin, deren Ansichten von vielen Logenabonnentinnen geteilt würden, mache den Direktor darauf aufmerksam, daß die Besucherinnen der besten Plätze seines Theaters gewisse Forderungen an die Ausstattung der Stücke stellen müßten.

Wahrhaft vornehme Damen, diese beiden! Das sitzt in den weichen Theaterfauteuils und ist zu dumm, um die Kunst im Spiel und im Stück begreifen zu können und kritisiert dafür die Kleider der Schauspielerinnen! Das hat nie im Leben danach fragen müssen, woher das Geld für Kleider, Schmuck und Tand kommt und schreibt in seinem Unverstand Briefe über unsere mühsam erarbeiteten, oft den notwendigsten Bedürfnissen des Leibes abgedarbten Toiletten und ist sogar zu beschränkt, um einsehen zu können, auf welchem tiefen Niveau die Bildung eines Menschen sich bewegt, der von einer Theatervorstellung nichts anderes mit nach Hause bringt, als eine Klage über den mangelhaften Kleideraufwand der Darstellerinnen.

Ich wollte diesen Frauenzimmern erst ein paar gesalzene

Briefe schreiben, in denen ich ihnen einesteils ihre Beschränktheit auseinandersetzte und ihnen andererseits klar machte, wieviel man von dreihundert Mark Gage Toiletten kaufen könne, aber ich sagte mir, daß die guten Leute in ihrer Oberflächlichkeit das alles doch nicht verstehen würden.

Und von ihrem Standpunkte aus haben sie auch recht. Diese vornehmen Damen gehen doch nicht ins Theater, um sich an tüchtigen Leistungen der Schauspielkunst oder einer neuen literarischen Erscheinung zu ergötzen; die wollen ihre eigenen Toiletten zeigen, auf der Bühne neue Kleider- und Mäntelmodelle sehen und Zwischenaktsklatsch machen.

Blieb noch der Direktor, mit dem ich hätte ins Gericht gehen können. Aber dieser arme Sklave seines Publikums ist auch nur halb schuldig. Und er hat nicht ganz unrecht. Ich habe in den letzten Monaten gegeizt und gespart wie noch niemals vorher. Und mehr als mir nützlich und vorteilhaft ist. Fleiß und Kunst allein bringen uns nicht vorwärts, es muß auch eine möglichst kostbare Emballage der Kunstleistungen dabei sein. Das weiß ich wohl und handelte doch nicht danach, weil, weil .....

Ich bin zu kraftlos und gleichgültig, um mich gegen die neuen Widerwärtigkeiten aufzulehnen. Ich weiß nicht einmal mehr, was ich mit den Briefen angefangen habe. Aber ich will mich erkundigen, ob mir irgend ein Konfektionshaus Kredit gewährt.

Gegen welche Sicherheit?

Es ist ja alles so armselig und lächerlich.

* * *

Es gibt ein Sprichwort, das heißt: wo Aas liegt, sammeln sich die Raben. — Das wende ich jetzt auf mich an. Dieses Verfahren ist gewiß nicht sehr geschmackvoll und auch nicht sehr delikat, es gefällt mir aber. Wo irgend ein niedergebrochenes

Stück Wild liegt, kommt allerlei freibeuterisches Gesindel heran, um an seinem wehrlosen Leib sich etwas zu gute zu tun.

Auch ich bin niedergebrochen, oder vielmehr, die Krücke, die mich aufrecht hielt, ist zerbrochen; die paar tausend Mark Vermögen, die bisher meine Unabhängigkeit stützten, sind zerronnen.

Es ist, als ob die lieben und edlen Mitmenschen, die von dem Zusammenbruch der Kraft und der Widerstandsfähigkeit eines Nebenmenschen einen Vorteil oder ein Vergnügen für sich selbst erwarten, eine feine Witterung für den Eintritt dieses Ereignisses besäßen, genau wie die Raben und Füchse im Walde für das Fallen einer Rehgeiß.

Hasse, über dessen sich an mich hängende begehrliche Wünsche ich nie im Zweifel war und den ich deshalb in einem gewissen Abstand von mir hielt, scheint anzunehmen, ich sei reif für die Kapitulation.

Er hat mir gestern so etwas wie eine Liebeserklärung gemacht, natürlich auf freie Liebe abzielend, und ich habe ihn nicht von mir gejagt. Auch dazu war ich zu kraftlos und gleichgültig. Und schließlich: ich habe auch mit Paul in freier Liebe gelebt, warum soll ich also hier zimperlich tun, so lange es sich nur um die Anfrage handelt.

Hasse hatte mir eine Art von Hinterhalt gelegt. Sein Wagen fuhr mich gestern nach Westen hin aus der Stadt hinaus auf glatter Landstraße. Weit draußen hielt das Gefährt plötzlich still, und Hasse trat mit lachendem, frostfrischem Gesicht an den Wagenschlag. Er habe hier draußen geschäftlich zu tun gehabt, behauptete er, und sei glücklich, seinem Wagen mit dem köstlichen Inhalt zufällig zu begegnen. Ob ich nicht aussteigen und ein Stück mit ihm gehen wolle, der Weg sei trocken und der Wintertag hell und mild.

Ich dachte mir gleich, daß dieses Zusammentreffen eine Abkartung sei, und war neugierig auf den Fortgang. Den Wunsch,

auszusteigen, konnte ich ihm wohl nicht abschlagen, und kletterte aus dem Wagen. Er rief dem Kutscher irgend einen Befehl zu, und dann trotteten wir Seite an Seite der Stadt entgegen.

Zuerst sprachen wir von allerlei Gleichgültigem, Theater, Wetter, Gesundheit, Kollegen, dann kam er auf die Einsamkeit zu reden, in der ich hier lebe, und meinte unter einigen nicht übermäßig geistreichen Scherzen, ob ich daraus nicht eine Zweisamkeit machen möchte. Ich fühlte, er wollte mit solchen Reden die Brücke schlagen zu deutlicheren Angeboten und verhielt mich sehr zurückhaltend. Vorläufig, so bemerkte ich ähnlich geistreich wie er, sei meine Einsamkeit ja aufgehoben, denn so weit ich zählen könne, gingen wir hier zu zweien.

Er blieb dennoch beharrlich bei dem Thema und gab dem Gespräch bald eine ernsthafte Wendung, sprach davon, daß er keinen Menschen kenne, mit dem er sich vertraulich besprechen könne, daß der Verkehr mit den Geschäftsfreunden und Klubgenossen nur eine leere, oberflächliche Gewohnheit sei, daß er oft das Verlangen hege, mit einem teilnehmenden Menschen das und jenes zu beraten, was ihn tiefer berühre als Geschäftssorgen und Gesellschaftsklatsch, daß er sich einen Ort wünsche, an dem er den Industriellen, Sportsman und Kasinovorstand ausziehen und sich behaglich, etikettenfrei, wohlgelitten und verstanden fühlen dürfe.

Ich sagte ihm, das alles könne er doch bei einer Gattin oder, falls er zu den orthodoxen Junggesellen gehöre, bei seiner Mutter finden, die sich gewiß freuen werde, wenn ihr Sohn sie recht oft besuche. Da sprach er weiter:

„Meine Mutter ist alt und versteht nicht alles, was mich bewegt. Und außerdem ..... Aber, warum raten Sie mir so, da Sie als kluges Mädchen doch ganz genau wissen, daß ich mich nach einer anderen Gesellschaft sehne. Seit dem Anfang der

Saison, seitdem ich Sie zuerst gesehen habe, hege ich keinen innigeren Gedanken, als den, mich Ihnen nähern zu dürfen, erfüllt mich eine aufrichtige, tiefe und auch leidenschaftliche Neigung zu Ihnen, von der Sie glauben dürfen, daß sie nicht nur ein vorübergehendes Gefallen an Ihrem Wesen, an Ihrem Äußeren ist, daß sie fester in mir wurzelt, als jemals vorher eine Neigung, die ich für eine Frau empfunden habe. Und wenn Sie die ein wenig erwidern könnten, wäre ich der glücklichste Mensch auf der Welt und würde Ihnen dankbar sein mit allem was ich bin und habe."

Als er begann, mußte ich zuerst denken, daß eine Liebeserklärung eigentlich eine sehr komische Sache sei. Wahrscheinlich empfand ich so, weil ich selbst in diesem Fall keine Liebe fühle. Als Paul und ich uns fanden, ging es ganz anders zu. Schulgerechte Liebeserklärungen haben wir uns damals nicht gemacht. Es kam alles ganz von selbst und als höchst selbstverständlich. Dann fiel mir auf, daß alles, was mir Hasse sagte, reichlich abgebraucht und schwunglos sei. Auch deshalb wirkten seine Worte jedenfalls nicht auf mich. Nur ein wenig Eitelkeit regte sich in mir. Hier neben mir ging ein Mann, der mindestens eine starke begehrliche Leidenschaft für mich empfand. Diese Erkenntnis tut uns Frauen immer wohl. Und auch meine Spottlust wurde geweckt von der Überzeugung, daß der gute Hasse die tief sitzende Neigung gewiß vor mir schon mancher anderen Frau versichert hatte. Und der Spott diktierte mir spitze Worte:

„Wie lange rechnen Sie wohl," fragte ich ihn, „wird Ihre Neigung anhalten? Es wird mir schwer, zu glauben, sie sei ernster aufzufassen als die übliche bequeme Saisonliebe, die die Herren Kavaliere für eine Schauspielerin sechs Monate lang aufzubringen sich bemühen, die zu ihrer Freude enden darf, wenn das Engagement der Dame abläuft und Beruf und Dienst sie nach einer anderen Stadt führen. Für die lange Zeit, die ver-

liebte und werbende Menschen die Ewigkeit zu nennen belieben, besitzt diese Art Liebe wohl nicht Lebenskraft genug."

„Warum nicht," entgegnete er mit Eifer. „Warum soll ich Sie nicht so lange lieben können und wollen, als bei Menschen überhaupt die Liebefähigkeit anhält? Das kann mir doch nicht schwer fallen. Sie sind schön und klug und ich bin überzeugt, Sie können auch sehr zärtlich sein."

Ob ich das kann, lieber Hasse! Aber das geht dich nichts an! So sprach es in mir, und meine Spottlust wollte den offenherzigen Werber weiter necken.

„Zu welchem Ziel sollte uns beide gesellschaftlich und wirtschaftlich so verschieden gestellte Menschen wohl die Liebe führen?" fragte ich ihn. Er wurde vorübergehend still und verlegen und sagte dann zögernd:

„Zu welchem Sie wollen."

Es reizte mich, ihn weiter in Verlegenheit zu bringen. Aber die Lust, ihn für seinen illegitimen Liebesantrag zu bestrafen, ließ mich die Vorsicht vergessen, als ich ihn fragte:

„Auch bis zum Standesamt?"

Schnell sollte ich meine Unüberlegtheit bereuen. Er schaute mich sehr ernst an und sagte mit fester Stimme:

„Auch bis zum Standesamt! Wenn ..... wenn Sie mir ..... verzeihen Sie meine Offenheit, aber sie scheint mir notwendig zu sein in so ernsten, die Zukunft vorbereitenden Augenblicken ..... wenn Sie mir die Versicherung geben können, daß noch nie ein Mann Sie besessen hat."

Warum hatte ich ihn herausgefordert? Jetzt war es an mir, eine Weile in Verlegenheit zu schweigen. Ich empfand jedoch bald die Beredsamkeit dieses Schweigens und brach es recht wenig glücklich:

„Würden Sie die Versicherung, die Sie von mir verlangen, auch von den Mädchen aus den guten Bürgerhäusern Ihres Bekanntenkreises fordern?"

„Verzeihen Sie," antwortete er, „wenn ich jetzt ein paar Worte spreche, die Ihnen als arge Unzartheiten erscheinen werden. Ich bitte Sie dazu dringend, beziehen Sie diese Worte nicht auf sich. Ich spreche ganz allgemein und selbstverständlich mit Ausnehmung Ihrer Person. Sie selbst, die Sie ein paar Jahre lang Erfahrungen bei der Bühne gesammelt haben, wissen sehr gut, daß man ein Verlangen, wie wir es eben besprachen, mit mehr Notwendigkeit an eine Dame vom Theater stellen muß, als an ein Mädchen aus unseren Bürgerkreisen."

War das nicht Geringschätzung unseres Standes? Ich wollte ihm als Vergeltung schon von den Verfolgungen und Belagerungen erzählen, die die Tenöre und Heldendarsteller von den tugendhaften Mädchen aus seinen Bürgerkreisen erdulden müssen. Aber ich sagte mir, daß auch er wohl beim Theater Erfahrungen gesammelt haben werde, die ihn zu dem Glauben von unserer geringeren Tugendhaftigkeit berechtigten. Deshalb ging ich nicht weiter auf seine Rede ein und sagte nur:

„Man sollte trotzdem nicht verallgemeinern."

„Das tue ich weiß Gott nicht," erwiderte er, „und Sie müssen fühlen, daß ich gerade Sie selbst himmelhoch über andere Frauen stelle. Ich würde sonst das, was ich Ihnen sagte, nicht in der Form der demütigen Bitte, nicht wie den innigen Wunsch nach Gewährung eines schönen Glückes, einer beseligenden Gunst vorgetragen haben."

„Sind Sie sonst gewöhnt, einfach zu fordern oder zu kaufen?" fragte ich ihn.

„Das gewiß nicht," wehrte er ab, „aber es ist mir wohl dann und wann vorgekommen, daß meinen Wünschen die Wünsche der Damen, an die sie sich richteten, auf halbem Wege entgegen kamen, und daß wir uns deshalb ohne viel Frage und Antwort schnell verstanden."

Auch das erschien mir wie eine Frechheit gegen meine Kolleginnen, und dennoch konnte ich nicht mit Überzeugung widersprechen. Ich habe es ja so oft beobachten müssen, wie leicht und willig sie sich einem Mann ergaben, so daß ich jetzt fürchten mußte, er werde mir in der Beharrlichkeit, mit der er seine Absichten verfolgte, auch noch Beweise erzählen.

„Ich finde, wir reden reichlich ungeschminkt miteinander," sagte ich, um nur überhaupt etwas zu sagen. „Glauben Sie, daß die ganze sehr deutliche Unterhaltung überhaupt einen Zweck hat?"

„Gewiß," sprach er dagegen. „Ich meine, die äußerste Offenheit schafft am ehrlichsten Klarheit über Situationen, Wünsche, Absichten und Zukunftspläne, und man erreicht mit ihr am schnellsten das Ziel."

Das Ziel! Ich kenne sein Ziel sehr genau und ich war entrüstet, weil er immer und immer wieder in dieser unverhohlenen Weise davon sprach. Ich wollte der peinlichen Unterhaltung ein Ende machen und sagte ziemlich scharf:

„Warum treiben Sie dann die Offenheit nicht noch das letzte Restchen weiter? Warum enthüllen Sie Ihr Ziel nicht vollständig? Warum sagen Sie nicht einfach zu mir: werden Sie meine Maitresse!"

Ein halblauter Ausruf der Überraschung, vielleicht der Ablehnung klang neben mir. Dann herrschte für eine hundert Schritte lange Weile Schweigen zwischen uns. Nachher begann er:

„So häßlich haben Sie meine Worte, meine Werbung aufgefaßt. Das betrübt und verletzt mich."

„Aber warum denn? Und warum denn sentimental werden?" spöttelte ich. „Bringen wir doch einmal alle Gefühle, Wünsche und Absichten, von denen Sie in der letzten halben Stunde gesprochen haben, in eine praktische Formel! Die heißt einfach: Schenk mir deine Gunst, so geb ich dir mein Geld! So und nicht anders liegt der Fall doch."

„Ganz so liegt er eben doch nicht," erwiderte er. „Ich hatte mir gedacht, Ihr kluger Kopf, Ihr Verständnis für mancherlei Erscheinungen, die durch die Welt gehen, Ihr Interesse für viele Dinge, die außerhalb Ihrer Kunst liegen, Ihre vielseitige Bildung würden zwischen uns festere, schönere und mannigfaltigere Beziehungen herstellen können, als sie zwischen Leuten bestehen, die in einem Verhältnis nach der von Ihnen angedeuteten Art miteinander leben. Ich hatte geglaubt, Sie sollten mir nicht nur die geliebte Freundin sein — und daß ich Sie liebe, daran können Sie doch nun mal nichts ändern — Sie sollten mir auch die freundliche Gefährtin werden, mit der ich besprechen könnte, was mich bewegt, mit der ich meine Pläne, Sorgen, Vorteile und Fehlschläge, auch die geschäftlichen, beraten würde. Und wenn ich dann zum Dank dafür, daß Sie mir meine Sorgen tragen helfen, einen Teil der Ihren auf mich nähme, so wäre das doch nicht mehr als gerechte Vergeltung."

„Sehr hübsch ausgedacht und sehr geläufig vorgebracht," höhnte ich weiter, „nur schade, daß ich an den schönen und reinen Charakter unserer zukünftigen Beziehungen nicht so leicht glauben kann. Ich werde die Vermutung nicht los, daß nicht das Teilen Ihrer Sorgen, das Beraten Ihrer Geschäfte meine Hauptaufgabe sein würde, sondern die ..... na, ja, die anderen Obliegenheiten, für deren willige Ableistung Sie mir meine Sorgen abnehmen wollen, mit anderen Worten, für die Sie mir so und so viel in bar oder in Geschenken zuweisen würden. Sie sehen, ich kann auch offenherzig reden."

„Das ist nicht Offenherzigkeit," stritt er, „das ist Verdrehung aller meiner Bitten und Vorschläge."

„Mag es so sein," beharrte ich, „es ist meine Überzeugung. Ich halte ein harmonisches, den ärmeren Teil nicht verletzendes Bündnis zwischen zwei Leuten von so ungleicher Vermögenslage und Gesellschaftsstellung, wie wir es sind, einfach für ausge-

schlossen. Sie sind der reiche Mann aus den ersten Kreisen der Stadt, und ich bin die arme, gesellschaftlich untergeordnete Komödiantin. Das ist wie Tag und Nacht."

„Aber nimmt denn nicht oft ein reicher Mann ein unbemitteltes Mädchen zur Frau?" warf er ein. Ich aber unterbrach ihn schroff:

„Frau! Frau! Das ist ein Unterschied. Sie besorgt sein Haus und gebiert ihm Kinder....."

Hier fiel er mir so plötzlich in die Rede, wie ich ihm vorhin, und sagte:

„Das alles ist doch in einer Gewissensehe ebenfalls nicht ausgeschlossen."

Da blieb ich stehen. Weiter durften wir dieses Thema nicht spinnen, wenn nicht Worte gesprochen werden sollten, die jeder Zartheit und gesellschaftlichen Form bar waren. Er blieb neben mir stehen und war ziemlich verblüfft, als ich ihm sagte:

„Nach diesen letzten Worten halte ich es für richtig, daß wir unsere Unterhaltung abbrechen. Ich wenigstens verspüre nicht die mindeste Lust, sie fortzusetzen."

„Jetzt sind Sie mir bös," klagte er, „und ich habe doch wahrhaftig nicht die Absicht gehabt, Sie zu verletzen."

„Ob ich Ihnen böse bin, weiß ich im Augenblick nicht," entgegnete ich. „Jedenfalls haben Sie ein paar mildernde Umstände für sich. Damen meines Standes, mit denen Sie früher ein ähnliches Gespräch führten, waren wohl weniger empfindlich als ich, und das hat Sie verwöhnt."

„Geben Sie mir einen Beweis, daß Sie mir nicht zürnen," bat er, „ich habe sonst Tag und Nacht keine Ruhe."

„Das wäre eine gerechte Strafe," sagte ich, „nur bin ich überzeugt, daß Sie trotz meines Zornes sehr gut schlafen werden."

„Kommen Sie heute Abend in die Klause an den Künstlertisch," bat er weiter.

„Das kann ich nicht versprechen. Und jetzt ist meine Zeit um, ich muß heim zum Studieren."

Ich grüßte ihn leicht und ging nach der anderen Seite der Straße. Wir waren mittlerweile in der Vorstadt angekommen. Er zog tief den Hut, wandte sich und schritt den Weg, den wir gegangen waren, zurück.

Beim Weitergehen überdachte ich noch einmal den ganzen Hergang unserer Unterhaltung. Ich war verstimmt und aufgebracht und am meisten über mich selbst, weil ich den unverfrorenen Antragsteller nicht mit Schimpf und Hohn von mir gejagt hatte. Wie wäre ich noch vor einem Vierteljahr mit ihm ins Gericht gegangen! Und jetzt hatte ich ausgehalten, hatte ihm geduldig zugehört, ihm geantwortet, mit ihm disputiert und ihn schließlich mit einer halben Zusage für ein neues Zusammentreffen verlassen. Und das alles, weil ich mich in meiner Hilflosigkeit und Armut unfrei und unsicher fühle, weil ich in meiner Einsamkeit die paar Leute nicht von mir jagen möchte, von denen ich glaube, daß sie mir freundlich gesinnt sind.

Und was war denn meine Zurückweisung seiner Angebote? Nichts anderes als ein Hinausschieben der Annahme. Vielleicht nicht der seinen, wenn er sie nach unserer heutigen Auseinandersetzung nicht wiederholen sollte, aber der Annahme solcher Anträge überhaupt. Wenn er nicht wiederkommt, so wird ein anderer Mann sie an mich stellen, und eines Tages werde ich sie annehmen, annehmen müssen, weil meine berufliche Zukunft mich dazu zwingt.

Irgendwo in der Bibel, ich glaube im Buch Hiob, steht das Gebet: Herr, mein Gott laß mich nicht arm werden, damit ich nicht schlecht werde!

Ich bin arm, und wenn ich beim Theater bleibe, wird mich weder Hiobs noch ein anderes Gebet vor dem Schlechtwerden behüten. Und wohin soll ich gehen um der Gefahr zu entrinnen? Ich weiß keinen Weg.

Daheim fand ich keine Ruhe zum Lernen. Die Erlebnisse der vergangenen Stunde wirkten aufregend nach. Ich mußte weiter nachdenken, erwägen und prüfen. Besonders mich selbst. Wenn ich Hasse liebte, so mußte ich mir gestehen, dann flöge ich jetzt, nachdem er mir seine Liebe bekannt hat, wohl mit Wonne und Frohlocken in seine Arme. Denn meine Sinne sind nicht immer kühl und gelassen, sie wünschen sich manchmal Beruhigung. Aber so steht eine Schranke zwischen uns beiden. Und dennoch habe ich manchmal das Gefühl, als würde ich willenlos und widerstandslos zu ihm hingedrängt.

Um ein klares Bild meiner Lage zu gewinnen, habe ich meinen Vermögensstand nachgerechnet. Das war keine leichte Arbeit. Denn ich habe schon seit Wochen mein Kassabuch nicht mehr geführt. Wozu auch? Wenn das Geld verbraucht war, würden es mir wohl die Banken melden, dachte ich, und im übrigen kenne ich ja meine Einnahmen, von denen am Ende des Monats nichts mehr übrig ist. Ich habe herausgebracht, daß von meinem Reservefonds noch zweihundert Mark auf der Bank liegen. Soviel kostet ein mäßig elegantes Kleid. Und dann .....? Was dann kommt wissen wir alle, wir vom Bau.

Vorläufig aber ist meine Tugend noch zweihundert Mark wert! Mit dieser tröstlichen Feststellung habe ich mein Kassabuch wieder in den Schrank geschlossen.

Abends bin ich richtig an den Komödiantenstammtisch gegangen, wie es Hasse verlangt hatte. Ich versuchte, mir eine Weile vorzutäuschen, es geschähe, weil die Kollegen mich aufforderten, ich war aber ehrlich genug, mir einzugestehen, daß ich in der unklaren Befürchtung, Hasses Teilnahme zu verlieren, gegangen war. Ich hatte die dunkle Vorstellung, als verbinde sich mit ihm eine Hoffnung, eine Aussicht für mich, und verachtete mich selbst, weil ich so empfand oder rechnete. Das ist Entgegenkommen, nein mehr, das ist schon Hörigkeit.

Wir beide waren den ganzen Abend ziemlich einsilbig. Er brachte mich wie immer heim, und auch unterwegs sprachen wir kaum zehn Worte miteinander. Erst beim Abschiednehmen brachte er eine längere Rede vor.

„Gestatten Sie mir, Ihnen einen Rat zu geben," begann er, „den ich heute Nachmittag vergaß, und fürchten Sie nicht, daß ich Ihnen noch einmal von meinen Gefühlen für Sie spreche. Ihre künstlerische Begabung ist so groß, daß sie Sie nach meinem und nach anderer Leute Urteil an die ersten deutschen Bühnen führen müßte. Sie fügen sich selbst den größten Schaden zu, wenn Sie diese großen Gaben in kleinen Sorgen verkümmern lassen."

Damit schieden wir. Kleine Sorgen nennt er, was mich drückt. Sind wir Komödianten denn wirklich so verkannt, oder auch so verrufen, daß der Kampf, den wir um unsere Anständigkeit führen, von den Leuten eine „kleine Sorge" genannt werden darf, im Gegensatz wohl zu der „großen Sorge", die dieser Kampf den sogenannten anständigen Frauen bereitet.

* * *

Ich hatte Paul von meinen Hamburger Hoffnungen und ihrem Zerrinnen geschrieben. Heute bekam ich einen langen lieben Trostbrief von ihm. Er meint, genau wie Hasse, ich sei noch jung, und der Hamburger Antrag sei wohl nicht das letzte Glück, das mir in meinem Leben und in meinem Beruf begegne. Und er fährt fort: „Eine Gewißheit gibt dir das angebotene Engagement: du bist nicht mehr eine von den hundert und aberhundert Schauspielerinnen, die nur in der Stadt bekannt sind, in der sie gerade spielen. Man beobachtet jedenfalls deine Entwicklung und deine Leistungen. Der Hamburger Direktor und vielleicht auch noch der und jener andere wird von deinem Agenten auf

dich hingewiesen worden sein und hat deine Darstellungen in der Presse verfolgt. Darum mußt du jetzt das Beste geben, was du deinem Künstlertum abgewinnen kannst, mußt mit Eifer und Unermüdlichkeit vorwärts streben und dich durch nichts von der Arbeit in deiner Kunst ablenken lassen. Du hast in den wenigen Jahren, die du der Bühne angehörst, schon viel erreicht, du kannst die höchsten Ziele erklimmen, wenn du jetzt nicht nachlässest, und ich weiß, daß du das selbst einsiehst."

Mir kam beim Lesen von Pauls Brief einen Augenblick lang der Gedanke, ihm meine Not zu schildern und seine Hilfe zu erbitten, aber sofort verwarf ich ihn wieder. Er ist krank und bald vielleicht nicht mehr fähig, sein Brot zu verdienen. Dann wird er alle seine Ersparnisse für sich brauchen.

Ich freue mich, daß er an mein Können glaubt und von meiner großen Zukunft überzeugt ist, und diese Freude läßt mich einstweilen meine Sorgen leichter tragen. Aber ich werde trotzdem nicht leichtsinnig. Ich weiß, daß die stolze Zukunft mir nicht ohne mein Zutun und bequem entgegenkommen wird, daß ich mir vielmehr in unermüdlicher Arbeit den Weg zu ihr bahnen muß. Erklimmen kann ich den Gipfel, die Gaben und die Kraft dazu sind vorhanden, und unbeeinträchtigter Arbeit würde der Aufstieg zum Ruhm sicher gelingen.

Ist dieses Ziel das Opfer der letzten Güter wert? —

* * *

Sie haben mir die Titelrolle in »Madame sans gêne« geschickt. Der Oberregisseur redete mich heute früh darauf an und sagte in dem formlosen Duzton, den die Herren Vorgesetzten sich ohne weiteres uns armen leicht ersetzlichen dienstbaren Geistern gegenüber anzuschlagen erlauben: Jetzt zeig mal den Leuten wieder, was du kannst! Reiß dich mal zusammen! Weiß der Teufel,

was in dich gefahren ist. Was warst du vor Weihnacht für ein Kerl. Die schwierigsten Sachen hast du nur so aus dem Handgelenk gedreht, und jetzt bist du manchmal nicht zum Ansehen. Es könnte, weiß Gott, einen Hund jammern, wie du dein Talent verkommen läßt. Ich habe beim Direktor durchgesetzt, daß du die Rolle bekommst. Jetzt mach mir keine Schande und laß dir auch ein paar anständige Fetzen dazu machen. Das eine kann ich dir sagen: es ist der letzte Versuch. Wir haben nicht Zeit und Geld genug, um lange mit dir experimentieren zu können. Wird's wieder nichts, dann ist es vorläufig aus mit dem ersten Fach.

Ja, ja, ihr guten Leute, ihr habt von eurem Standpunkte aus vollständig recht, ich von meinem aber auch.

Vor Jahren, als ich während der Herbstferien auf dem Gute der Eltern meiner Schülerin Gerda von Dresbach war, habe ich einmal ein Kesseltreiben auf Hasen als Treiberin mitgemacht. Dabei umstellen Jäger und Treiber in weitem Kreis ein großes Terrain und schreiten auf ein gegebenes Zeichen hin alle von allen Seiten nach dem Mittelpunkte zu, wobei der Kreis, den ihre Kette bildet, immer enger wird. Die armen Hasen werden durch das Vorwärtsgehen der Menschen, so weit sie nicht entkamen, als die Maschen des Netzes, das ihre Nahrungsgebiete einfaßt, noch weiter waren, immer dichter auf einem immer kleiner werdenden Raum zusammen getrieben, die Abstände zwischen den Jägern werden immer geringer, die Fluchtmöglichkeit für das Wild wird immer unwahrscheinlicher.

Ich komme mir jetzt vor wie ein Hase im Kessel. Von allen Seiten umgeben mich Treiber, die mich dem Jäger schußgerecht festlegen wollen: Sorgen, Not, Einsamkeit, Zusammenbruch der Karriere, Ansprüche des Direktors und des Publikums, der Wunsch, viel Geld zu verdienen, der Ehrgeiz, aufwärts zu klimmen, das Verlangen, meinen Verwandten zu beweisen, daß ich recht wählte, als ich Schauspielerin wurde, die Unmöglichkeit, mich

von Mutter und den Verwandten füttern zu lassen, die Aussichtslosigkeit, in einem anderen Beruf unterzukommen: das alles drängt und treibt mich und hat den Kessel schon so eng umstellt, daß es für mich kaum noch ein Entrinnen gibt. Und zwischen den Treibern steht beutelüstern und erfolgsicher die Jägerin Schande und hält sich schon bereit, mich niederzustrecken.

Ich weiß nicht, was noch daraus werden soll. Daß sie mir auch diese »Madame sans gêne« schicken mußten, zu der ich nichts von meinen älteren Kostümen verwenden kann, für die ich mir ein sehr gefälliges Wäscherinnenkostüm und ein paar sehr kostbare Empire-Kleider anschaffen muß, da die Marschallin Lefèbvre, Herzogin von Danzig, doch nicht in Satin zu Hofe gehen kann. In Schrimm oder in Neuruppin wäre das wohl möglich, aber in der Stadt der Konsulin Rosenzweig und der Frau von Wilbert wäre es ein fluchwürdiges Verbrechen. Die Götter mögen wissen, wie das enden soll. Ich werde allmählich zur Fatalistin und warte in Stumpfsinn und Wehrlosigkeit auf die angenehmen Überraschungen, die das Schicksal mir bereit hält.

* * *

Vorgestern war das Genossenschaftsfest des Stadttheaters, dessen Reinertrag dem Pensionsfond der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger zufließen soll. Wir vom Neuen Theater waren dazu eingeladen und auch erschienen, nachdem bei uns die Komödie zu Ende war.

Hasse schickte mir, — so sehr ich mich auch dagegen gewehrt hatte — seinen Wagen, auf den er zur Feier des Ereignisses neben den Kutscher auch noch einen Diener gesetzt hatte. So fuhr ich stolz nach dem Festlokal, und keiner sah dem stattlichen Gefährt an, daß darin ein armes furchtgequältes, sorgengeplagtes Menschenkind saß. Der gefällige Besitzer des Wagens

empfing mich mit einem Strauß prächtiger Rosen im Vestibül, bot mir ritterlich den Arm und führte mich in den fast überfüllten Saal. Unser Einzug erregte einiges Aufsehen. Es war gerade eine Pause zwischen den Vorträgen, mit denen die Kollegen vom Stadttheater ihre Gäste langweilten. Die Versammlung war glänzend. Was in der Stadt Namen, Rang und Reichtum besitzt, war erschienen. Da der Oberbürgermeister und der kommandierende General das Protektorat des Festes übernommen hatten, war die ganze bessere Gesellschaft angetreten. Trotz Hasses Ritterlichkeit und seinem Bestreben, mich vor den Leuten auszuzeichnen und ihnen ebenbürtig erscheinen zu lassen, konnte ich nicht recht froh werden. Ich mußte denken: Wagen, Diener, Rosen und Ritterlichkeit gehören auch mit zu dem Kesseltreiben.

Die Vorträge waren langweilig und zu lang ausgedehnt. Die richtige Komödiantenmanier. Jeder hielt seine kleine Person und Kunst für den wichtigsten und glänzendsten Bestandteil des Festes und sang oder sprach so lange wie möglich. Dabei war der literarische und musikalische Wert der Sachen, die sie losließen, recht mittelmäßig. Nicht *er* hatte die Wahl bestimmt, sondern die Frage, ob die Dichtung oder der Gesang dem Vortragenden gut lägen. Es bricht bei unseren Leuten immer wieder der Tiefstand des künstlerischen Urteils durch. Wir schätzen auch eine dramatische Dichtung oder Oper nicht nach ihrer allgemeinen poetischen oder musikalischen Bedeutung, sondern nur nach der Rolle, der Partie, die sie uns bietet. Und so beeinflußt die liebe Eitelkeit unser Urteil stärker, als irgend eine andere Regung oder ein kritisches Bedenken. *Wir* sind immer die Hauptsache, alles andere ist zweiter Ordnung. Freilich, außer der überhebenden Selbsttäuschung und den paar, gleichviel ob mit guten oder bösen Mitteln herbeigeführten Augenblickserfolgen, gewinnen wir auch nichts in unserem Beruf.

Nach dem Kunstunfug wurde an kleinen Tischen soupiert.

Hasse, der zum Komitee gehörte und eine rot-weiße Rosette am Frack trug, saß unter uns Künstlern und führte mich zur Tafel, was in der braven Bürgerschaft scheinbar wieder einiges Aufsehen erregte.

Nach dem Souper begann der Ball, und Hasse tanzte als mein Tischherr die Polonaise und den ersten Walzer mit mir, um danach ein Dutzend Damen aus seiner Gesellschaft herumzuschwenken. Er tanzt sehr gut, das muß ihm der Neid lassen, und gehörte überhaupt zu den wenigen Herren, die den Frack zu tragen verstanden und die sich mit selbstverständlicher Eleganz bewegten.

So lange die ehrsamen und nobelen Leute aus der Gesellschaft da waren, ging es ziemlich steif zu. Gegen zwei Uhr fingen diese an, sich nach und nach zu verkrümeln, und es etablierten sich unter dem zurückbleibenden minderwertigen Volk gemütliche Tische und Ecken. Wir vom Neuen Theater saßen von Anfang an zusammen in einer Nische, und Hasse und ein paar andere Herren aus der Stadt, die sonst zu den Verkehrsgästen unseres Komödiantenstammtisches gehören, gesellten sich zu uns.

Es ging sehr lustig zu bei uns, besonders da der Sekt nicht gespart wurde. Und auch ich bin allmählich lustig geworden. Als ich das Gehudel um mich her sah, in dem so viele den Kopf hoch trugen, die Stunde genossen und erwartungsfroh und erfolggewiß in die Zukunft blickten, die weniger begabt sind als ich, weniger können, weniger arbeiten und unschöner aussehen, da fielen auch von mir die Zukunftfurcht und Gegenwartsorge ab, und ich wurde frei und leicht und siegessicher. Ich glaubte wieder an mich und meinen Aufstieg, ich wußte, daß ich durch meine Gaben und meine Arbeit mehr Recht auf Glück habe, als die meisten Bühnenleute, die in dieser großen Stadt mimen, und das ließ mich fröhlich mit den Fröhlichen sein.

Und auch das Kesseltreiben und der Jäger, der mich erlegen

würde, erschienen mir nicht mehr so entsetzlich und grausam. Alle die Kolleginnen, die hier um mich herum saßen, waren auch einmal gejagt worden, wurden es noch und waren doch lebensfroh, von ihrer Bedeutung und Zukunft überzeugt, umworben und gefeiert. Und sie lebten alle noch, und niemand sah ihnen äußerlich an, was sie getan hatten und ertragen mußten. Mir kam die resignierte und fast beruhigende Überzeugung, das Kesseltreiben sei eine notwendige, unumgängliche aber doch vorübergehende Begleiterscheinung meines Künstlerlebens. Mir schien, ich würde auch den mit Widerstreben und Abscheu betretenen, durch Sumpf und Giftgewächse führenden Teil meiner Straße überwinden können, in dem Bewußtsein, daß es keinen anderen Weg gibt und daß ich, wenn ich über die schlimme Stelle hinweg gekommen und danach immer höher bis zu dem lichten Gipfel gestiegen wäre, auf sie herabblicken würde, wie auf ein häßliches, in Dämmerung und Nebel versinkendes Erlebnis meiner Wanderschaft. Das Gefühl, überwunden zu haben, auf der Höhe angekommen zu sein, würde mich alle Wegmühe vergessen lassen: so fühlte ich, und dieses Gefühl machte mich heiter und ließ mich freundlich sein zu Hasse. Ich lachte und scherzte und tanzte mit ihm einen Tanz nach dem anderen und trieb hundert Tollheiten und Torheiten, wie die anderen auch. Mir war, als würde ich immer über aller Schuld und Schmach stehen, wenn ich sie auch beging und trieb, als könne sie mich nur äußerlich leicht berühren, aber niemals meine inneren Güter treffen und beflecken, meine Kunst, mein Streben, meine heiligen Erinnerungen, meine Liebe für alles Große, Schöne, Reine. Was ich auch tat, es würde entschuldigt werden durch die Notwendigkeit, durch den Zwang und durch den Erfolg. Herz und Seele blieben rein davon, wenn auch der Körper litt. In dieser Höhenstimmung, in diesem Freiheitsgefühl und Überlegenheitsbewußtsein genoß ich die Lust und Freude dieser Nacht.

Als der Morgen nahte, bat Hasse, mich in seinem Wagen heimfahren zu dürfen, und ich sagte zu. Unterwegs zog er mich an sich und flüsterte mir heiße Liebesworte, wilde Bitten um Erhörung, tolle Verheißungen von Glück und Zukunft ins Ohr, und ich ließ es geschehen, ließ alles über mich ergehen, und es erschien mir wie selbstverständlich, daß er so zu mir sprach, mich so umfaßte.

Und er bog meinen Kopf zurück und küßte mich hundertmal, und ich ertrug auch das, wie etwas Erwartetes.

Und heute sitze ich vor meinem Beichtstuhl und gewahre, daß Freiheitsgefühl, Höhenempfindungen und Überlegenheitsbewußtsein nur Selbstvergessen und Taumel waren, daß Sorgen, Not und Schmach, die mir in jener Nacht wie unwirkliche, leicht zu verscheuchende Schemen erschienen, sehr wirkliche Erscheinungsformen annehmen können. Neben dem Tagebuch liegt die Rolle der »Madame sans gêne«, und ich muß an die kostbaren Empiretoiletten der Dame denken.

Das Kesseltreiben geht weiter. Taumel und Rausch vom Künstlerfest, Liebesworte und Küsse von der Heimfahrt gehören auch dazu und haben sich als neue Treiber zu den alten gesellt.

Ende März.

Helene, ich sag dir's im Vertrauen nur: Du bist nun doch einmal eine Hur, so sei's auch eben recht.

Mir ekelt vor mir selbst, daß ich die Worte Valentins zu mir sprechen kann, ohne vor Entsetzen zu vergehen. Mir graut, weil ich nicht lieber als das Dirnengeschäft alles andere Leidvolle und Erniedrigende unternommen habe: den schlechtesten Dienst, die härteste Arbeit, die Flucht von allen Bequemlichkeiten und Genüssen, das Meiden des Theaters, die demütigende Bitte um Aufnahme bei meinen Verwandten, und wenn das alles mir nicht Zuflucht und Rettung brachte, den Gang in den Tod.

Ich habe es nicht vermocht, habe von allen diesen ehrlichen Wegen nicht einen gehen, nicht in die niedrige Arbeit, die Dürftigkeit, die Demütigung, den Tod mich flüchten mögen. Ich bin lieber eine Hur geworden.

Viele Wochen lang habe ich dagegen gerungen, mich davor entsetzt, mich angeklammert an alles, was mir Halt gewähren konnte, an die Erinnerung des Elternhauses, die Liebe Pauls, den Schmerz der Mutter, den Abscheu vor der Berührung eines ungeliebten Mannes, das Bewußtsein, noch sittlich über den Kolleginnen zu stehen, die Furcht vor der Abhängigkeit von einem fremden Manne, die Angst vor den Folgen des Geschlechtsverkehrs. Und nichts hat mich gehalten. Der Kampf währte zu lange, über meine Kräfte lange.

Die Not allein hat mich nicht besiegt, so hart sie mich auch in den letzten Monaten bedrängte. Oft habe ich mich abends hungrig niedergelegt, in zahllosen Stunden habe ich mühsam bei der Nadelarbeit gesessen, um die umarbeitende Schneiderin zu ersparen. Mittagbrot habe ich in den letzten Wochen nur noch für ein paar Pfennige gegessen unter dem Vorgeben, ich neige zum Starkwerden. Und wurde doch immer magerer. Und noch manche andere Entbehrung habe ich ertragen, zwecklos und nutzlos, denn die paar Groschen, die ich mir von des Leibes Nahrung absparte, haben den Zusammenbruch nicht um eine Woche aufgehalten.

Die Eitelkeit war Bundesgenossin der Not, und die ehrgeizige Sucht in die Höhe zu kommen, der Ersten eine zu werden, Tausende zu verdienen. Sie hielt mich ab, das Theater zu verlassen, sie log mir vor, die Schande sei geadelt, die im Dienste der Kunst begangen werde, sie falle von mir ab, wenn ich das Höchste erreicht hätte. Und ich glaubte der Lüge und ging in die Schande. Aber, du sollst es mir bezahlen, Kunst, du sollst!

Und ging in die Schande. Und nun graut mir, weil alles das, was mir noch vor kaum einem Vierteljahr entzückende

Glückseligkeit, freiwillig und freigebig gespendete und empfangene Wonne, Empfindung der süßesten Lust, Ausdruck der hingebenden Liebe bedeutete, ein elendes schändliches Geschäft, eine widerwärtige Pflicht gegen den Käufer meines Leibes geworden ist.

Und das alles bin ich, und litt ich, und tat ich, und tue es wieder und wieder, und das Grauen vor mir selbst hat mich noch nicht von der Erde verscheucht.

Nicht wie die anderen habe ich es getan, die sich in gedankenloser Sinnlichkeit, in moralischer Gleichgültigkeit dem ersten Besten oder dem besten Zahler an den Hals werfen, ich wußte, was ich tat, wußte, daß ich mich aus der Gemeinde der Reinen schied, wenn ich es beging, empfand vorher, daß ich mich selbst verachten würde, wenn es geschehen war, sah voraus, daß Abscheu und immer neuer Kampf mich vor jeder Wiederholung erfüllen und martern würde und mußte es dennoch tun. In bewußter Überhörung der Stimmen meines besseren Ich, in kühler Berechnung der Zukunft, in eitler Sucht nach Ruhm und Gold mußte ich es tun.

Warum floh ich nicht vorher? Warum blieb ich in dem Kampf, den ich verlieren mußte, wie Tausende vorher ihn verloren hatten! Alle Mächte, die gegen uns aufstehen, sind stärker als wir, stärker als unsere Sittlichkeit, stärker als unsere Fähigkeit, zu darben. Nur Flucht kann uns bewahren, eilige Flucht. Wie viele aber vermögen zu fliehen? Der Bühnenzauber bannt unsere Schritte.

Es geschah, wie ich es fast erwartet hatte und wie ich es in der Widerstandschwäche, in die ich mich gesorgt, gedarbt und gehofft hatte, nicht abzuwehren vermochte. In einer Nacht nicht lange nach dem Genossenschaftsball habe ich mich Hasse hingegeben. Es war nicht Begehren, nicht Liebe, nicht Leichtsinn dabei. Zur Not und zur Sorge hatte sich eine, vielleicht durch den Weingenuß bewirkte, Verminderung der Urteilsschärfe gesellt, und so geschah es in einer Stunde der Kampfmüdigkeit. Und da es einmal geschehen war, erzeugte es Wiederholungen. Verpflich-

tung hing sich an mich, deren Ursprung ich nicht abgelehnt hatte, und so fügte sich Glied an Glied zu einer Kette, die mich drückt und festhält, und die ich nicht zerreißen kann. Eine Art von Dirnenanständigkeit hindert mich daran. Eine andere würde ihm sagen: „für das, was du mir bezahltest, habe ich dir genug getan." Ich kann das nicht. Ich bin wohl eine Hur, aber ich bin's nicht recht.

An einem Abend kam er an den Komödiantenstammtisch und bat mich, bei der Feier seines Geburtstages, die er in seinem Hause abhalten wollte, die Stelle der Herrin einzunehmen. Als ich zögerte, sagte er, Frau Flex werde als dame d'honneur da sein. Ich dachte bei mir, Frau Flex sei mehr eine dame du deshonneur und sagte doch schließlich zu, und weiß nicht mehr warum; vermutlich, weil ich schon damals nicht mehr die Kraft zum Widerspruch besaß.

An dem festgesetzten Abend holte mich sein Wagen ab. In seiner Wohnung war alles festlich und prächtig hergerichtet. Blumen überall, ein paar livrierte Diener standen umher, eine reich gedeckte Tafel glänzte, eine Flut von Licht zog durch die vornehmen Räume. Ich hatte meine Freude an ihrem gediegenen Glanz, an der echten Behaglichkeit, an der kunstsinnigen Ausstattung. Und neben der Freude wurde meine Begehrlichkeit erregt. Ich wünschte mir, auch einmal so zu wohnen und dachte, meine Kunst solle es mir bald bescheren. Außer mir waren die Heroine, die Naive und die Opernsoubrette vom Stadttheater mit ihren Freunden da, von uns die Plucke mit ihrem Schatz und die gänzlich unbegehrte Frau Flex. Das Festmahl war opulent und raffiniert, die Stimmung von Anfang an sehr gehoben und später reichlich frei. Nach dem Souper wurde musiziert und ein wenig getanzt. Hasse widmete mir viel Aufmerksamkeit und war den ganzen Abend an meiner Seite. Die andern bildeten auch Pärchen, saßen bald in diesem, bald in jenem Zimmer, und zuletzt hatten sie Hasse und mich in seiner Bibliothek allein

gelassen. Mir fiel das anfangs nicht weiter auf, da wir schon vorher ein paarmal für kurze Zeit allein gewesen waren. Als aber lange Zeit niemand kam, wurde ich aufmerksam, stand auf und wollte zu den anderen gehen. Er aber hielt mich zurück, zog mich auf einen Divan, kniete vor mir und flüsterte hundert Liebesworte, stammelte tausend Bitten um Erhörung. Die anderen kamen nicht wieder. Ich dachte, daß sie wohl auf Verabredung abschiedlos gegangen seien, und fand es fast in der Ordnung. So notgeschlagen, so gewissensstumpf war ich in jener Nacht.

Nach zwei oder drei Stunden bin ich dann auch gegangen, nein, bin gefahren, sorglich eingehüllt und begleitet gefahren, bin als Hasses Maitresse heimgefahren.

Am andern Tag stand zur gewohnten Stunde der Wagen mit den Schimmeln am Theaterrestaurant. Ich fuhr zum erstenmal in dem Gefühl, ein Recht darauf zu haben, mit ihm davon. Unterwegs, auf der Landstraße, stieg Hasse zu mir ein und küßte mich zu meinem Mißvergnügen und dankte mir und gelobte mir dies und das, worauf ich keinen Wert legte, und machte Pläne, deren Ausführung mir gleichgültig war, und gestand mir mit schüchternen Worten, er habe sich erlaubt, ein wenig für mich zu sorgen, ich solle ihm darum nicht zürnen, solle nicht unwillig werden, wenn ich daheim eine unerwartete Nachricht fände, solle ihn von der Sorge um mein Wohlergehen befreien, er habe mich doch so lieb, und es geschehe alles aus Liebe und sagte allerlei mehr solcher überflüssigen Reden.

Ich wußte, daß nach meinen Diensten der letzten Nacht mir Lohn bezahlt werden würde. Er sagte mir nichts Unerwartetes. Ich empfand bei seiner Ankündigung weder Zufriedenheit über die durch den Lohn zu gewinnende Verminderung meiner Not, noch Abscheu vor der Dirnenbezahlung. Nur etwas wie Neugierde regte sich in mir, ob ich die Bezahlung behalten oder zurückschicken würde. Ich war mir so unklar über meine

Gemütsverfassung, daß ich auf meinen eigenen Entschluß gespannt war.

Und ich habe den Lohn behalten. Daheim lag ein Brief meiner Bank, in dem sie mir schrieb, Herr Romst habe zur Begleichung einer Schuld 2500 Mark auf mein Konto eingezahlt, ob ich das billige, sie bäten um Nachricht. Ich kenne Herrn Romst nicht. Vielleicht ist er Hasses Kutscher oder Kammerdiener. Die diskrete Art der Zuweisung befreit mich aber von der Gefahr, schamrot zu werden, wenn ich mir Geld hole.

Ich habe es mir auch geholt, habe dafür der »Madame sans gêne« und danach den Weibern in den »Morituri« von Sudermann schöne Kleider gekauft und habe in diesen Kleidern Komödie gespielt, sehr gut Komödie gespielt, und das Gesindel, das uns in die Schande treibt: Regisseure, Direktor, Publikum haben mir Beifall gespendet, und die Kritiker haben geschrieben, ich hätte mich wiedergefunden.

Nein, ihr Herren, ich habe mich verloren, unwiederfindbar verloren.

* * *

Seit ein paar Tagen nach Hasses Geburtstagsfeier wohne ich nicht mehr bei meinen Lehrersleuten. Dort hätte er nicht ungeniert ein- und ausgehen können. Das Haus war zu solide für Verhältnisse wie unseres. Da ich keine Lust hatte, mir ein anderes Quartier zu suchen, das seinen Wünschen und Besuchsabsichten besser entspräche, hat die immer hilfbereite Frau Flex für ein Dankeswort von mir und ein paar Goldstücke von ihm alles geordnet. Eines Abends im Theater gab sie mir eine Quittung, nach der ich in der Pension Schmidt die Miete für zwei Zimmer und eine Garderobe für die Monate März und April bezahlt haben sollte und kündigte mir an, am nächsten Nachmittag

würden zwei Dienstmänner zu mir kommen, um mein Hab und Gut nach der neuen Wohnung zu befördern. Sie selbst werde sich schon am Vormittag einfinden, um mir beim Packen behilflich zu sein.

Ich habe alles teilnahmslos über mich ergehen lassen, und so ist geschehen, was Hasse angeordnet hatte. Ich bewohne die beiden besten Zimmer in der Pension Schmidt, große, sehr bequem ausgestattete Räume mit viel Licht und noch mehr Polstermöbeln. Das Schlafzimmer ist besonders luxuriös eingerichtet mit breiter Chaiselongue und einem blauseiden überspannten mächtigen Bett.

Außer mir wohnt von unserem Theater noch die Pluche und vom Stadttheater die Naive und die Opernsoubrette hier. Andere Zimmer des Hauses sind von den ersten Varieté-Künstlerinnen der Stadt, einer alle vierzehn Tage bis vier Wochen wechselnden Bewohnerschaft, belegt, und noch andere beherbergen häufig für eine oder einige Nächte mehr oder weniger, meistens aber weniger legitim verbundene Pärchen. Also ein außerordentlich feines und tugendhaftes Haus.

Und ich lebe auch darin. Mit Widerstreben habe ich in den ersten Tagen meine Zimmer betreten, mit Abscheu mich in das üppige Himmelbett zur Ruhe gelegt, das jedenfalls schon manche wilde Orgie erlebt hat. Jetzt bin ich gleichgültig gegen meine räumliche Umgebung geworden wie gegen so manches andere. Es interessiert mich sogar, das liebliche Stück Kulturleben zu beobachten, das sich im Hause abspielt. Zu jeder Stunde des Tages und der Nacht kann man auf den Stiegen oder Korridoren Kavaliere jeden Alters und Standes treffen, die zu ihren Freundinnen gehen oder von ihnen kommen. Auch meiner ist manchmal darunter. Zu jeder Stunde kann man Zimmermädchen mit Weinflaschen, Teeservisen oder Delikatessen in irgend einer Tür verschwinden sehen. Wer hier haust, führt äußerlich ein sehr lustiges Leben. Not an Speise und Trank, Liebe und Gesellschaft

leidet keine. Alle Bewohnerinnen wissen voneinander was sie treiben, wer der Freund einer jeden ist, wer die teueren Mieten bezahlt, den Wein spendiert, die Delikatessen bestellt und welche Gegenleistung dafür geboten werden muß. Keine verachtet die andere darum, weil jede weiß, daß, genau so wie sie selbst, auch die anderen die Not in diese reichen Zimmer geführt hat.

Die Freunde der beiden Damen vom Stadttheater, der Geliebte der Plucke und Hasse kennen einander. So kommt es, daß wir acht Leute manchmal, wenn wir nach dem Theater nicht in ein Restaurant gegangen sind, in meinem Salon, dem größten des Hauses, beisammen sitzen, bis ein Pärchen nach dem anderen verschwindet und endlich die Gastgeber allein sind. In der ersten Zeit habe ich mich am anderen Tag nach solchen kleinen Abendgesellschaften vor dem Wiedersehen der Gäste gefürchtet und beim Zusammentreffen mich vor ihnen geschämt, weil sie doch jedenfalls ganz genau wußten, was nach ihrem Abschied zwischen mir und Hasse geschehen war. Als aber sie, die dieses Leben schon länger führen, immer unbefangen und erinnerungslos blieben, habe auch ich nach und nach meine Befangenheit abgelegt.

Ein paar tausend deutsche Schauspielerinnen leben so, wie wir in der Pension Schmidt. Müssen so leben! Ist das nicht ein entsetzlicher Gedanke, eine furchtbare Anklage gegen die Gesellschaft, die Regierungen, die Parlamente, die dieses gräßliche Elend, diese grausame Not seit Jahrzehnten kennen, und die in dieser ganzen langen Zeit nichts, nichts, nichts dagegen getan haben?! Und es wäre doch so leicht, uns allen, allen zu helfen: Staats- und Stadtregie der Theater, die in staatlichem oder städtischem Besitz sind, scharfe Kontrolle der Privattheater, und ein Zwangskartell aller Bühnenunternehmer wider die übertriebenen geistlosen und unkünstlerischen Ansprüche des Publikums an unseren Toilettenaufwand.

Alle Teile werden gewinnen, wenn einmal diese Forderungen erfüllt sind: die Direktoren werden den Aufwand für den Fundus herabsetzen können, dem Publikum wird von den sorgenfrei arbeitenden Darstellern eine bessere Komödie vorgespielt werden, und die Künstlerinnen werden nicht mehr in der Pension Schmidt wohnen müssen. Auch ich. Und während ich das schreibe, gewinnt die Pension das Wesen des Unvermeidlichen für mein Leben. Immer werde ich in einer Pension Schmidt wohnen müssen, so lange ich beim Theater bin. Das wird noch viele Jahre sein, und die Aussicht, in dieser Zeit meine Lebenshaltung ändern, bessern zu können, ist dunkel verhüllt. So liegt grauenvolle Hoffnungslosigkeit weit ausgebreitet vor meinem Lebensweg wie ödes sonnenloses Land.

Ein paar tausend Bühnenkünstlerinnen müssen aus Not so leben, wie wir in der Pension Schmidt. Wem diese Erkenntnis aufgegangen ist, der müßte, wenn er sein Volk liebte, wahnsinnig werden in dem Gedanken, daß keiner von den Mächtigen, den Führern des Volkes daran denkt, ihre Voraussetzungen aufzuheben. Aber so lieb hat wohl keiner sein Volk, daß er die Schmach der tausend Künstlerinnen aus seiner Kulturgeschichte löschen möchte.

Ich muß aufhören. Die Teestunde ist da, die Hasses Besuchsstunde ist. Es ist ja auch so zwecklos, wenn ich machtloses Geschöpf mich über unser Elend aufrege. Ich werde uns nicht erlösen, und keine von uns wird es. Unsere Schmach wird so lange weiter gehen, bis sich die Liebe unserer erbarmt. Nicht die selbstsüchtige, genußgierige, die ich jetzt auf meine Türe zuschreiten höre; die andere, heilige Liebe, die in der Todesstunde von Golgatha in die Welt trat; und sie, die zu den Mühseligen und Beladenen kommen soll, wird gewiß nicht sagen, wie die Gesetzgebungen, die Stadtverwaltungen: was kümmerts mich! Es sind ja nur Komödianten!

April.

Heute sind gerade vier Wochen vergangen, seitdem ich eine Dirne geworden bin. Den Kopf und das Leben hat der Übergang in den neuen Beruf nicht gekostet, eine Veränderung an meinem Äußeren hat das neue Geschäft auch nicht bewirkt, und noch weniger hat es die Achtung der Kollegenschaft vor mir vermindert. Im Gegenteil! Seitdem ich wieder in kostbaren Kleidern auftrete und meine Rollen frei von dem Druck der materiellen Sorge spiele, scheinen sie mich höher zu schätzen, als vorher. Nur das, nur das Spiel und die Aufmachung gelten bei uns. Alles andere, der Mensch und sein Fühlen und Leiden und seine sittliche Aufführung sind ohne Belang für die soziale Schicht Komödianten. Das Elend und die Härte unseres Daseinskampfes hat diese Gleichgültigkeit gegen die persönliche und edlere Menschlichkeit unserer Nebenkämpfer in uns herausgebildet.

Mir selbst freilich erscheine ich ganz verändert gegen früher! verdorben und heruntergekommen im zerbrochenen Stolz, in der verletzten Anständigkeit, ausgeschlossen von der Gesellschaft der reinen Menschen, der starken Kämpfer, die trotz der Not edel bleiben und über Hunger und Enttäuschung hinweg siegen. Mir ist, als sei seit Monaten in mir nur Schwäche gewesen, als habe ich niemals den Willen gehabt, der Versuchung zu widerstehen, den Weg nach oben frei von Schuld zu suchen, als sei von Anfang an meine Sittlichkeit minderwertig gewesen und habe nur auf die Gelegenheit gewartet, die Verdorbenheit durch die Tat zu beweisen. Und mir ist, als könnte ich niemals den Weg zurückfinden in die Gemeinschaft der sittlichen Menschen, als habe ich ihre Art zu denken, zu empfinden, zu handeln, zu widerstehen niemals gekannt oder doch in diesen kurzen vier Wochen ganz vergessen.

Wozu noch viel daran denken, darüber nachdenken? Es ist geschehen, und ich muß mit der selbstgewollten Tatsache fertig

zu werden suchen bis ..... bis einmal — daran klammere ich mich in meinem Gewissen — der Ruhm die Schande verhüllt, das Gewinnen des höchsten Zieles die Mittel entschuldigt, durch die es erreicht wurde.

Bis dahin bin ich vor mir selbst eine leidlich gut Komödie spielende Dirne, und alle Beschönigungsversuche, wie: ich sei die Geliebte nur eines Mannes, die Not habe mich dazu getrieben, meine Arbeit verlange den Sexualbetrieb als Stimulanz des Temperaments, das freie, nur sich selbst verantwortliche Weib dürfe alles tun, was es vor sich vertreten könne, nehmen nichts davon hinweg.

Vier Wochen lang bin ich schon Hasses Maitresse, vier lange Wochen widerwärtiger Dienstbarkeit. Denn das ist mein Verhältnis zu ihm. Wenn er zu mir kommt, ich weiß, was er will, und darf es ihm nicht weigern. Er hat sich meine Dienste bar gekauft, und ich habe sie ihm verkauft. Auf der Bank liegt der Preis dafür. Wie war das früher mit Paul alles anders! Jetzt ist alles Erniedrigung, Häßlichkeit und Ekel. Und ich bin machtlos dagegen.

Wohl spricht auch Hasse mir von Liebe, schwört, er habe noch nie ein Weib so heiß geliebt, und kann mich doch nicht überzeugen. Ich empfinde deutlich, daß die Gefühle, die er Liebe nennt, nur an meinem Leibe hängen. Wohl ist auch er entzückt von der Schönheit meines Wuchses, und er behauptet, unsinnliche Bewunderung dafür zu empfinden. Ich aber weiß, daß in seiner Schätzung meiner Wohlgestalt keine Reinheit ist, daß er sich ihrer nur freut, weil sie seinem Genusse besser dient, als ein häßlicher Leib, und darum befleckt mich sein Entzücken.

Ich war durch Paul an ein schönes Maß der Liebeübung gewöhnt, das Seele und Leib gleichmäßig bedachte. Jetzt begegne ich nur der Gier, die sich nicht an das Herz und die Seele wendet, die nur den Körper verlangt.

Ich bin ihm darum nicht einmal böse. Er kann nichts dafür, daß er so rein fleischlich empfindet, er ist für eine edlere Art von Liebe, für Ästhetik auch im Sinnenleben seelisch wohl nicht fein genug organisiert. Ich freilich habe den Schaden davon und den Abscheu.

Und dennoch ist auch er auf seine Weise bescheiden und dankbar. Wenn ich das Dirnengeschäft besser verstände, wenn ich selbstsüchtiger wäre, könnte ich ihn malträtieren und ausplündern. Ich glaube, er würde mir auch den kostspieligsten Wunsch gewähren, und wenn die Erfüllung bis an die Grenze seines Vermögens ginge. Jetzt noch würde er das tun. Später, wenn er einmal nicht mehr so wild hungrig nach meinem Leibe ist, wenn er noch mehr als jetzt empfindet, daß in meinem Hingeben immer eine Spur von Widerstreben ist, wird er auch mit seinen Geschenken zurückhaltender werden. Schon hat er ein paarmal geklagt, ich sei kühl, ich sei nicht so entgegenkommend, wie seine Leidenschaft es verdiene. Ich kann nicht anders, kann nicht ohne Liebe zärtlich sein, er wird sich bescheiden oder mich laufen lassen müssen.

Mit Geschenken hat er mich bis jetzt überhäuft. Beinahe jeden Tag schickt er mir mindestens ein Paket. Und was läßt er mir nicht alles bringen! Wenn er in einem Schaufenster irgend etwas sieht, wovon er glaubt, ich könnte es vielleicht brauchen, oder es werde mir Freude bereiten, so kauft er es und läßt es mir zutragen. Eine ganze kostbare Ausstattung an Wäsche, Stoffen, Schals, Schuhen, Necessaires, Handschuhen, Schirmen, Matinees und hundert anderen nützlichen und überflüssigen Dingen habe ich schon aufgespeichert, von den Blumen und Bonbons gar nicht zu reden, mit denen ich die Pension füttere. Sogar Hüte hat er mir, ohne daß ich dabei war und sie probierte, schon gekauft, was ich einigermaßen kühn finde. Nur Schmuck darf er mir nicht schenken. Ich fürchte die Unvergänglichkeit des Goldes und der

Steine, die mir noch nach Jahren meine Schuld zurufen würden, wenn ich sie anblicke. All das andere Zeug, das er mir bringt, vergeht, wird aufgebraucht, begleitet mich nicht in die Zukunft.

Seine Schenkluſt bereitet ihm ſicher mehr Vergnügen als mir. Seine Freigebigkeit, die mir bis jetzt nur ungeäußerte Wünſche erfüllt hat, bringt mich ihm nicht näher. Mein Reinlichkeitsſinn ſträubt ſich gegen den Verkehr mit ihm. Leib und Seele halte ich gern ſauber, und hier werden beide befleckt. Ich möchte loskommen und kann doch nicht, und grübele viele Stunden über die Mittel, die mich von dieſem Leben befreien könnten, und kann immer nur eines finden: das Geld. Immer, immer muß ich an Geld denken. Das verdirbt die Seele und das Herz und beide ſind die Quellen der Kunſt. Ich habe an Selbſtmord gedacht, und die Vorſtellung, freiwillig aus dem Leben zu gehen, hatte nichts Furchtbares für mich. Feigheit hält mich nicht zurück von dem Schritt über die Schwelle des Diesſeits, und Religioſität noch weniger. Ich glaube, die Neugier läßt mich ſie nicht überſchreiten. Ich möchte erfahren, wie ſich mein Leben noch entwickeln wird, wie tief das Weib noch fallen, wie hoch die Künſtlerin noch ſteigen kann. Und dem Steigen oder Fallen ſtehe ich in ſolchen Stunden wie unperſönlich gegenüber, lediglich als Beobachter.

Wenn ich meine wirtſchaftliche Lage nachrechne, ſo komme ich zu dem Schluß, daß — volkswirtſchaftlich geſprochen — weit mehr als das Talent, jetzt mein Leib mein Betriebskapital iſt, denn ſein Dienſt bringt mir mehr ein als die Arbeit meiner ſchauſpieleriſchen Begabung.

* * *

Frau Flex beſucht mich jetzt öfter. Ich glaube, ſie fühlt ſich ein bißchen als Schwiegermutter oder auch als Stifterin meines

Glückes und meint, ich müsse ihr meine Erkenntlichkeit dann und wann wenigstens durch ein paar Tassen Kaffee und eine reichliche Portion Kuchen beweisen.

Die alte Kupplerin hat übrigens ganz richtig beobachtet, daß mir die Etablierung des Dirnengeschäftes sehr schwer geworden ist. Neulich sprach sie einmal ganz im allgemeinen davon, daß wir die zahlenden Liebhaber nicht entbehren können und daß mancher von uns diese Art Verkehr mit den Männern sehr schwer wird.

„Mit der Zeit gewöhnt man sich aber daran," schloß sie ihre moralischen und geschäftlichen Erwägungen, „und wenn man erst mal drei oder vier gehabt hat, kommt einem der Vierte oder Fünfte wie eine Selbstverständlichkeit vor. Das habe ich noch immer beobachtet."

Der Dritte und Vierte und Fünfte und vielleicht noch mehr! Und das alle die Jugendjahre hindurch, in denen die glücklichen Menschen anderer Berufe selig in der Liebe, schaffensfroh im Beruf, zufrieden im Erfolg leben, in denen die gesündeste Kraft, das wärmste Herz, der frischeste Geist ihre Arbeit fördern. In diesen Jahren liegen Not und Schande auf uns armen Komödiantinnen und lassen Seele, Herz und Geist nicht ihre volle Kraft entfalten.

Der Dritte und Vierte und Fünfte! Das ist eine entsetzliche Perspektive. So mit den Jahren dem und jenem ungeliebten Manne angehören, von einer Hand in die andere übergehen, immer in diesem widerlichen Dienst. Ich darf diesen peinigenden Gedanken nicht nachhängen, wenn ich nicht wahnsinnig werden soll. Und ich weiß, daß mir der Vierte und Fünfte nicht wie Selbstverständlichkeiten vorkommen werden. Ich habe den Ersten angenommen um vorwärts zu kommen, um aufwärts zu steigen, und gelingt es mir nicht mit dieser Hilfe, dann hinaus aus der Kunst und aus dem Leben. Ich halte mich für zu gut, um an

mittleren Theatern dem dummen Publikum, das mich vergißt, wenn ich auf der Bühne das letzte Wort gesprochen habe, in bunten Fetzen mit mühsamer Arbeit und aufreibender Anstrengung der Seele und des Geistes zu dienen, wenn ich diesen Dienst nur in Verbindung mit dem der Maitresse eines zahlungsfähigen Genießers ausüben kann.

* * *

Die Gesellschaft, in der ich mich außerhalb des Theaters bewege, gefällt mir sehr wenig. Und doch kann ich sie nicht meiden. Alle Unannehmlichkeiten hängen eben zusammen, und jede Widerwärtigkeit erzeugt immer eine neue. Hasses drei Freunde, die mit der Plucke, der Naiven und der Opernsoubrette verkehren, und wahrscheinlich auch Hasse selbst sind jeder für sich zu denkfaul, um sich allein unterhalten zu können. So hocken wir vier Paare nach dem Schluß der Theater meistens zusammen in irgend einem Weinrestaurant, das die hiesige Lebewelt frequentiert. Aber auch dabei bleibt trotz des Massenauftriebes von Menschheit die geistige Produktion recht mager. Stadtneuigkeiten, Theaterklatsch, fade Hänseleien und gewagte Witze bilden die Unterhaltung. Der Ton ist reichlich frei. Als ich neulich ein neues Kleid anhatte, begrüßte mich einer der Herren mit dem bewunderungsvollen Ausruf: Donnerwetter, was für ein schönes Kleid. In dem möchte ich Sie mal ausgezogen sehen!

Und so jagt ein Geistesblitz den anderen. Die übrigen Damen sind die respektlose Behandlung schon gewöhnt, mir aber fällt es an „besonders lustigen Abenden" recht schwer, in der Gesellschaft auszuhalten. Leider kann ich nicht davonlaufen, wie ich möchte. Das Bleiben und Mithalten gehört eben auch zum Dienst. Und keiner der Herren macht eine rühmliche Ausnahme. Dürr im Herzen und öde im Gehirn ist einer wie der andere.

Ich weiß nicht recht, warum sie uns begehren und besitzen. Aus Liebe sicherlich nicht. Neben der Sinnlichkeit hat sie wohl die Eitelkeit zu uns geführt. Sie wollen vor ihren Bekannten mit unserem Besitz renommieren. Herr Westmann, der Inhaber eines großen Getreidegeschäftes und derzeitige glückliche Pächter der Reize der Naiven vom Stadttheater sagte neulich, als wir von den kostbaren Toiletten sprachen, die seine Freundin in irgend einer Rolle getragen und die er bezahlt hatte, sehr offenherzig: das gehört zu den Geschäftsspesen. Der Besitz einer kostspieligen Geliebten erhöht den Kredit.

Die Damen unseres Kreises gehören zu der Klasse von Bühnenkünstlerinnen, die mit dem Engagement an ein besseres Stadttheater etwa im Range von Magdeburg, Königsberg, Nürnberg und unserem hiesigen ihres Wachstums Gipfel erreicht haben. Höher geht's nicht mehr. Das sehen sie selbst auch ein, nachdem ihnen ihr Agent einige Male geschrieben hat, daß er keine erste Bühne für sie habe, oder nachdem auf Engagement abzielende Gastspiele an solchen erfolglos geblieben sind. Von dem Moment dieses Begreifens an hört bei den meisten von ihnen das Streben nach oben auf, und sie richten sich nun, wenn sie nur einigermaßen hübsch sind, ihr bühnenkünstlerisch mittelständlerisches Leben so ein, daß es ihnen möglichst viel Amüsement und möglichst wenig Sorgen bringt; das heißt, sie schaffen sich reiche Freunde an. Die Naive und die Opernsoubrette tun das mit reiflicher Abwägung der Vorteile, die ihnen der oder jener Herr bieten kann. Sie beginnen ihre Verhältnisse, ohne eine Spur von Neigung für den betreffenden Mann zu empfinden; ja, ich bin überzeugt, daß auch Sinnenregung dabei nicht mitspricht. Für die Sinnenlust haben sie die Kollegen vom Theater, besonders die von den Heldenfächern, die Tenöre und die Baritons. Auch die Komiker sind sehr begehrt.

Ein interessanter Gast besucht manchmal unsere Runde, die

Heroine vom Stadttheater, eine schöne, reife Frau in der Mitte der Dreißig. Sie ist erst spät zum Theater gegangen und nicht gern dabei. Sie sagt: „das Leben soll Verbrauch der Kräfte sein, und da ich meine möglichst bald aufbrauchen möchte, bleibe ich bei der Bühne. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß das Schauspielerleben uns sehr schnell aufzehrt."

Sie ist früher verheiratet gewesen mit einem Manne, der, wie sie sagt, ihr leichter einen Ehebruch als einen ungepflegten Fingernagel verziehen hat. „Das war sehr angenehm für mich," meint sie, „denn meine Maniküre sorgte gewissenhafter für meine Nägel, als ich für meine eheliche Treue." Zwischen ihres Mannes Überschätzung der Äußerlichkeiten und ihrem Lebenshunger ist die Ehe nach ein paar Jahren zerbrochen und wegen ihres Ehebruches geschieden worden, ein Vergehen, das sie heute nicht mehr begreift. „Es hat absolut keinen Sinn, untreu zu werden," sagt sie, „denn das Gefühl ist immer dasselbe, ob der Mann nun Hinz heißt oder Kunz."

Sie ist sehr vermögend, und das gibt ihr Überlegenheit. Ihre Kunst ist nicht besonders stark und ursprünglich, sie macht aber eine prachtvolle Erscheinung auf der Bühne, trägt glänzende Kostüme und ist zu gescheit, um etwas zu verderben. Sie kennt ihre Maße und Kräfte für die Darstellung aller Empfindungen ganz genau. Ich unterhalte mich gern mit ihr und erfahre von ihr allerlei Nützliches und Neues. Und ich empfinde Teilnahme für sie, obgleich ich nicht viel von ihrem Leben weiß. Sie ist nicht glücklich, das fühle ich. Die Gründe aber kenne ich nicht und mag nicht danach fragen. Mir scheint, in ihrer Seele sind einmal Saiten zersprungen, die in vollen edlen Tönen geklungen haben.

Das ist zuletzt unser aller Ernte, die wir im Dienste unserer Kunst Blumen suchten und Nesseln fanden.

* * *

Je weniger mir das Leben gefällt, das ich jetzt führe, um so eifriger arbeite ich für das Herauskommen. Ich glaube, ich habe nie vorher so viel Fleiß und Nachdenken auf die Ausarbeitung meiner Rollen verwendet, wie in diesen Wochen. Und es hat sich gelohnt, wenigstens was die äußeren Erfolge anbelangt. Mit einer glänzend equipierten »Monna Vanna« und einer sorgfältig studierten »Rebekka West« habe ich mir lauten Beifall und ausgezeichnete Kritiken geholt. So weit wäre alles schön und gut, wenn hinterher nicht die zweifelvolle Frage in mir aufstände: wer errang den Erfolg? Du, die Darstellerin, oder der Dichter? Daran leide ich. Und oft, wenn ich mich abends vor dem applaudierenden Publikum mit glücklicher Zufriedenheit im Herzen verbeugen wollte, war es mir, als stiege neben mir riesengroß die Gestalt des Dichters auf und schlüge meinen armen Augenblicksruhm tot. Dann grüble ich über den Wert meiner Kunst und ob sie es verdient, daß ich ihr so viel Hingabe und Arbeit widme, daß ich um ihretwillen in Schande lebe. Seitdem ich ihr das große Opfer gebracht habe, prüfe ich ihre Bedeutung sehr kritisch. Wenn sie mich enttäuschte, wenn sie mir nicht mehr zu geben hätte, als die Eintagsberühmtheit, wenn sie mich ohne innere Befriedigung ließe: es wäre mir eine vernichtende Ernüchterung.

Ich erinnere mich eines Abends in der Zeit meiner bittersten Nöte und Kämpfe, als ich Paul verloren und mich noch nicht zum Maitressentum entschlossen hatte. Ich stand am Brückengeländer über dem gelb und träge fließenden Strom und dachte: da hinunter, und in zwei Minuten ist alle Qual vorbei. Der Lichtschein einer Straßenlaterne fiel in die trüben Wasser, und wie ich in meinen weltabgewandten Gedanken in seinen Schimmer stierte, verzog und vergrößerte er sich zum Lichtmeer des Bühnenhauses, und mir war plötzlich, als höre ich hinter dem müden Rauschen des Flusses fernen Applaus. Das weckte mich, das hielt mich im Leben. Aber das genügt mir nun nicht mehr.

Der Beifall des Publikums, das Lob der Presse, die Lorbeeren der Verehrer gelten mir wenig, ich verlange einen besseren Lohn für meine Arbeit und für mein Können, ich muß, wenn ich zufrieden sein soll, das Bewußtsein gewinnen, nicht nur als Mundwalt des Dichters, sondern neben ihm selbständig schaffend, eigene Werte erzeugend zu wirken.

Ich sprach neulich mit der Heroine des Stadttheaters über das Wesen und die Bedeutung unserer Kunst und über die hohen Vorstellungen von meinem Wirken in ihr, die mich zum Theater geführt haben. Die kluge Frau lächelte mich ein wenig spöttisch an und meinte:

„Wieder mal eine, die einer schmerzhaften Enttäuschung entgegengeht. Wie viele solche habe ich schon gekannt, und sie werden nicht alle.

„Widmen Sie sich Ihrer Kunst bis zur Selbstverzehrung, Sie werden nie dafür belohnt werden, und am allerwenigsten werden Sie Glück und Zufriedenheit finden. Gewöhnen Sie sich die Hoffnungen und die Ideale ab, Kind, die sind für uns Komödianten überflüssiges Gepäck. Und lernen Sie bald, was wir alle lernen müssen: daß niemand von unerfüllten Idealen fett wird, und daß noch kein Komödiant mit unzerbrochenen Illusionen von der Bühne Abschied genommen hat. Das Höchste, was wir erreichen können, heißt: Erfolg vor der blöden Menge, Verehrung von Primanern und Backfischen. Von einem Tag zum nächsten — nicht länger — eine Größe im Feuilleton unter dem Strich und an den Teetischen sein. Neid der Kollegen. Im besten Falle viel Geld verdienen und ein paar Medaillen thüringischer Potentaten bekommen. Mehr hat noch keiner erreicht, und am allerwenigsten Befriedigung über seine Erfolge, weil er sie immer mit den Autoren teilen mußte und sich niemals darüber klar werden konnte, ob er oder sie den wertvolleren Teil der Arbeit geleistet hatten.

„Ich weiß wohl, Leute, die von unserer Menschlichkeit nichts wissen, die uns nur auf der Bühne sehen, sagen und schreiben von uns, wir seien Lehrer des Publikums, die ihm die dramatischen Werke seiner Zeit vermitteln und interpretieren, wir seien Priester der ewigen Schönheit, die wir aus den unvergänglichen Dichtungen der Weltliteratur schöpfen, um sie in neuer Auslegung dem Volke darzubringen. Nun sehen Sie sich mal das Lehrerkollegium und die Priesterschaft an! Eitle selbstsüchtige Narren sind sie, die sich auch über den mit den gewagtesten Mitteln errungenen Erfolg freuen, die die guten Rezensionen, die sie befreundeten Kritikern abgeschmeichelt haben, für Dokumente ihres Genies halten, denen der Lorbeerkranz eines schwärmerischen Backfisches, der noch nicht richtig deutsch schreiben kann, für eine Huldigung gilt, die ihnen tiefes Kunstverständnis dargebracht hat. Der ewigen Schönheit dienen die? Lehrer des Volkes sind sie? Von ihnen allen hat kaum einer an die Schönheit, die Kunst und das Volk gedacht, aber alle vom Morgen bis zum Abend an das eigene kleine Ich und wie sie es mit mageren Erfolgen füttern und vor der Rivalität der Fachkollegen bewahren können. Ihr Ehrgeiz hängt an rein äußerlichen Dingen. In der Zeit, für die ich urteilen kann, habe ich keinen Komödianten kennen gelernt, der, wie mancher Dichter oder bildende Künstler, nur für sein Kunstideal wirkte und seine Person frei von Ruhmsucht und Goldverlangen hinter seiner Schöpfung verschwinden ließ. Sie alle, und ganz besonders die berühmtesten, versuchten immer ihre kleine Erscheinung vor das Werk zu stellen, dem sie dienen sollten. Lehramt und Priestertum! Das gibt es nicht bei uns. Und selbst wenn wir es wollten, es gäbe es nicht. Was müssen wir denn spielen? Doch nicht die Werke der ewigen Schönheit! Zu neunzig Prozent faule Schwänke, fade Lustspiele, unsittliche Sittenstücke, rohe Tendenzkomödien, alles in allem eine Literatur, die, Gott sei Dank, nicht älter wird als der

Augenblicksruhm der Leute, die verurteilt sind, sie spielen zu müssen.

„Wenn Sie nun aber mal darauf bestehen, eine Lehrerin und Priesterin sein zu wollen, dann rate ich Ihnen eines: Unterrichten Sie nur vom hohen Kothurn herab. Gehen Sie nie zu Ihren Schülern. Versuchen Sie nie zu ergründen, wie Ihr Lehramt und Ihre Priesterschaft auf die Leute wirken. Auch der überzeugteste und begeistertste Prophet sollte sich nie unter seine Gemeinde mischen, nie zu erfahren suchen, wie viel von seinen Lehren sie versteht, glaubt und befolgt. Noch jeder, der es tat, kam zurück mit Verzweiflung im Herzen über die Eitelkeit, Gleichgültigkeit und Verständnislosigkeit seiner Jünger."

Mir war als hörte ich den guten alten Konrad reden, wie sie so sprach. Worte, die er mir vor Jahren sagte, kamen mir wieder ins Gedächtnis. Aber so wenig ich sie damals glaubte, will ich sie heute für richtig annehmen, da die erfahrene Frau sie mir wiederholt. Ich will nicht glauben, daß die Edleren unter uns nur Schimären nachjagen, daß die Allgemeinheit der Bühnenkünstlerschaft nur an ihr Brot und ihren kleinen Ruhm denkt. Mir verbindet sich mit den Worten Kunst und Künstler so innig der Begriff des selbstlosen Strebens nach edlen und hohen Zielen, daß ich mir nicht vorstellen mag, die Anhänger der Schauspielkunst bildeten für sich eine Ausnahme von dieser Regel. Für mich selbst wenigstens beanspruche ich mit aller Entschiedenheit die Zugehörigkeit zu ihr.

* * *

Kurz vor dem Ende der Saison stellte sich mir eine freundliche Aussicht vor. Mein Agent schrieb mir, ob ich an das Stadttheater nach Y. gehen wolle und könne. Er rate, wenn ich die Absicht habe, das zu tun, in meiner Gagenforderung vorerst be-

ſcheiden zu ſein, da ſich das Engagement dann vielleicht machen laſſen werde. Die Bedeutung und den künſtleriſchen Ruf des Theaters ſolle ich als Entſchädigung für einen Gagenausfall anſehen. Mir ahnt, ich ſoll dort meiner mißliebig gewordenen Fachkollegin, deren Vertrag noch läuft, auf die Naſe geſetzt werden. Das „ob ich könne" bezog ſich auf die Lösbarkeit meines hieſigen Kontraktes. Ich bin zum Direktor gegangen und habe ihm kühl und nackt vorgeſtellt, daß aus perſönlichen Beziehungen zwiſchen ihm und mir nichts werden könne und daß er ein unwilliges Mitglied haben werde, wenn er mich nicht fortlaſſe, dem an ſeinem Theater und am Spielen auf ſeiner Bühne nichts mehr liege. Er iſt auf meine Wünſche eingegangen. Ich denke, ich werde bei den Gaſtſpielen in Y. gut abſchneiden, und dann ſäße ich vor der Tür zum Saal des Glückes. Denn außer den vier oder fünf ganz großen Hoftheatern in Deutſchland und Wien, dem Hamburger Stadttheater und den vier oder fünf erſten Privattheatern, die ſich auf Wien und Berlin verteilen, gibt es über Y. nichts Höheres mehr.

Ich will fort. Ich mag in dieſer Stadt, in der ich ſo viel verloren habe, nicht länger leben. Mir iſt, als wüßten alle Häuſer um meine Schmach. Wohl werde ich auch in Y. ohne Freund nicht auskommen können, aber ..... ja, was aber? Mir iſt manchmal, als könnte ich alle Schmach hier zurücklaſſen, und ich ſehe doch, wie ſie vor mir herläuft, um mich dort mit offenen Armen zu empfangen. Aber vielleicht bin ich in jener Stadt ihrem Ende näher als hier. Ich gehe einen ſtarken Schritt vorwärts, wenn ſie mich in Y. haben wollen. Hoffentlich auch aufwärts.

Und ich will fort von Haſſe. Er iſt mir widerwärtig geworden, als ſei er an meiner Schande ſchuldig. Ich kann nicht mehr. Es koſtet mich qualvolle Überwindung, wenn ich ihm zu Willen ſein muß, und wären nicht die ſpäten Soupers mit dem Sekt

und den starken Weinen, so wäre es wohl schon zum Bruch zwischen uns gekommen. Aber so, in halber Betäubung, ertrage ich ihn immer wieder, um freilich am anderen Morgen um so stärker mit Ekel erfüllt zu sein. Alles an ihm ist mir zuwider, sein Kommen und Gehen, sein Reden und Schauen, seine Geschenke und Höflichkeiten, und am allermeisten seine Liebkosungen. Ich hasse ihn und kann es nicht ändern, ich hasse ihn, weil meine Schmach bei ihm begann.

Wer weiß, wie der Mann beschaffen sein wird, der bestimmt ist, ihn abzulösen. Wenn ich nur ein wenig geistige Gemeinschaft mit ihm finden könnte, so wäre ich schon zufrieden. Denn seelische und herzliche wird mich nie mit einem Manne verbinden, dem mich die Not verkuppelt. Ich werde immer die Empfindung haben, als nütze er meine Notlage aus. So leben müssen. Müssen! Aber nur eine Weile noch, nur eine Weile. Dann kommt das Ende. Mit Glanz oder mit Entsetzen wird es kommen, aber immer als das Ende meines jetzigen elenden Lebens.

* * *

Meine Gastspiele in Y. sind auf den 11. und 13. Mai festgesetzt. Das Theater dort spielt ganzjährig. Ich habe mir die Klara in »Maria Magdalena« gewählt, mit der ich sicher einen guten Erfolg machen werde, und die Direktion hat mir die »Sittliche Forderung« und »Das Abschiedssouper« aufgegeben. Da habe ich also Gelegenheit, Vielseitigkeit der Begabung zu entwickeln.

Hasse weiß nichts von meinem Scheiden. Ich will ihm nichts sagen, denn er würde Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um mich hier fest zu halten. Er quält schon seit Wochen, ich solle nach dem Schluß der Saison hier bleiben und im Sommer eine Badereise mit ihm machen. Ich habe mit hundert unwahren

Gründen abgelehnt und ihn auf meine Rückkehr im Herbst vertröstet. Als nun die Festsetzung der Termine meiner Gastspiele kam, habe ich ihm gesagt, daß ich noch bis zum 9. Mai hier bleiben wolle, denn es ist mir bequemer, gleich von hier nach Y. zu fahren, als erst nach Langenstedt zu gehen und dann von dort aus zu reisen. Er war ganz närrisch vor Freude über diese Verlängerung unseres Beisammenseins, das ich gern sofort abbräche. Es wird auch so gehen. Ich habe so viel überwunden, daß ich wohl die paar Tage noch überstehen werde. Ich habe ja eine neue Hoffnung. Das läßt mich manche Widerwärtigkeit ertragen.

Langenstedt, Ende Mai.

Seit vierzehn Tagen bin ich hier. Ich bin von Y. direkt hierher gefahren. Meine Gastspiele dort haben zu einem dreijährigen Engagement geführt. Kündigung gestrichen. Es ist alles gut gegangen. Die Presse war einmütig zufrieden, der Direktor sehr liebenswürdig. Eigentlich zu liebenswürdig. Er soll zu der nicht eben seltenen Spezies von Direktoren gehören, die mit mehr oder weniger gewaltsamen Mitteln jedes einigermaßen ansehnliche weibliche Mitglied zwingen, ihnen zu Willen zu sein. Wer nicht pariert, erhält die Kündigung oder wird kalt gestellt. Jedenfalls sah ich, daß er zu der Sorte von Theaterpaschas gehört, die ihr allerheiligstes Privatbüro durch dicke Polstertüren von der Akustik der Umgebung abschließen. Das verrät genug.

Vorläufig will ich nichts vom Theater hören, bis ich Anfang Juli zu meinem sommerlichen vierwöchigen Gastspiel fahre. Dort werde ich auch Paul wieder sehen. Wie wird das werden?

Mein Abschied von Hasse war kurz, auf seiner Seite etwas wehmütig, auf meiner schmerzlos. Und das eben ist beschämend für mich. Daß ich mich von dem Manne so leicht trennen konnte,

mit dem ich in einer körperlichen Gemeinschaft lebte, die in unserem ledigen Stande nur die Liebe rechtfertigen kann, ist beschämend, denn es beweist, daß ich mich ihm nicht aus Neigung hingegeben habe. Vorüber! Ich will mir keine Selbstvorwürfe machen. Was hülfe es auch? Der „Fleck auf der Ehr" ist da, und nichts putzt ihn mehr hinweg. Ich will nicht mehr daran denken. Meine Gedanken sollen nicht an der Vergangenheit haften, denn ich will vorwärts.

Mit Scheu und bösem Gewissen bin ich in dieses Pfarrhaus eingekehrt, in dem niemals eine Dirne gewohnt hat. Ich fürchtete Mutters prüfende Augen und den ehrbaren Geist des Hauses, und es war doch alles wie sonst, als ich ankam: herzliche Begrüßung, Freude und Rührung in Mutters Antlitz, lustiges Kreischen der Kinder, teilnahmevolle Fragen nach meinem Ergehen, harmlose Späßchen von Schwager Johannes. Und schnell fügte ich mich in ihre Verdachtlosigkeit ein. Wozu ist man denn Schauspielerin! Nur in den Nächten liege ich oft stundenlang wach und sinne über mein Leben und meine Schuld und verachte und beklage mich, weil ich nicht mehr zu den reinen Menschen gehöre, die in den Zimmern um mich her ihren schuldlosen Schlaf schlafen.

Am Tage bleibt mir nicht viel Zeit zum Grübeln. Ich mache mich im Haushalt nützlich so gut ich kann. Anna ist in dieser Zeit schwerfällig und müde. Sie erwartet im Herbst ihr drittes Kind und leidet diesmal mehr unter ihrem Zustand als früher. Da ist ihr die Hilfe der Schwester sehr willkommen. Und mir tut das innige und tätige Mitleben des friedevollen, in bestimmten Geleisen sich bewegenden Lebens dieses Pfarrhauses so wohl. Mir ist manchmal, als lägen Welt und Bühne und Kampf und Schmach so weit, weit hinter mir, daß sie mich nicht mehr erreichen können. Und es sind doch nur ein paar kurze Monate des Waffenstillstandes, die mir vergönnt sind. Ich habe es so

gewollt. Mein eigener Wille hat mich hinein geführt. Nun muß ich durch. Und auch das ist mein Wille.

Ende Juli.

Mein Gastspiel ist zu Ende, und das schönste Kapitel in meinem Lebensbuche auch.

Ich habe Paul wiedergesehen. Er holte mich, wie ich ihn gebeten hatte, von der Bahn ab, war mir behilflich beim Einzug in die Pension und speiste danach mit mir zur Nacht. Alles war anders als sonst. Beklommenheit hielt uns umfangen, wir waren nicht mehr freimütig vertraulich, heimlich auf Zärtlichkeiten hoffend, verliebt neckend, glücklich des Wiedersehens, einander liebkosend mit Worten, Blicken und leisen Berührungen. Unsere Rede, die sonst frisch und leicht geplaudert hatte, floß langsam und stockend, wir mußten in unseren Hirnen mühsam nach Gedanken suchen, die wir uns sagen wollten, wir verschwiegen das Beste und Wichtigste, die wir uns ehmals so viel zu erzählen hatten, daß uns oft beim raschen Wortebilden der Atem kurz geworden war. Die Schuld stand zwischen uns; seine vermeintliche und meine tatsächliche, ihre Gegenwart ließ uns befangen und einsilbig sein.

Nach dem Abendbrot brachte er mich heim. Als er sich an der Haustür verabschiedete, fragte ich ihn:

„Wo sehe ich dich morgen?"

„Nirgends," antwortete er, „morgen bin ich auf der Reise nach Vichy."

Ich erschrak im innersten Herzen über seine Rede, warf ihm die Arme um den Hals und fragte ihn bang:

„Warum jetzt? Ließ sich die Reise nicht verschieben? Warum gehst du jetzt, da ich dich nach so langer Zeit wieder haben darf?"

„Es ist besser so," antwortete er.

„Warum ist es besser so," fragte ich ihn. „Gilt zwischen uns nicht mehr die alte Liebe?"

„Meine Liebe zu dir gilt bis an mein Ende," sagte er. „Aber ich habe kein Recht mehr an deine Liebe, da ich dir nichts für die Zukunft sein kann."

Noch einmal riß er mich an sich und küßte mich wild und schritt dann die Straße hinab. Am anderen Tage war er abgereist, und ich war es zufrieden. Mein käuflicher Leib ist zu schlecht für seine edle Liebe.

So endete das schönste und wehmütigste Kapitel in meinem Lebensbuche.

Mitte August.

Die Ferien gehen zu Ende. In zwei Wochen bin ich schon wieder im Joch. Halb sehne ich mich danach, halb graut mir davor. Ich möchte wieder hinein in den Kampf und den Sieg erzwingen und habe Stunden, in denen mir jeder Tag verloren erscheint, den ich nicht mit der Arbeit für das Ziel ausfüllen kann. Und andere Stunden habe ich, in denen ich mich vor den Wunden fürchte, die ich empfangen werde. Noch aber ist Friede.

Wenn nicht mein ruheloser Ehrgeiz mich triebe, möchte ich immer in diesem Frieden leben, Haus, Feld und Garten bestellen und die Meinen betreuen. Die Meinen. Das ist's. Ich beneide Anna um ihre glückliche, gesunde, mit frohen Sorgen beladene Mutterschaft, ich beneide sie um ihre lustigen, wilden Kinder, deren Liebe und Fürsorgeverlangen mir für ein paar Wochen nur geliehen werden, ich möchte das werdende dritte Kind aus ihrem Leibe nehmen und in meinen legen. Ich fühle, daß ihre Diensterfüllung als Gattin und Mutter unendlich notwendiger, nützlicher und edler ist, — nicht nur für ihre kleine häusliche Umwelt, sondern für die Allgemeinheit — als die größte und reichste Schauspielerei. Ein Kind! Das ist das Schönste,

gewollt. Mein eigener Wille hat mich hinein geführt. Nun muß ich durch. Und auch das ist mein Wille.

Ende Juli.

Mein Gastspiel ist zu Ende, und das schönste Kapitel in meinem Lebensbuche auch.

Ich habe Paul wiedergesehen. Er holte mich, wie ich ihn gebeten hatte, von der Bahn ab, war mir behilflich beim Einzug in die Pension und speiste danach mit mir zur Nacht. Alles war anders als sonst. Beklommenheit hielt uns umfangen, wir waren nicht mehr freimütig vertraulich, heimlich auf Zärtlichkeiten hoffend, verliebt neckend, glücklich des Wiedersehens, einander liebkosend mit Worten, Blicken und leisen Berührungen. Unsere Rede, die sonst frisch und leicht geplaudert hatte, floß langsam und stockend, wir mußten in unseren Hirnen mühsam nach Gedanken suchen, die wir uns sagen wollten, wir verschwiegen das Beste und Wichtigste, die wir uns ehmals so viel zu erzählen hatten, daß uns oft beim raschen Wortebilden der Atem kurz geworden war. Die Schuld stand zwischen uns; seine vermeintliche und meine tatsächliche, ihre Gegenwart ließ uns befangen und einsilbig sein.

Nach dem Abendbrot brachte er mich heim. Als er sich an der Haustür verabschiedete, fragte ich ihn:

„Wo sehe ich dich morgen?"

„Nirgends," antwortete er, „morgen bin ich auf der Reise nach Vichy."

Ich erschrak im innersten Herzen über seine Rede, warf ihm die Arme um den Hals und fragte ihn bang:

„Warum jetzt? Ließ sich die Reise nicht verschieben? Warum gehst du jetzt, da ich dich nach so langer Zeit wieder haben darf?"

„Es ist besser so," antwortete er.

„Warum ist es besser so," fragte ich ihn. „Gilt zwischen uns nicht mehr die alte Liebe?"

„Meine Liebe zu dir gilt bis an mein Ende," sagte er. „Aber ich habe kein Recht mehr an deine Liebe, da ich dir nichts für die Zukunft sein kann."

Noch einmal riß er mich an sich und küßte mich wild und schritt dann die Straße hinab. Am anderen Tage war er abgereist, und ich war es zufrieden. Mein käuflicher Leib ist zu schlecht für seine edle Liebe.

So endete das schönste und wehmütigste Kapitel in meinem Lebensbuche.

Mitte August.

Die Ferien gehen zu Ende. In zwei Wochen bin ich schon wieder im Joch. Halb sehne ich mich danach, halb graut mir davor. Ich möchte wieder hinein in den Kampf und den Sieg erzwingen und habe Stunden, in denen mir jeder Tag verloren erscheint, den ich nicht mit der Arbeit für das Ziel ausfüllen kann. Und andere Stunden habe ich, in denen ich mich vor den Wunden fürchte, die ich empfangen werde. Noch aber ist Friede.

Wenn nicht mein ruheloser Ehrgeiz mich triebe, möchte ich immer in diesem Frieden leben, Haus, Feld und Garten bestellen und die Meinen betreuen. Die Meinen. Das ist's. Ich beneide Anna um ihre glückliche, gesunde, mit frohen Sorgen beladene Mutterschaft, ich beneide sie um ihre lustigen, wilden Kinder, deren Liebe und Fürsorgeverlangen mir für ein paar Wochen nur geliehen werden, ich möchte das werdende dritte Kind aus ihrem Leibe nehmen und in meinen legen. Ich fühle, daß ihre Diensterfüllung als Gattin und Mutter unendlich notwendiger, nützlicher und edler ist, — nicht nur für ihre kleine häusliche Umwelt, sondern für die Allgemeinheit — als die größte und reichste Schauspielerei. Ein Kind! Das ist das Schönste,

was es auf der Erde gibt, das Köſtlichſte, was das Schickſal dem Menſchen zu geben hat, und mir darf aus meinem Geſchlechtsleben die Mutterſchaft nicht erblühen. Nicht wegen der Verurteilung, die die Verwandten und die Geſellſchaft über die ledige Mutter ausſprechen würden, darf ich ſie nicht beſitzen, denn über die würde ich mich hinwegſetzen, aber wegen der Beeinträchtigung der Bühnenarbeit, die uns ein Kind bedeutet, darf es nicht ſein. Und auch wegen des Kindes ſelbſt. Ein Komödiantenkind. Was wird daraus? Es muß mit ſeiner Mutter von Ort zu Ort ziehen, lernt keine feſte Heimat kennen, ſeine Ausbildung wird vernachläſſigt, ſeine Mutter hat keine Zeit, ſich um ſein Leben zu kümmern. Armes unglückliches Geſchöpfchen. Beſſer, du bleibſt ungeboren.

Während ich hier im ländlichen Frieden mich ausruhe, greift das friedloſe Theaterleben ſchon wieder nach mir. Sie haben mir von Y. die Stine Kos in Engels »Über den Waſſern« geſchickt, mit der ich dort anfangen ſoll. Die Rolle intereſſiert mich ſehr lebhaft, und ihr Studium macht mir Freude. Ich hoffe, die Leute, die dort etwas zu ſagen haben, werden mit meiner Darſtellung zufrieden ſein. Und mit noch mancher anderen Rolle, die ich ſpielen werde. Und in Berlin und Wien ſollen die Theatergewaltigen davon hören. Denn ich will bald dorthin.

Y. im September 1901.

Wieder mal Anker geworfen. Die erſten Mühen des Ankunfttrubels, des Logisſuchens, Auspackens, Beſuchens des Büros und Direktors, Kennenlernens der Stadt und der hundert notwendigen anderen Obliegenheiten ſind vorüber, und ich habe Ordnung in meinen täglichen Lebenswandel gebracht. Die „Penſion Schmidt", in der ich hier wohne, heißt zum einzigen Unterſchied von X. „Penſion Dietrich". Sonſt iſt alles genau

so wie dort. Es herrscht in ihren Mauern dasselbe vergnügte Klosterleben, nur merke ich als einstweilen noch nicht aktiv Beteiligte weniger davon. Von unserem Theater wohnt die prima Ballerina mit hier, ein graziöses, interessantes liederliches Ding, außerdem die erste Operettensängerin, die Jugendlich-Dramatische von der Oper und die Sentimentale vom Schauspiel. Daneben noch zwei Damen vom Modernen Theater, die ich noch nicht näher kennen gelernt habe. Es ist also ein ganz stattlich besetzter Minnehof beieinander.

Im Theater wird verständig gearbeitet, und die Proben werden nicht gespart. Die Leute, die hier die ersten Fächer spielen, sind alle erfahrene Routiniers. Den theatralischen Dienstjahren nach werde ich wohl die Jüngste sein.

Sonst ist alles genau so, wie ich es früher schon erfahren habe. Meine jetzigen Kollegen unterscheiden sich in ihrem Leben und Treiben durchaus nicht von den früheren: dasselbe Verlangen nach der hohen Gage, der großen Bühne, dem Hoftheater mit Pensionberechtigung, dieselben Sorgen und Enttäuschungen, derselbe Neid, die gleichen Intrigen.

Die Zahl der Ehepaare, deren weiblicher Teil nicht mit engagiert ist, mag etwas größer sein, als an den Theatern, an denen ich vorher beschäftigt war. Das macht die längere Saison. Bei ganzjähriger oder zehnmonatiger Spielzeit kann sich der Schauspieler die nicht engagierte Ehefrau und damit die bürgerliche Häuslichkeit leisten, denn die verdienstlose Sommerzeit ist kurz. Bei acht Monaten ist es schon bedenklich, und nur die Fächer mit den hohen Gagen können den Eheluxus treiben. Bei sechs Monaten aber ist die Ehe nur den Leuten anzuraten, die mit dem Hungerriemen umzugehen verstehen.

Mit der Stine Kos habe ich mich gut eingeführt. Die Kritik bestätigte ihre Zufriedenheit. Nach ein paar Aufwärmungen schon gespielter Rollen wird meine nächste Neuschöpfung die

Hertha Looks im »Sieger« von Dreyer sein. Mit der Beschäftigung bin ich bisher überhaupt zufrieden. Ich habe alle ersten Sachen gespielt, die in mein Fach schlagen. Die Kollegin, der ich, wie ich schon ahnte, auf die Nase gesetzt werden sollte, ist eine angejahrte, recht trockene Dame, die die Altersgrenze, bis zu der das Spielen unseres Faches noch möglich ist, so ziemlich erreicht hat. Ich beraube sie also nicht, wenn sie selbst es auch wahrscheinlich nicht glauben wird.

Der Toilettenaufwand war bisher nicht kostspielig, und aus meinen Garderobenkörben und Finanzmitteln zu erschwingen. Hasses Schenkluft hat mich in der vorigen Saison so reichlich versorgt, daß ich bis jetzt davon zehren kann. Die Frage nach dem Freund ist deshalb noch nicht brennend. Gott sei Dank! Jeder Tag „ohne" erscheint mir wie eine lichte Gnade.

Hasse hat mir vor ein paar Tagen einen kummervollen, vorwurfgespickten Brief geschrieben. Er ist betrübt, weil ich ihn verlassen habe, und beleidigt, weil ich ihm nichts davon sagte. Mir kamen seine Klagen mehr komisch als er selbst bemitleidenswert vor, und sie langweilten mich. Der ganze Hasse ist mir eine abgeschlossene Episode, an die mich nichts mehr bindet, die ich gern vergessen möchte. Er dort, ich hier. Was haben wir beide viel Gemeinsames? Diese Frage ist gemein, ich weiß es. Aber so wird man mit der Zeit. Er hat mich gefragt, ob er mich besuchen dürfe, und ich habe ihm geantwortet, ich würde mich freuen, ihn zu sehen, müsse ihm aber verraten, daß ich nicht ungeniert wohne. Auch das ist gemein, abgesehen davon, daß es nicht wahr ist. Vielleicht hält es ihn aber fern, und dann wäre mein Zweck erreicht. Er hat mir nicht wieder geschrieben. Wozu auch? Weshalb soll man solche Verhältnisse über ihre Nützlichkeitswirkungen ausdehnen? Also: Schluß damit.

* * *

Gestern ist im Langenstedter Pfarrhaus ein kleines Mädel angekommen. Das freut mich herzlich, weil Anna sich zu den Buben ein Töchterchen gewünscht hatte. Jetzt möchte ich dort sein und das zarte unbeholfene Ding pflegen und lieb haben dürfen. Im nächsten Sommer werde ich das können, dann ist das neue Menschlein auch noch klein und pflegebedürftig.

* * *

Ich lebe vorläufig so zurückgezogen, wie in der ersten Zeit in X. Was soll ich auch unternehmen? Mit der Kollegenschaft habe ich mich noch nicht recht angefreundet. Wir haben die Verkehrsform, die beiden Teilen genehm ist, noch nicht gefunden. Ein paar von den jüngeren, ledigen Kollegen nahmen zuerst sehr einseitig an, das Verhältnis sei sie, wurden aber bald über ihren Irrtum aufgeklärt. Was soll mir eine Liebelei mit einem Kollegen? Erstens mal: woher soll ich den dazu nötigen Betrag von Liebe nehmen? Ich kenne die Leute zu gut, habe ihre Art, ihre lockere, in jeder Beziehung unstete Lebensführung, ihre oberflächliche, nur den Genuß ohne Pflichten anerkennende Liebesauffassung zu oft beobachtet, als daß ich Lust haben könnte, mich mit einem von ihnen zu verbinden. Und zweitens: sollen wir vielleicht beide Hunger leiden? Wir wollen freundlich und kollegialisch miteinander verkehren, das sei uns genug. Die Damen stehen mir einstweilen noch recht zugeknöpft gegenüber. Ihnen bin ich der Eindringling, der vielleicht die Dreistigkeit besitzen könnte, in ihre Rollengebiete überzugreifen.

Einladungen von Herren aus der Stadt sind schon an mich ergangen, ich mag sie aber nicht annehmen. Es gibt auch hier Leute, die naiv genug sind, zu glauben, jede Schauspielerin wäre auf den ersten Anruf hin sofort bereit, sich von ihnen ausführen zu lassen. Ein Leutnant, der aus irgend einem Grunde nicht

mit in das Manöver gezogen ist, in dem jetzt noch unsere ganze Garnison Heldentaten verübt, lud mich dreist und jugenddumm nach einem Weinrestaurant ein und schrieb in die Ecke der Karte den nach seiner Meinung besonders anziehenden Lockruf: „Henkell trocken!" Ich habe dem Jüngling, nachdem ich seine Adresse festgestellt hatte, drei Flaschen des von ihm anscheinend für der Genüsse vollkommensten geschätzten Getränkes mit meiner Visitenkarte geschickt, auf die ich schrieb: „Zur geistigen Auffrischung." Als Quittung bekam ich an meinem nächsten Spielabend von ihm einen Blumenkorb von so riesenhaften Dimensionen, daß ihn zwei Theaterarbeiter auf die Bühne schleppen mußten. Daran hing ein Briefchen, in dem der Leutnant die Taktlosigkeit seiner Einladung mit der „vorgerückten Stimmung", in der sie geschrieben wurde und der Begeisterung für mich entschuldigte. Und damit glaubt er nun, die Sache gentlemanlike erledigt zu haben. Daß er eine Dame gekränkt hat, sagt sich der Tropf wohl kaum. Für ihn bin ich allerdings auch nicht eine Dame, sondern nur eine Komödiantin. Wir haben es, weiß Gott, herrlich weit gebracht in der Achtung unserer Mitmenschen.

* * *

Mit der Hertha Looks bin ich wieder ein paar Schritte vorwärts geklettert. Alle maßgebenden Faktoren waren im allgemeinen zufrieden. Kleine Ausstellungen werden ja immer gemacht, besonders von der Presse. Ich glaube die Herren sind der Meinung, uns noch erziehen zu müssen, oder sie denken, das Publikum zweifele an ihrem Verständnis, wenn sie nicht in jede Kritik leichte oder grobe — wie's trifft — Tadel einfließen lassen. Besonders habe ich mich über unseren Oberregisseur gefreut. Er hat mir warme Anerkennung ausgesprochen und mich gefragt, ob ich nicht Lust hätte, im Laufe des Winters einige

Rollen des klassischen Repertoirs zu übernehmen. Ich war sehr überrascht von diesem Vorschlag. Ich habe mich in den letzten beiden Jahren recht weit vom klassischen Repertoir entfernt und würde tüchtig studieren müssen, wenn ich Rollen daraus bekäme. Immerhin würde ich mich sehr freuen, schon wegen des Vertrauens zu meinem Können, das sich in solcher Übertragung ausdrückte. Das habe ich dem Herrn Oberregisseur auch gesagt, und er hat mir versprochen, auf seinen Vorschlag zurückzukommen. Also mal los! Ich bin zu allem fähig und entschlossen.

* * *

Eine Bekanntschaft habe ich aufgewärmt mit einem Herrn von dem ich nicht geglaubt hatte, daß ich ihn in meinem Leben noch einmal wiedersehen würde. Der Freiherr von Sengnitz, mit dem ich vor Jahren auf dem Gute des Barons von Dresbach zusammengetroffen bin, ist Major bei einem der hier garnisonierenden Regimenter. Ich habe ihn beim ersten Sehen schnell wiedererkannt, während er sich erst auf mich besinnen mußte. Die nebensächliche Erscheinung der bürgerlichen Lehrerin war ihm nicht so gut in der Erinnerung geblieben, wie mir von jenem Ferienbesuch der gegen mich liebenswürdigste Gast des Hauses Dresbach. Ich traf ihn vorgestern in der »Tannhäuser«-Pause im Foyer, wo er in einer Gruppe von Offizieren und Zivilisten stand. Das Militär ist seit ein paar Tagen aus dem Manöver zurück und die Uniform nun zahlreicher in unserem Theater vertreten, zum großen Entzücken mancher Kollegin. Mir fiel unter den Dutzendgesichtern der braune, energische, klar geschnittene Kopf mit den ruhigen grauen Augen sofort auf, und nach ein paar Sekunden des Suchens in meinem Gedächtnis hatte ich den Namen und mit ihm gute Erinnerungen an Feld und Wald und einen feinen klugen Menschen.

Ich stand über die Foyerbreite von den Herren entfernt und sah seitwärts mit halbem Auge hinüber, während ich meine ganze Aufmerksamkeit einem Glase Mandelmilch zu widmen schien. Bald bemerkte ich, daß sie sich mit mir beschäftigten. Einer der Herren vom Zivil machte die Offiziere auf mich aufmerksam, und diese schauten herüber. Herr von Sengnitz warf überrascht den Kopf zurück, als er mich erblickte. Seine grauen Augen sahen mich scharf und suchend an. Ich beobachtete: er ging im Gehirn einer schwachen Erinnerung nach, schüttelte wie über vergebliches Bemühen leicht den Kopf und wandte sich um nähere Auskunft an einen der Herren. Sie sprachen kurz miteinander, wobei der Befragte ein paarmal bestätigend nickte, was den Baron veranlaßte, mich abermals prüfend und forschend zu fixieren. Im Augenblick empfand ich sein Mustern meines Ichs peinlich und schaute ihn voll und abweisend an. Da löste er sich von der Herrengruppe und ging zu mir herüber:

„Verzeihen Sie mein Anstarren, gnädiges Fräulein," begann er, „ich wollte gewiß nicht zudringlich sein. Sie wurden mir eben als ein Mitglied unseres Theaters genannt, und ich glaubte, schon einmal die Ehre gehabt zu haben, von Ihnen gekannt zu sein. Das Suchen nach der Zeit und nach dem Orte ließ mich Sie länger anschauen, als es höflich war, zumal ich mich doch wohl irre."

Seine, in ein wenig zu steifer Ritterlichkeit vorgebrachte Entschuldigung versöhnte mich gleich, und ich antwortete ihm freundlich:

„Sie irren sich nicht, Herr Baron von Sengnitz, wir sind einander schon begegnet. Vor einigen Jahren war's, auf dem Gute des Herrn von Dresbach."

Er sah mich mit ungläubigem Staunen an. Wahrscheinlich dachte er sich: wie kam die Schauspielerin in das exklusive Haus von Dresbach? So redete ich also weiter und sagte ihm, daß

ich damals als Lehrerin der kleinen Gerda Dresbach dort gewesen sei. Da kam ihm langsam die Erinnerung, und nun waren wir rasch in einem lebhaften Gespräch über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Ich erklärte ihm, wann und warum ich zur Bühne gegangen sei, er erzählte mir, daß er mich im Frühjahr als Klara gesehen, mich aber nicht erkannt habe, und als das Glockenzeichen die Pause beendete, versicherte er mir, er werde sich freuen, mich wieder zu treffen, und werde seiner Frau von der neuen alten Bekanntschaft berichten.

Die anderen Herren waren sehr erstaunt und machten lange Gesichter über das muntere Gespräch, das der vornehme Offizier mitten unter dem Publikum mit der Dame vom Theater führte. Mir war es leid, daß es nur die kurzen Pausenminuten dauern konnte. Wer weiß, ob er es bei der nächsten Begegnung für passend und angenehm hält, die Komödiantin vor den Leuten zu kennen. Vielleicht wird er mich vor seinen Standesgenossen und seiner Gattin verleugnen. Das würde mir sehr schmerzlich sein. Ich habe die unklare Empfindung, daß sein Michkennenwollen vor den Menschen, in dem sich Achtung ausspräche, mich vor mir selbst heben würde. Nicht weil er Offizier und Baron und ein reicher Herr ist, sondern weil ich ihn für einen edlen, vornehmen Charakter halte. Und ein wenig Hebung meiner Selbstachtung könnte ich nach der Episode Hasse recht gut gebrauchen.

Was phantasiere ich da? Ein paar Rollen, die große Toiletten verlangen, werden mir bald klar machen, daß die Hebung der Selbstachtung vorläufig für mich ein unerschwinglicher Luxus ist, und daß der Episode Hasse demnächst eine ähnlich geartete Episode Müller oder Schulze oder wie der Leibpächter sonst heißen wird, folgen muß. Und ist das erst bekannt geworden, dann wird mich Herr von Sengnitz nicht mehr kennen wollen. Schade, schade.

* * *

»Wenn wir Toten erwachen« wird in den Spielplan aufgenommen, und ich soll die Irene spielen. Gestern hat mir der Theaterdiener das Buch gebracht. Ich freue mich sehr darüber und darauf. Denn ich werde die Rolle jetzt ganz anders spielen als vor einem Jahre. Eigenes Erleben hat mein Verständnis dieses Charakters geschärft. Ich gehe an sein Studium mit viel reiferer Erkenntnis als damals.

Herr von Sengnitz kennt mich weiter. Das freut mich herzlich. Ich bin ihm an spielfreien Abenden schon ein paarmal im Foyer begegnet, ja, ich bin dorthin gegangen in der stillen Hoffnung, ihn zu treffen. Er ist ein sehr fleißiger Theaterbesucher mit einem zweiplätzigen Logenabonnement für seine Familie. Neulich hat er mich auch zu seiner Frau gebracht, die mit im Theater war. Die Dame ist seit Dresbach mindestens noch um zwanzig Pfund schwerer geworden. Brr, was für ein Klumpen! Und asthmatisch scheint sie auch zu sein. Sie behandelte mich sehr hoheitsvoll und huldtriefend, sprach allerlei vom Theater und von meinen Rollen — die frühere Begegnung berührte sie nicht — und sagte zum Schluß in gönnerhaftem Tone, sie würde mich gelegentlich gerne in ihrem Hause sehen. Dahin werde ich nun sicherlich nicht gehen. Schon wegen des „gelegentlich" nicht. Es hätte ja auch alles keinen Zweck. Wie lange noch, und die ehrsamen Häuser sind der Maitresse des Herrn Müller oder Schulze verschlossen.

Also bleiben wir bei unserem Leisten und in unserer Sphäre. Es gibt auch da Befriedigung und Freude. Ich komme hier gut in das Repertoir hinein und hoffe, bald so viel Ruf und Bekanntsein erworben zu haben, daß ich weiter wandern kann.

* * *

Schon ist das Hineinkommen in das Repertoir zu Ende. Vorläufig wenigstens. Ich habe Wohlgefallen gefunden vor den

Augen des großmächtigen Herrn Direktors und bin im Gegensatz zum allgemeinen Theaterbrauch noch immer zu ungeschickt, um dieses Glück auszunützen.

Er bestellte mich gestern nach der Arrangierprobe von »Wenn wir Toten erwachen« unter dem Vorgeben, über die Auffassung der Irene mit mir sprechen zu wollen, in das abgedichtete Büro mit den Polstertüren, die jeden Zornschrei oder Hilferuf ersticken. Dort begann er sofort ganz gewaltsam schön zu tun mit mir, packte mich bei den Armen und wollte mich auf den Diwan legen. Da ich aber stärker bin als der ekelhafte geile Affe, und der Abscheu meine Kraft noch steigerte, bekam ihm der Notzuchtversuch nicht gut; ich schleuderte ihn in die Sofaecke, worüber er nicht einmal verblüfft zu sein schien. Er stieß nur ein kurzes ärgerliches Lachen heraus und fragte, ob ich eine prüde alte Jungfer sei. Ich antwortete ihm kampflustig, ich sei weder eine alte noch eine junge Jungfer, ich halte mich aber für zu gut, um einem widerlichen Kerl wie ihm zu dienen. Nach dieser ihm wahrscheinlich vorher noch nicht widerfahrenen Deutlichkeit, schaute er mich erstaunt an, als stände er vor einer neuen Naturerscheinung und sagte schließlich bissig: „Wenn Sie wollen sein kalt, werde ich sein Eis."

Das heißt in die am Theater gebräuchliche Umgangssprache übersetzt: wenn du mir nicht zu Willen bist, stelle ich dich kalt.

In den ersten fünf Minuten nach seinem Angriff war ich so von Rachsucht erfüllt und mit Gewalttätigkeit geladen, daß ich in das nächste Sportartikelgeschäft laufen, mir eine Reitpeitsche kaufen und dem ekelhaft hündischen Gesellen ein volles Maß reichlich verdienter Prügel aufmessen wollte.

Als ich aber so schnell kein passendes Geschäft fand, ließ die Spannung nach, die wilden tatverlangenden Gefühle wichen aus meinem Blut, und dafür kroch der Ekel hinein, der den Menschen müde und tatlos macht, der ihn sich entsetzen läßt

über die Scheußlichkeiten der Menschen, vor denen er sich nur durch Abwenden beschützen kann. Mein körperlicher Organismus litt unter diesem Ekelgefühl so schmerzhaft wie die Seele, mir war, wenn ich an den Direktor und sein Verlangen dachte, als hätte ich ein Vomitiv genommen.

Und mit dem Ekel beschlich mich das tödliche Bewußtsein der Machtlosigkeit. Was helfen mir in meiner Abhängigkeit, Armut und Einsamkeit Rachsucht und Gewalt? Was kann ich gegen ihn unternehmen, der nicht nur der Gewährer meiner Nahrung, sondern vielmehr noch der Herr über meine künstlerische Zukunft ist? Es gibt in der ganzen Welt keinen Menschen, kein Amt, keine Behörde, die mir gegen ihn Beistand leisten und Recht erstreiten können. Mag er auch dafür bekannt sein, daß er jeder seiner Damen schändliche und kränkende Zumutungen stellt, so scheinen sich doch alle zur Rüge berufenen Leute dieser Stadt zu scheuen, den Schaden aufzudecken, die Schmach zu enthüllen, die Schuld zu brandmarken. Wie hätte er sonst dieses Treiben, das Dutzende von Künstlerinnen gequält, befleckt und vergewaltigt hat, durch alle die Jahre fortsetzen können? Die Verwaltung der Stadt muß um das Paschatreiben ihres Theaterdirektors wissen, so gut alle Welt hier und die ganze deutsche Theaterwelt darum weiß. Und sie tut nichts, um den angefaulten Repräsentanten ihres vornehmsten Kunstinstitutes zu maßregeln, der dieses vor der ganzen deutschen Kunstwelt zu seinem Privatbordell erniedrigt. Diese Stadtverwaltung ist die Mitschuldige an der Schmach und der Qual der Künstlerinnen, die um ihrer Nahrung und ihrer Zukunft willen das ekelhafte Lustbett dieses Wüstlings schmücken mußten. Eine Entschuldigung haben sie dabei allerdings: es gibt im deutschen Reiche noch mehr Stadtverwaltungen, die das gleiche Lotterleben ihrer Theaterdirektoren jahrein, jahraus mit ansehen, ohne dagegen auch nur einen Finger zu rühren, wenn der betreffende Bühnenleiter

dem Stadtsäckel nur keine Zuschüsse abverlangt oder Defizits verursacht. Ich weiß nicht, wer hier ehrloser handelt, die Stadtväter oder die Theaterdirektoren. Ich glaube die ersteren.

Heute früh, als ich auf die Probe kam, erhielt ich den ersten Lohn für meine Weigerung, dem Direktor als Lustobjekt zu dienen: Die Irene wurde mir abgenommen, und ich bekam dafür die nichtssagende, sonst vom zweiten Fach gespielte Rolle der Diakonissin. Die Irene spielt meine ältliche Fachgenossin. Mein Kollege S., der der Regisseur des Stückes ist, hatte geahnt, was hier vorgegangen war. Er nahm mich, als ich ins Theater kam, in freundlicher Schonung mit in eine der leerstehenden Garderoben und eröffnete mir dort die Bestimmung des Direktors.

„Ich weiß, warum das alles ist," sagte er, „und wußte vorhin, als der Bescheid von der Umbesetzung kam, daß Sie ein stolzes starkes Mädel sind. Ach, liebe Kollegin, es gibt auf der ganzen Welt und in allen Völkern keinen Stand, der so elend, mühebeladen, ehrenarm, hunger-leidend, rechtlos und schutzlos ist wie der deutsche Komödiantenstand. Und wir alle sind wehrlos dagegen und schuld daran, weil wir uns nicht zu der einzig möglichen Gegenwehr, der starken Organisation, der Aufgabe des gegenseitigen Neides, der den Kollegen bekämpfenden Mißgunst und der Liebedienerei vor den Direktoren aufschwingen können."

Ich saß, während er so sprach, als hätte ich einen betäubenden Schlag auf den Kopf erhalten. Mein Schädel war dumpf und leer. Da rührte er meine Schulter und schüttelte mich leise.

„Wachen Sie auf, Kollegin," rief er, „der Kummer nützt nichts und bringt Sie bloß 'runter. Und tun Sie mir einen Gefallen: Sie sind ein ganzer Kerl, wie mir scheint. Tun Sie jetzt nicht, was alle die anderen, die viel zu vielen in Ihrer Lage tun, schreiben Sie keinen empörungsvollen Brief an den Jämmerling und schicken Sie ihm die Rolle der Diakonissin nicht zurück.

Spielen Sie sie, machen Sie daraus, was irgend möglich ist, lachen Sie ihm ins Gesicht, wenn Sie ihn treffen, als ob Ihnen seine Rache als ein kläglicher mißlungener Witz gelte. Nur damit können Sie ihn ärgern, gegen alles andere ist der Schuft vollständig abgebrüht. Und alles andere hat ja auch so gar keinen Zweck. Es ändert nichts. So ist eben unser Leben. Wenn uns wieder einmal eine seiner Tücken trifft, dann bäumen wir uns wohl auf und knirschen in das Gebiß und zerren an den Strängen und schlagen auch ein wenig aus und kriechen danach doch wieder zu Kreuz, wenn wir merken, daß sich die Bürde nicht abwerfen läßt, daß niemand uns hilft, und begraben abermals ein Stückchen unserer Menschenwürde, von der Phantasten und Idealisten behaupten, sie sei mit uns geboren worden. Die Kerle sollte man mal eine Saison lang zum Theater schicken, dann kämen sie bald auf ihren Irrtum."

Da mußte ich in all meiner Enttäuschung und Trübsal doch lachen. Als guter Schauspieler nahm er sofort dieses Extempore auf, lachte laut und klingend mit, packte meine Hand und schüttelte sie mir fast aus dem Gelenk und rief:

„So recht! Nur lustig! Nach diesem trüben Tag wird auch wieder ein lichter kommen. Trösten Sie sich mit uns anderen. Es geht ja keinem besser."

Es war die höchste Zeit zum Beginn der Probe geworden. Der Inspizient hatte schon ein paarmal den Kopf zur Türe herein gestreckt. Wir gingen auf die Bühne, auf der alle Mitwirkenden erwartungsvoll herumstanden. Herr S. sagte den Leuten, daß ich die Diakonissin spielen würde, daß also insofern eine Änderung der Besetzung vorgenommen worden sei. Da sah ich, daß der Sekretär und Spion des Direktors (das sind die Sekretäre immer) sich lauschend in den Kulissen herumdrückte, und im Augenblick ging die Rachsucht mit mir durch. Ich ergänzte die Worte des Regisseurs folgendermaßen:

„Meine Herrschaften, eine Unterredung, die ich gestern mit dem Direktor über die Auffassung der Irene haben sollte, verlief so vollständig unbefriedigend für ihn, daß sie mir die Abnahme der Rolle einbrachte. Ihnen als erfahrenen Mitgliedern dieses Theaters genügt das wohl zum Verständnis."

Verhaltenes, boshaftes Kichern folgte dieser Rede, aus der letzten Kulisse aber dröhnte eine Stimme: „Der alte Schweinigel müßte kastriert werden!"

Und dann begann die Probe.

* * *

Der lichte Tag, auf den Kollege S. mich vertröstet hat, will nicht kommen. Im Gegenteil. Mir erscheint jeder neue Tag grauer als der vorhergehende. Der Zorn des Direktors liegt schwer auf mir. Mein Tätigkeitsdrang, mein Streben, meine Sucht, vorwärts zu kommen, sind vollständig lahm gelegt. Was nützen mir die Bücher, das Lesen und Studieren von Stücken, in denen ich doch keine Rolle spielen werde? Mein Arbeitsgebiet, mein Kampfgefilde und Siegesfeld ist nicht das einsame Studierzimmer, sondern die öffentliche Schaubühne. Ohne sie bin ich nichts, werde ich nichts. Das Gefühl, die aufgezwungene Untätigkeit nicht aus eigener Entschließung beenden zu können; die Erfahrung, im Fortgang der Karriere viel weniger von meinem Fleiß und Können, als von einem fremden bösen Willen abhängig zu sein, der mit mir spielt, wie ein grausamer Lausbub mit einem angebundenen Maikäfer; die Gewißheit, machtlos an untergeordnete Arbeit gefesselt zu sein, die meinen mühsam erworbenen künstlerischen Ruf unheilbar schädigen muß, wenn sie länger andauert; die Sicherheit, aus dieser Zwangslage nur durch die Erduldung der entsetzlichsten Widerwärtigkeit herauskommen zu können: das alles wirkt entnervend auf mich ein und schwächt

so die Widerstände der Anständigkeit, des Stolzes, des Ekels, der Verachtung. Ich bin nahezu fertig mit meiner Kraft. Ich sehe keinen Weg, der mich aus der Vernichtung meiner Karriere und Künstlerschaft durch die Beschäftigungslosigkeit hinausführen könnte, außer dem einen, der durch das gepolsterte Büro des Direktors führt. Wahrhaftig, die quälendste Folter, die das finsterste Mittelalter für die härtestgesottenen Verbrecher erfunden hat, ist nicht halb so grausam gewesen, hat nicht entfernt so glatt jeden Widerstand zerbrochen, wie das Kaltstellen, das Theaterdirektoren dieses humanitätsduseligen Zeitalters über spielfrohe, vorwärtsstrebende Künstlerinnen verhängen, die ihnen ihre Sexualwünsche nicht erfüllen wollen. An jedem Tage arbeitet diese Tortur. Nicht nur an den Abenden, an denen eine Kollegin die mir zukommende, oft schon mir zugesagte Rolle spielt; gestern wurde ein Stück ausgeteilt, das eine Rolle enthält, von deren Darstellung ich mir viel versprach, heute haben sie mir ein Röllchen zugeschickt, das früher ein Chormädel spielte, und morgen wird mir sicher eine ähnliche erfreuliche Überraschung werden. Dazu die unverhohlene Freude der Kolleginnen, die sich früher von mir beeinträchtigt wähnten, die stichelnden Reden über mein mangelhaftes Talent, über die Entlarvung meines Unwertes und den kritischen Scharfblick des Direktors, diese Reden, die mit so boshafter Schläue und scheinbar absichtlos hingeworfen werden, wenn ich vorbeigehe oder in der Nähe stehe, daß ich sie als auf mich gemünzt nicht feststellen und fassen kann, und von denen ich doch ganz genau weiß, daß sie mir gelten, mich verwunden sollen. Diese Theaterweiber sind samt und sonders mißgünstige Kanaillen, und die Giftpflanze Schadenfreude gedeiht nirgends so üppig, wie in der Kulissenluft.

Wie genau ich aber auch ihre Niedrigkeit einsehe, wie klar ich ihren Neid und die Unwahrhaftigkeit ihres Zweifels an meinem Können erkenne, ihr Benehmen bringt mich doch fast von Sinnen,

weil es eine scheinbare Berechtigung durch meine Zurückstellung erhält, und weil ich es nicht durch gute Leistungen widerlegen kann. Die Bande weiß ganz genau, warum ich nichts zu spielen bekomme, dennoch aber und weil sie selbst scheinbar dadurch gehoben werden, stellen sie sich, als geschähe es wegen meiner Talentlosigkeit.

Kann man sich eine ausgesuchtere, eine raffiniertere Grausamkeit gegen einen Menschen vorstellen, der arbeiten will und der durch seine Arbeit etwas werden könnte?

Und es gibt keine Waffen dagegen. Ich kann mich nicht wegen Unbotmäßigkeit hinauswerfen lassen, denn ich habe dann kein Geld zum Leben, und ich kann nicht fortlaufen, denn ich habe Vertrag. Breche ich den, so bin ich auf zehn Jahre von allen großen Bühnen mit Acht und Bann belegt. Denn alle die großen, die allein noch für mich in Betracht kommen, sind im Bühnenverein, der diese edle Bestimmung für kontraktbrüchige Bühnenkünstler erfunden hat.

Nur ein Mittel kann mir helfen: die Kapitulation. Und mir ahnt, ich werde eines Tages kapitulieren, werde demütig um Gnade bitten, die mir in Gestalt großer Rollen gewährt werden soll, und werde dafür in den direktorialen Harem eintreten. Was bleibt mir denn auch anderes übrig? Ich muß doch vorwärts. Und deshalb werde ich müssen, müssen. Sonst — — — — — — — —

Aber noch nicht, noch nicht! Vielleicht kommt doch noch Hilfe. Ich muß mich selbst auslachen, wenn ich das denke, genau so, wie ich mich in der vorigen Saison auslachte, wenn ich träumte, das große Los oder der Fund von zehntausend Mark würden mich vor Hasses Umarmung behüten. Woher soll mir denn Hilfe kommen? Ich habe mir doch noch immer selbst helfen müssen, habe die Widerwärtigkeiten, die sich mir in den Weg stellten, mit Widerwärtigkeiten hinweg räumen müssen, und hier wird es mir nicht besser ergehen.

Die Diakonissin habe ich hinter mir. Eine Zeitung schrieb, ich hätte mich mit der Darstellung dieser kleinen Rolle „begnügt" und es erreicht, daß die Gestalt nicht wie bei früheren Aufführungen als nebensächliche Erscheinung aufgetreten sei, sondern als ein notwendiger integrierender Bestandteil des Stückes. Blech!!!

* * *

Der lichte Tag ist doch angebrochen. Der Direktor ist besiegt.

Nicht von mir, dazu bin ich zu schwach. Es kam eine starke Hand, wie die des deus ex machina, der von der modernen Literatur so sehr verpönt wird. Die hat ihn bezwungen.

Wie alles gekommen ist, weiß ich selbst nicht ganz genau. Vorgestern Vormittag, als ich auf die Probe ging, traf ich unterwegs den Freiherrn von Sengnitz. Er wollte in die Kaserne und war in Uniform. Da er aus einer Seitenstraße heraus kam, gerade als ich sie kreuzte und in die Straße einbog, die ich entlang ging, machte es sich von selbst, daß wir neben einander hergingen. So begrüßte er mich und sprach mich an, erkundigte sich nach meinem Befinden, neckte mich, daß ich schon wach sei, er habe geglaubt, die großen Künstlerinnen schliefen bis gegen Mittag, und fragte, wie es denn gekommen sei, daß ich in »Wenn wir Toten erwachen« die Diakonissin und nicht, wie es vorher in den Theaternotizen der Zeitungen stand, die Irene gespielt habe. Er sei in das Theater gegangen um mich in dieser Rolle zu bewundern und sei sehr enttäuscht gewesen, als er auf dem Zettel die geänderte Besetzung gelesen habe.

Ich sagte ihm, die Kollegin habe die Rolle schon früher gespielt und ich sei nicht fest genug studiert gewesen, denn ich schämte mich, ihm die Wahrheit zu gestehen und damit zu verraten, in welcher schmachvollen würdelosen Dienstbarkeit uns der Direktor hält, welchen unmenschlichen, sittenlosen Zwang er über uns verhängt.

Aber kaum hatte ich die Unwahrheit heraus, da bereute ich sie auch schon.

Warum vertraust du dich ihm nicht an? fragte ich mich, der von allen Menschen, die du bis jetzt in dieser Stadt kennst, der einzige ist, der dich als Dame der Gesellschaft behandelt hat, der dir gewiß, wenn auch nicht helfen, so doch selbstlos und verständig raten wird. Er ist ein ritterlicher Mann, der die Unritterlichkeiten des anderen sicher verurteilen wird.

Und schon sagte ich ihm, daß die Umbesetzung nicht aus den Gründen erfolgt sei, die ich ihm genannt habe, daß vielmehr — — und ich erzählte ihm das ganze erbauliche Erlebnis und auch, warum ich ihm vorher nicht die ganze Wahrheit gesagt habe.

Er hörte schweigend zu, und als ich geendet hatte, ging er schweigend weiter neben mir her. Seine Augen waren finster zu Boden gerichtet und zwischen den Brauen stand eine scharfe Furche. Nach fünfzig Schritten knurrte er unter dem Schnurrbart hervor:

„Das ist ja ein ganz hervorragender Lump."

Und wieder ging er schweigend neben mir her bis an die nächste Straßenecke, an der sich unsere Wege trennten. Ich stand still, was ihn veranlaßte, auch zu halten. Er bot mir seine Hand und hielt die meine fest, als ich sie ihm gab. Dabei sagte er:

„Man hat ja schon manchmal von den Streichen Ihres Direktors gesprochen; viel davon habe ich immer für Übertreibung gehalten. Nun scheint das alles doch wahr zu sein. Würden Sie sich eventuell entschließen können, vor Gericht zu beschwören, daß Ihnen die Irene zugeteilt war, daß er Ihnen beleidigende Anträge gemacht hat, daß er Sie auf den Diwan drücken wollte, daß er sagte: wenn Sie kalt sind, werde ich Eis sein. Das müßte ich bestimmt wissen."

Er sah mir während seiner Rede mit seinen ruhigen grauen Augen fest in die meinen und hielt meine Hand kräftig umspannt.

„Das kann ich und das will ich, wenn es dazu kommen sollte," sagte ich ihm und schaute ihm gerade und sicher in seine großen schwarzen Pupillen hinein und gab ihm seinen Händedruck kräftig zurück.

„Ein Pastorstöchterchen darf doch auch nicht schwindeln," ermahnte er noch lächelnd und nahm dann raschen Abschied. Ich sah ihm ein wenig verdutzt nach, denn ich hatte erwartet, daß er mir ein Wort des Trostes oder der Ankündigung seines Beistandes sagen werde, aber nichts davon hatte er für mich. Und dennoch ward ich bald ruhig und zufrieden und hatte die stille Empfindung der Fortdauer seines kräftigen, haltenden Händedrucks.

Nachmittags zwischen fünf und sechs Uhr — ich saß in meinem Wohnzimmer und mühte mich, einen harmlos vergnügten und sorglosen Brief an Mutter aus meinem Federhalter zu quälen — brachte mir das Zimmermädchen eine Visitenkarte des Joachim Freiherrn von Sengnitz, Major und Bataillonskommandeur und so weiter und sagte, der Herr lasse fragen, ob er mir seine Aufwartung machen dürfe.

Mir fuhr ein halb freudiger, halb ängstlicher Schreck durch alle Glieder. Ein Dutzend Mutmaßungen über den Zweck seines Besuches kreuzten sich in meinem Gehirn. Hatte er für mich im Theater vermittelt? Wollte er noch weitere Auskünfte? Wollte er sich mir nähern? Oder was brachte er mir sonst? Das Mädchen wartete mit dummdreist lächelndem Gesicht auf Bescheid. Sie hielt diesen Herrenbesuch natürlich für einen der hier üblichen. Ich schickte sie schnell fort mit dem Auftrag, den Herrn Major heraufzuführen. Und kaum war sie hinaus, da fiel mir ein, daß es doch wohl schicklicher sei, den Herrn Baron in dem Salon der Pension zu empfangen und seinen Besuch auf diesem neutralen Gebiet entgegenzunehmen. Ich lief nach der Tür und wollte dem Mädchen Gegenbefehl geben. Die war aber schon weit. So mußte ich ihn in meinem Zimmer erwarten.

Nach zwei Minuten eine weibliche Stimme draußen: bitte hier, Herr Major! ein kurzes Anklopfen mit energischem Finger, ein zitterndes Herein von mir, und der stattliche Offizier stand vor mir und schüttelte mir herzhaft die Hand.

„Also, um es kurz zu machen," begann er, „und den Zweck meines Kommens schnell aufzuklären: die Irene haben wir. Sie werden sie in etwa acht Tagen spielen."

Ich war starr und stumm vor Überraschung und muß ihn wohl mit einem recht wenig geistreichen Gesicht angesehen haben. Er nickte mir mit freundlichem Lächeln zu und sagte:

„Ja, ja, glauben Sie es nur. Es ist wirklich so. Wir haben die Rolle. Oder wollen Sie jetzt nicht? Da kann ich ja noch einmal zu Ihrem feinen Direktor gehen und ihm die Absage bringen."

„Ich verstehe nicht. Ich weiß nicht, was ich denken soll," stotterte ich möglichst sinnlos, denn diese unerwartete und so plötzliche Glückwendung hatte mich zu unvorbereitet überrascht. Einstweilen brachte ich nichts weiter heraus als die Bitte, er möge sich setzen. Als er in einem Sessel saß und mich immer weiter belustigt anlachte, faßte ich mich und begann ein geordnetes Gespräch mit ihm.

„Sind Sie wirklich bei dem Direktor gewesen, Herr Baron?"

„Gerade komme ich von ihm, gnädiges Fräulein."

„Und ich soll die Irene spielen, soll wieder erste Rollen bekommen?"

„Wenn Sie sie spielen können, wird man sie Ihnen sicher geben, und vor den Liebenswürdigkeiten Ihres Direktors brauchen Sie sich in Zukunft nicht mehr zu fürchten."

„Aber wie war Ihnen denn das so schnell möglich, Herr Baron? Welche Gewaltmittel oder Zauberssprüche haben Sie angewendet, um den Tyrannen weich zu kriegen?"

„O, nachdem Sie mir Ihre Zusage gegeben hatten, schwören zu wollen, hatte ich so ziemlich alles notwendige Handwerkszeug

beisammen. Ich bin zu dem Manne gegangen und habe Sie ihm als eine Bekannte von meiner Frau und mir vorgestellt, die unter meinem Schutze stehe, und habe ihn zehn Minuten lang Fegfeuervorgeschmack kennen lernen lassen. Mit solchen Kerls macht man nicht viel Umstände. Wenn er nicht schleunigst um gut Wetter gebeten hätte, wäre ich zum Oberbürgermeister gegangen und hätte ihm eine Suppe eingebrockt, die er in dieser Stadt nicht mehr ausgegessen hätte. Aber so weit ließ er es klugerweise nicht kommen. Er war auch sofort bereit, Sie nächste Woche die Irene spielen zu lassen, als ich ihm sagte, ich müsse das verlangen als Genugtuung für die verletzende Abnahme der Rolle. Und nun, da Sie den ganzen Hergang wissen, lassen wir die unerquickliche Geschichte und reden von netteren Dingen."

Ich hatte ihm gespannt zugehört. Was er mir erzählte, mußte der rechtlosen Komödiantin fast wie ein Märchen klingen. Der Mann, der da mit lächelndem Gesicht vor mir saß und sein Zusammentreffen mit dem Direktor leicht und lustig erzählte wie einen gelungenen Witz, war mächtiger, stärker als unser Sklavenhalter.

Und mir hatte dieser Starke geholfen. Leider nur mir. Warum nicht uns allen? Aber das lag wohl außerhalb der Möglichkeit. Er besaß keine Rechtsgrundlagen, um auch den anderen beizustehen. Nun, es war auch so genug geschehen. Mich erfüllte herzliche Dankbarkeit, aber daneben auch Bedauern über die Leichtigkeit, mit der Herr von Sengnitz den Fall behandelte. Er wußte wohl nicht recht, was er für mich getan hatte, denn er steht dem Leben hinter den Kulissen fern. Ich wünschte, daß er verstehe, wie sehr er mir genützt habe, damit er meinen Dank, wenn ich ihn aussprach, nicht für überschwenglich halte. So sagte ich ihm:

„Herr Baron, Sie erzählen Ihre Intervention zu meinen Gunsten bei dem Direktor wie eine amüsante Schnurre, so daß

ich wohl annehmen muß, Sie wissen nicht, welche Wohltat Sie mir erwiesen haben."

„Aber ich bitte Sie," unterbrach er mich rasch, „was reden Sie da? Wohltat ist ein Wort aus der Armenpflege. Sagen Sie meinetwegen Gefallen. Mehr war es doch wahrhaftig nicht."

„Sehr viel mehr war es, Herr Baron. Und Sie müssen dulden, daß ich es Ihnen mit zwei Worten sage: Sie haben mir eine wirkliche Wohltat erwiesen. Wir können das Wort aus der Armenpflege beibehalten, ohne einen Sinnfehler zu begehen. Ich bin arm als Künstlerin, wenn man mir die Mittel nimmt, mein Können zu zeigen. Sie haben mich nicht nur vor den häßlichen Wünschen meines Direktors bewahrt, Sie haben mir — und das muß leider der Künstlerin mehr gelten — meine künstlerische Zukunft gerettet. Denn die wäre mir verdorben worden, wenn ich hier länger in untergeordneter Beschäftigung hätte bleiben müssen. Da Sie das nun wissen, werden Sie verstehen können, daß ich Ihnen dankbarer sein muß, als Worte beweisen können."

Er war ernst geworden, als ich ernst sprach. Wie ich schwieg, streckte er mir seine Hand hin und sagte:

„Wenn ich Ihnen wirklich einen Dienst erwiesen habe, so freut mich mein Gang in das Theaterbüro um so mehr. Und wenn Sie mir danken wollen, so tun Sie es dadurch, daß Sie mich rufen, wenn Sie mich wieder einmal brauchen können. Ich gestehe Ihnen, daß ich ohne viel Nachdenken und auch ohne ausschließliches Denken an Ihren besonderen Fall zu dem Direktor gegangen war. Die Entrüstung über die Frechheit des Kerls, über sein feiges Quälen schutzloser Mädchen trieb mich. Umso besser, wenn der rasche Entschluß gute Folgen für Sie hatte. Aber nun ist der ehrenwerte Herr Direktor wirklich ausführlich genug behandelt worden. Ich bitte Sie also nochmals, über mich zu verfügen, wenn Sie wieder mal nicht allein vorwärts kommen können."

„Das wäre wohl unbescheiden, nachdem Sie so viel für mich getan haben."

„Sie müssen mir nach dieser Stunde, in der ich so manches über den schweren Weg der Künstlerinnen erfahren habe, schon gestatten, mich ein wenig um Sie zu kümmern. Mich freut es, jemand zu haben, den ich besorgen kann. Daheim meine Töchter brauchen mich nicht. Die haben die Mutter und alles was sie wünschen. Sie sind sehr selbständig und begegnen, wenn sie es nicht selbst wollen, in ihrem Leben wohl kaum feindseligen Menschen oder peinlichen Lebenslagen. Aber Sie. Mir scheint, Sie sind immer noch zur größeren Hälfte Pastorstöchterlein, das sich in dem bunten, wilden, mühsamen Bühnenleben nicht recht heimisch fühlt, und nur zur kleineren Schauspielerin."

„In einem haben Sie recht: als Mensch fühle ich mich im Bühnenleben noch immer nicht ganz heimisch, aber trotzdem bin ich zur größeren Hälfte eine Künstlerin geworden mit allen ihren Schwächen, Leidenschaften, Eitelkeiten, Selbstsüchten, Sehnsüchten, Ruhmbegierden, Hingaben, Träumen, Sünden."

„Also ein ganz kompliziertes Wesen. Um so mehr wird es mich interessieren, Ihr Leben kennen zu lernen. Wenn ich mich recht erinnere, haben wir uns vor Jahren in Dresbach gut verstanden. Vielleicht gelingt uns das hier wieder."

„Das würde mich herzlich freuen."

„So werde ich, wenn Sie es mir erlauben wollen, mich gelegentlich nach meinem Schützling umsehen."

„Und der wird Ihnen dankbar sein, da er in dieser Stadt sehr einsam ist."

„Also wissen wir, daß wir Freunde sind. Und mit dieser angenehmen Gewißheit gestatten Sie mir, mich zu empfehlen."

So ging er fort, und allerlei krause Gedanken flogen hinter ihm her. Hatte ich ihm herzlich genug gedankt? Hätte ich seiner Frau nicht Grüße bestellen lassen sollen? Hatte ich ihm nicht zu

bereitwillig zugesagt, als er mich fragte, ob er mich wiedersehen dürfe? Konnte er mich für unbescheiden und sogar für aufdringlich halten, weil ich seine künftige Fürsorge nicht abgelehnt hatte?

Es war alles so schnell gekommen, daß ich während unserer Unterhaltung nicht Zeit zum Nachdenken gehabt hatte. Die Zeit wird mir ja zeigen, ob ich vor seinen Augen böse oder gut abgeschnitten habe. Kümmert er sich wieder um mich, dann habe ich mich richtig benommen, und tut er es nicht, so kann ich es eben auch nicht ändern. Dabei kommt mir der Gedanke, ob die freundlichst offerierte Fürsorge mir nicht unbequem werden kann. Wenn ich wieder große Rollen zu spielen bekomme, wird auch die Frage des beistehenden Freundes über kurz oder lang gelöst werden müssen. Wie aber wird diese Lösung ausfallen, wenn auf der einen Seite der platonische Major, auf der anderen der erotische Cicisbeo, jeder auf seine Weise, für mich zu sorgen anfängt. Ich denke mir, der Platoniker wird mit Rat, der Erotiker mit Tat helfen wollen, die Sparten ließen sich also ganz bequem verteilen. Ob die beiden aber trotz der gegen einander leicht abzugrenzenden Gebiete nebeneinander wirken wollen? Warten wir's ab! Kommt Zeit kommt Rat. Im Übrigen finde ich, daß ich mich über diese Zukunftsbilder reichlich frivol geäußert habe. Man verliert in diesem Leben nach und nach seine gute Erziehung. Es gibt zu viel böse und dennoch lockende Beispiele um uns her.

* * *

Gestern Vormittag ließ mich der Direktor um eine Unterredung bitten, nicht in dem gepolsterten Büro, nur in dem Vorzimmer. Dort eröffnete er mir mit sauersüßer Miene, daß ich am nächsten Donnerstag die Irene spielen solle, eine Probe wolle er mir dazu bewilligen.

Ich dankte eifig und herablassend, aber es wurde mir schwer, Haltung zu bewahren. Es fehlte nicht viel, so hätte ich dem Helden frech und froh ins Gesicht gelacht. Er schloß unsere Unterhaltung mit den ärgerlichen Worten:

„Warum haben Sie denn nicht gleich gesagt, daß der Herr Baron Ihr Freund ist. Da kann ein armer Theaterdirektor freilich nicht mit antreten."

„O, Herr Direktor," erwiderte ich mit höhnischem Lächeln, „der Herr Baron ist nicht mein einflußreichster Freund, ich habe in dieser Stadt noch viel mächtigere."

„Sie können gut werden," rief er mir giftig zu, drehte sich um und verschwand in der Polstertür.

Was der Mann sich nun schon wieder einbildet. Natürlich glaubt er, ich hätte ein Verhältnis mit dem Major.

Mit den vielen mächtigen Freunden habe ich absichtlich renommiert. Geld und Beziehungen: nur damit kann man diesen Kerlen imponieren. Meine Bekanntschaft mit dem Baron läßt es ja glaublich erscheinen, daß ich noch andere Herren der hiesigen ersten Kreise kenne.

* * *

Was will das werden? Ich habe mit dem Baron soupiert. Ganz fein, wie zwei sehr tugendhafte Menschen. Gänzlich folgenlos. Und dennoch bedeutsam. Er hat mir Konfidenzen gemacht, die man gleichgültigen Leuten verschweigt.

Ich habe die Irene gespielt, die er „unsere Rolle" nennt. Am Nachmittag vor der Aufführung bekam ich einen Brief von ihm, in dem er mir schrieb, er würde mich, wenn ich nichts einzuwenden hätte, nach dem Theater vor dem Haupteingang erwarten, um mit mir beim Souper über das Stück und die Aufführung zu plaudern. Ich hatte nichts dagegen, ich freute mich

sogar darauf, wieder mal in einem vornehmen Restaurant in Lichterglanz und Bequemlichkeit unter Menschen von guten Manieren zu sitzen. Das allabendliche Hocken im düstern, staubigen Speisezimmer der Pension neben Leuten, die sich reichlich weit gehen lassen, kriege ich allmählich satt. Im Theater wurde mir ein reizendes Rosenbukett in die Garderobe gebracht mit einer Karte von ihm, auf der stand: „Glückauf unserer Rolle!" Zart, eigentlich zu zart. Wie ein schüchterner Primaner. Das heißt: so denke ich heute darüber, wie ich auch heute erst unser Beisammensein als bedeutsam empfinde. Gestern war ich mit der Rolle viel zu stark innerlich beschäftigt, um über die Einladung und über die Rosen viel nachdenken zu mögen.

Ich ging nach der Vorstellung an den Haupteingang, der vom Bühneneingang weit weg liegt. Dort stand er neben einem Wagen, in dem wir fortfuhren, um nach fünf Minuten in einer vornehm behaglichen, raffiniert einfach ausgestatteten, üppig beköstigenden Weinstube zu landen. Alles mattes Weiß mit diskreten Goldornamenten, Dekorationen und Fensterbehänge mit zarter Golddurchwebung, Reflexlichter, dicke lichtgraue Läufer, schwerer Damast, graziöses Sèvres, Haidaer Gläser, verschwindende Kellner, gedämpfte Lebensäußerungen, höchstens fünfzig Plätze im Raum. Davon nur etwa die Hälfte besetzt von Gästen, die zu zweien und dreien in stiller Beschaulichkeit an den Tischen saßen. Ein paar besonders lukullisch veranlagte Herren tafelten einsam und, der leichteren Genußversenkung wegen, mit möglichst von den anderen Menschen abgekehrten Augen. Auf allen Gesichtern stand die ernste, durch keinerlei geistige Emotion beeinträchtigte Absicht des Genießens der Stunde mit allen Papillen der Zunge, allen Nerven der Nase und des Magens. Heilige Stille der weisesten Gourmetise erfüllte den Raum, unterbrochen nur dann und wann von dem zufrieden klappernden Niederlegen der Eßwerkzeuge, vom leisen Klirren der Flaschen

in den Eiskühlern, vom zart singenden Ton der feinen Gläser und von verhalten ausgesprochenen abgerissenen Worten. Die Blicke aller kosten mit Andacht die Platten, auf denen die köstlichen Werke einer durchgeistigten Kochkunst gebracht wurden, liebäugelten frohsinnig mit den Gläsern, in die glückliche Jahrgänge eingegossen waren.

Und wir beide da hinein, ich heiß und nachzitternd von der Darstellung, er verhaltene Erregung in den sonst so ruhigen Augen. Die kurze Fahrt war fast schweigsam verlaufen, nur einen Glückwunsch zu meiner Darstellung hatte er mir ausgesprochen. Und einsilbig verlief auch das leckere Mahl, das er nach kurzer Beratung mit dem Kellner auftragen ließ. Bemerkungen über die Aufführung, das Publikum, den Applaus, die Leistungen der anderen, die Speisen und Weine, alles Themen, die uns eigentlich ziemlich gleichgültig waren, gingen hin und her, bis ich, als die Käsestangen abgetragen waren, sagte:

„Sie sind sehr schweigsam, Herr Baron. Denn trotz aller Worte, die Sie zu mir gesprochen haben, verschwiegen Sie bisher, was Sie in dieser Stunde bewegt. Es ist nichts Kleines, das sehe ich Ihnen an. Darf man es nicht erfahren?"

„Es ist doch etwas Kleines," sagte er, „weil es nur einen kleinen Menschen betrifft. Und wenn ich Sie schlecht unterhalte, so sind Sie selbst schuld daran."

„Das täte mir leid, aber ich glaube, ich kann die Schuld auf Herrn Ibsen abwälzen. Sie erfüllt, was noch jeden empfänglichen Menschen nach dem Anschauen dieses Stückes erfüllt hat: das Nachdenken über das, was wir im Leben gewonnen und verpaßt haben."

„Gewonnen wenig, verpaßt viel," grollte er. „Merkwürdig aber, daß ich durch das Ansehen Ihrer Irene zum Ziehen dieser miserablen Bilanz veranlaßt wurde. Mag sein, daß eine Erinnerung an goldrotes Haar, an eine linde Stimme, eine weiße,

weiche Haut, einen gertenschlanken Leib, die ich früher einmal kannte, durch Sie lebendiger angeregt wurde, als durch Ihre Kollegin, die die Rolle neulich spielte. Unerfüllte Sehnsüchte, vorübergegangene Liebe, versäumte Erfolge, alles was ich durch der Vorfahren und meine Schuld verlor, was ich mit der eigenen Kraft hätte gewinnen, behalten, ermühen müssen, stand vor mir. Ihnen und dem Dichter bin ich darum nicht böse. Im Gegenteil: Ich danke Ihnen beiden für die angeregte Einsicht. Sie kommt mir gewiß nicht zum erstenmal. Sie geht schon seit Jahren neben mir. Aber so klar, so schmerzhaft klar wie heute stand sie noch niemals vor mir. Nach einer langen Strecke öden Weges komme ich darauf, daß früher einmal Blumen am Rain standen, die ich zu brechen vergaß oder vermied, und ich sehne mich nach einer künftigen Wegstrecke, an der wieder Blumen blühen, die mir das schwindende Leben noch zu pflücken gestatten möge als unverdiente Entschädigung für die früher übersehenen. Ich bin zur Askese der Diakonissin noch nicht mürbe genug."

Ich war betroffen von dem, was er mir sagte, und mehr von dem Groll gegen sich selbst, der in seinen Worten zitterte, als von ihrem Sinn. Ich sagte ihm, er solle sich nicht Stimmungen hingeben, die von der flüchtigsten aller Künste geweckt worden seien, sondern an die Gunst denken, die ihm das Leben erwiesen habe.

„Gunst nennen Sie wohl den Reichtum, den ich meiner Frau, den Baronstitel, den ich meinen Vorfahren, den Majorsrang, den ich dem König, das Dutzend Orden, das ich ihm und noch ein paar anderen Fürsten verdanke?"

„Doch nicht das allein, obgleich auch das zu den schätzungswerten Dingen des Lebens gehört. Ich meine vor allem die Sorgenfreiheit und die weite zwanglose Möglichkeit, in der Sie Ihrem Dienst für den König, Ihrer Teilnahme für andere, Ihrer Freude an den Künsten, Ihrer Mitwirkung an Bewegungen, die Ihnen wichtig oder nützlich oder schön dünken, leben können."

„Das ist alles ganz gut, und es ist ganz nützlich und angenehm, diesen Beschäftigungen einen Teil des Lebens zu widmen, aber sie berühren mich nur äußerlich, sie gehen mir nicht bis an das Herz."

„Sie haben Ihre Gattin, Ihnen sind zwei Töchter geboren worden, die Sie lieb haben können."

„Meine Frau hat meine Liebe nie zu ihrem Wohlbefinden gebraucht. Sie brauchte dazu meinen adeligen Namen und die erste Gesellschaft Berlins, in der sie glänzen wollte. Darum heiratete sie mich, denn ich konnte sie ihr aufschließen. Und sie braucht auch heute noch zu ihrem Glück viel mehr als meine Liebe glänzende Toiletten und glänzende Namen in ihrem Salon, Konzerte, Theater, Rennen, Badereisen. Das war so in Berlin und ist so hier und wird immer so sein. Und meine Töchter sind mir wohl geboren worden, aber sie sind nicht meine Töchter geworden. Sie sind Fleisch von ihrer Mutter Fleisch und mir und meiner Art rassenfremd geblieben."

„Und Ihr schönes Gut, das Sie, wie ich mich wohl erinnere, so sehr lieben?"

„Ja, das ist meine Liebe. Leider meine platonische Liebe. Denn ich darf nicht zu ihm, um ihm durch Arbeit und Pflege die Liebe zu beweisen. Meine Frau muß in der großen Stadt ein großes Haus machen, und ich muß ihr dabei mit meinem Namen und mit meiner Uniform helfen, denn sie hat sich beides gekauft."

„Sie sind der Herr im Haus, und Ihr Wille müßte geschehen."

„Nein, liebes Fräulein, der Herr in unserem Hause ist das Geld, und das hat meine Frau mitgebracht."

„Ihre Frau sollte Ihnen zu Liebe mit auf das Gut ziehen."

„Sie behauptet, ihr Herzleiden vertrüge dort die Luft nicht. Also ist nichts dabei zu machen."

„Wo liegt das Gut denn?"

„In Westpreußen, im Regierungsbezirk Marienwerder. Und eben um die Erhaltung dieses Gutes, das meine Heimaterde ist, ließ ich mich festbinden in dem städtischen Getriebe, gab ich das Recht auf, meinen Lebensgang selbst bestimmen zu dürfen."

„Aber Sie retteten sich dadurch die Heimat, die Ihre Vorfahren gegründet, die Ihre Kinder und Enkel noch besitzen werden."

„Vielleicht, vielleicht auch nicht. Mädchen sind unsichere Erben. Sie heiraten fremde Männer, und wer weiß, ob denen an dem Grundbesitz viel liegt. Ein Sohn müßte der Erbe sein, dem die Liebe zu seiner Scholle von den Säuglingstagen an in das Blut gegossen wird, und der blieb mir versagt."

„Ist das Gut schon lange im Besitz Ihrer Familie?"

„Als der große König die Provinz erwarb, ging mein Vorfahr, der ihm in seinen Kriegen gut gedient hatte dahin und siedelte sich an, und er und seine Nachfolger brachten preußische Kraft, Arbeit, Einfachheit, Sparsamkeit, Ordnung und Geschäftlichkeit in das unter der Polenwirtschaft verlumpte Land. Sie pflügten und pflanzten und meliorierten, legten Groschen auf Groschen, rundeten den Besitz ab und erweiterten ihn von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, bis er ein stattlicher Großbetrieb geworden war. Und ihre preußischen Frauen halfen ihnen mit geschickter Arbeit, mit Pflichterfüllung, Sparsamkeit, Strenge und häuslichem Sinn. Das ging so bis in die dreißiger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts, bis mein Großvater Axel das Erbe übernahm. Weiß der Teufel, woher der Leichtsinn in sein Blut gekommen war. Er fing an, auf Reisen nach London und Paris zu gehen, spielte an den Roulettetischen von Homburg, Wiesbaden und Ostende den Grandseigneur, kaufte sich in Berlin ein Palais und die pikantesten Tänzerinnen und verstand, das Geld, viel viel mehr Geld, als das Gut ertrug, durch die Finger rinnen zu

lassen als wäre es dünner märkischer Sand. Und Geld gab es für ihn und nach ihm für meinen Vater, der das vergnügte Leben seines Vaters fortsetzte, in Hülle und Fülle. Die Berliner und Pariser Geldjuden liehen willig und zu hohen Zinsen. Ihr Mammon wurde ja sicher eingetragen auf dem Gute. Als ich anfing, zu denken und zu beobachten, bemerkte ich schon den Niedergang unseres Wohlstandes, aber schmerzlich fühlbar wurde mir zuerst die Verminderung unseres Besitzes bei der Wahl eines Regimentes, in dem ich nach dem Brauch unseres Hauses als Offizier dienen sollte. Mein Vater war noch Gardekürassier gewesen, bei mir langte es nur noch für die Gardeinfanterie. Das war eine harte Enttäuschung, denn ich hatte mich schon in dem blanken Küraß hoch zu Roß neben der klirrenden Schwadron herreiten sehen. Wenn ich daheim war, hörte ich, wie alle Schuld an unserem Niedergang auf die wucherischen Juden geschoben wurde, so daß sich schließlich auch in meinem geschäftlich urteilslosen Kopf die Überzeugung festsetzte, sie allein seien an unserem Verfall schuld. Dann kam ein Tag — ich diente im siebenten Jahr — an dem schien mir alles über uns zusammenzubrechen, sah ich uns schon mit dem weißen Stabe in der Hand aus dem Schlosse und von der Scholle vertrieben werden: mein Vater schrieb mir, ich müsse mich zur Linie versetzen lassen, wenn es mir nicht schleunigst gelänge, eine reiche Partie zu machen, er könne mir in Zukunft keine nennenswerte Zulage mehr schicken. Mein erstes Wort nach dieser Eröffnung war ein Fluch gegen die Juden, die, wie ich so oft gehört hatte, uns durch ihre Wuchergeschäfte bestohlen haben sollten. Bei ein wenig Nachdenken hätte ich, der ich das Leben meines Großvaters und Vaters aus Erzählungen und Erlebnissen kannte, mir allerdings sagen können, daß nicht die Juden unseren Wohlstand verdorben hatten, daß vielmehr die letzten Erben den reichen Besitz, der von den Vorfahren erworben, gepflegt und behütet worden war, in noch

nicht fünfzig Jahren verlottert, verschlemmt, verliebt und verspielt hatten. Aber ich war in meiner Verzweiflung über die Änderung meiner Lage, über den bevorstehenden Abschied von der Garde und auch über das Zerrinnen eines sonnigen Liebestraumes im Schatten der Armut zu blind und zu ungerecht, um zu dieser klaren Einsicht gelangen zu können. Und eine entsetzliche Angst ergriff mich, daß ich mit allem anderen auch die Heimat verlieren würde, daß ich das Land, auf dem ich als Kind getollt, als Kadett geritten und gejagt, als junger Leutnant Feld und Wald lieben gelernt hatte, auf dem alle meine heimlichen, frohen, zarten und gesunden Erinnerungen gewachsen waren, verlieren sollte.

Da sprang in mir der frevelhafte Gedanke auf: nimm dir aus den reichen Judenhäusern, in denen du vornehmer und eleganter Gardeleutnant als Aufputz und Zierat verkehrst, eine Tochter zur Frau und gewinne dadurch deinem Haus auf einmal wieder, was Israel ihm in Jahrzehnten genommen hat.

Der Gedanke setzte sich in mir fest und ließ mich nicht mehr los, und die grausame Furcht, die Heimat zu verlieren, pflegte und hätschelte ihn.

Und so geschah es nach ein paar Monaten. In einem der reichsten Häuser hielt ich um die einzige Tochter an, die reichlich in meinen Jahren stand, und wurde zu meinem eigenen Erstaunen nicht abgewiesen. Vater und Bruder hatten Vertrauen zu mir, und sie durften es haben. Ich war kein so lustiger Kavalier wie Vater und Großvater, ich schlemmte und spielte nie, und die Liebe kostet in Berlin den Gardeleutnants nicht viel Geld, wenn sie es nur vermeiden, sich von raffinierten Ausbeuterinnen einfangen zu lassen.

So schloß ich meine Ehe. Und an dem Tage, an dem ich neben meiner orientalischen, ganz frisch getauften Braut in die Kirche fuhr, ging ein blondes, weißes, schlankes Mädel als Erzieherin nach London. Ich aber besaß für das Glück das Gut.

Mein Vater pries mich als den Retter der Familie. Er schwamm in Gedanken schon wieder im Überfluß. Aber es kam doch alles anders, als er es sich vorgestellt haben mochte. Mein Schwiegervater und mein Schwager nahmen mit Klugheit und auch mit Wohlwollen die Ordnung der Schulden in die Hand. Es waren dabei Geschäfte zu erledigen, von denen Vater und ich nichts verstanden. Und die Operation vollzog sich auch nicht durchaus schmerzlos. Der letzte große Besitzzuwachs, der nach den Freiheitskriegen erworben worden war, ein an den Stammsitz grenzendes Gut von viertausend Morgen Umfang mußte abgegeben werden. Es ließ sich gut verkaufen und half so bedeutend zur Gesundung. Auch das Berliner Haus wurde veräußert, und auf dem uns verbliebenen Eigentum, das immer noch an die dreizehntausend Morgen groß ist, wurde eine straffe, geordnete, scharf kontrollierte Bewirtschaftung eingeführt, auf die mein Vater keinerlei Einfluß ausüben durfte. Ihm wurde eine jährliche Revenue ausgesetzt, die die Höhe eines Divisionärgehaltes hatte, mit der er aber niemals zufrieden war. Es gab manchen harten Kampf zwischen ihm und meinen neuen Verwandten, in denen er die bitteren Worte nicht sparte, aber die Herren blieben fest, und ich unterstützte sie, denn ich verstand bald die Nützlichkeit ihrer Maßnahmen. Und heute danke ich ihnen den gesunden Besitz eines schönen, einträglichen Gutes.

Das habe ich, an dem bin ich reich, an anderen Gütern freilich bin ich arm geblieben.

Sie schauen mich fragend an, als wollten Sie sagen: warum erzählt er mir diese intimen Familiengeschichten?

Ich will es Ihnen sagen: weil Sie sie schon kannten, wie alle Welt, die mich kennt, sie weiß. Sie haben gewiß schon in Dresbach davon gehört und hier wohl wieder. Und Sie haben sicher viel Falsches, Häßliches drum und dran gehört. Ich aber möchte nicht, daß Sie mich für einen kalten, selbstsüchtigen Mit-

giftjäger halten, der sich mit dem erheirateten Geld Genüsse verschafft, die er sich aus eigenem Vermögen nicht gewähren konnte. Die Liebe zur Heimat trieb mich in diese Ehe, die Angst, sie zu verlieren schloß sie. Ich habe, so lange das Gut alle seine Erträgnisse zu seiner Gesundung brauchte, für meinen persönlichen Bedarf nicht mehr aufgewendet, als meine Offiziersgage betrug, und ich habe nie die Pflichten des Gatten verletzt.

Und noch aus einem anderen Grund erzähle ich sie Ihnen. Sie haben mir neulich von Ihrem Sklaventum geklagt. Da sollten Sie erkennen lernen, daß Sie nicht allein Ketten tragen. Eine solche Erkenntnis aber ist schon ein Stück Befreiung. Und nun wollen wir von Ihnen reden."

Und wir sprachen vom Theater und seiner Künstlerschaft, und ich erzählte ihm, angeregt durch seine Fragen, viel von dem, was ich in diesen Jahren an Freuden und Lasten erfahren und ertragen habe. Lange nach Mitternacht brachen wir auf.

Am anderen Tag habe ich viel über die Geschichte des Barons nachdenken müssen, die er stellenweise mit einer Sentimentalität erzählt hatte, die ihm nicht gut zu Gesicht stand. Ein Mann in seinen Jahren muß über die Gefühlsduselei hinaus sein, muß abgeschlossen haben mit alten Verlusten und dem Leben in Kraft und klarer Überlegung nützen. Auch seinem eigenen. Die Gründe, die er mir für das Erzählen seiner Heirat und Vermögenssanierung angegeben hatte, erschienen mir nun ziemlich fadenscheinig, und ich dachte, daß er sich wohl vor mir ein wenig hatte herausstreichen wollen, falls ich Nachteiliges über seinen Charakter gehört hätte. Daß seine Ehe nicht glücklich ist, sah ich schon in Dresbach. Das hätte er mir nicht zu beichten brauchen. Und warum überhaupt? Will er mein Mitgefühl wecken, damit ich von mir aus etwas für sein Glück tue? Für den Mann einer anderen? Ich weiß nicht, ob ich mich mit diesem Gedanken anfreunden könnte, so viel Verhältnisse ich auch beim Theater

kennen gelernt habe, deren einer Teil, und zwar meistens der der bürgerlichen Gesellschaft angehörige männliche, verheiratet war.

„Du sollst nicht ehebrechen!" Das ist's. Und die Pastorstochter kann nicht so leicht über Luthers kleinen Katechismus hinweg voltigieren. Eine sehr lebhafte eheliche Gemeinschaft wird der Baron allerdings wohl kaum mit seinem asthmatischen Kloß unterhalten. Aber trotzdem. — —

Vielleicht war seine elegische Stimmung aber wirklich echt, und ich tue ihm Unrecht, wenn ich ihm Gefühlsduselei vorwerfe. Ich empfand doch an jenem Abend Teilnahme für ihn. Der Marlitton, in dem er seine Erzählung vortrug, ist mir erst am anderen Tage unangenehm auf mein von Ibsen, Hauptmann, Schnitzler und anderen Modernen beeinflußtes Formempfinden gefallen.

Oder standen wir beide so stark unter der Nachwirkung der Stimmung des Ibsenschen Epilogs, daß wir eigenen und fremden Enttäuschungen williger nachklagten, als wenn unsere persönliche Stimmung in uns den Oberton angegeben hätte? Das gibt mir zu denken, und ich komme wieder in die Grübelei über die Frage, ob der Dichtkunst oder der Schauspielkunst im Theater die höhere Bedeutung beizumessen sei?

Ich habe mich bemüht, in das Wesen meiner Kunst einzudringen und erkenne sie so: sie ist die Kunstfertigkeit, durch äußere Mittel — Maske, Mimik, Geste, Kleidung, Sprechtechnik — durch die Ergebnisse scharfer geistiger Charaktererkenntnis und durch den sinnfälligen Ausdruck der seelisch aufgenommenen und wiedergeborenen Gefühlswelt einer dichterischen Menschenzeichnung auf das Publikum zu wirken. Sie kann nur in Begleitung einer Dichtung, nur auf deren Hintergrunde Erscheinung werden. Sie gibt immer nur die Kopie des Urbildes, und sie wird um so vollkommener wirken, je gewissenhafter sie die Züge des Urbildes

trifft. Der Schauspielerei fehlt also das oberste Charakteristikum jeder echten Kunst, die Schaffung selbständiger, von bestehenden Vorbildern unabhängiger neuer Werte. Der Dichter, Maler, Bildhauer sind Künstler von persönlicher selbständiger Schöpferkraft, die Eigenes, Ursprüngliches hervorzubringen vermag. Der Schauspieler ist nie ein Eigener, er ist immer Sprachrohr, Instrument, dessen sich der künstlerische Schöpfer zur sinnfälligen Wiedergabe seiner Schöpfung bedient. Zur vollkommenen Leistung seiner vermittelnden Tätigkeit muß er kritischen Verstand und gründliche Wissenschaftlichkeit der Seelenkunde pflegen und verfeinern, damit er das Grundzügliche und Bedeutsame in den Werken, die er spielen, in den Charakteren, die er verkörpern soll, wahrhaft treffe und treu wiedergebe. Verstand und Wissenschaftlichkeit sind ihm notwendiger als Empfindung und Leidenschaft. Die Äußerungen dieser Seelenfähigkeiten muß er *spielen* lernen. *Lebt* er sie, so wird er sicher unnatürlich, und verwischt die Konturen des darzustellenden Charakters. Denn Leidenschaften und Empfindungen unterliegen einer außerordentlich feinen Differenzierung, und es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß ein Schauspieler, der einem Charakter seine persönliche Leidenschaftlichkeit oder Empfindungsmächtigkeit zügellos und ohne die beschränkende Arbeit des Verstandes leiht, nicht leicht die Art oder den Grad der Leidenschaft oder der Empfindung trifft, die der Dichter seiner Schöpfung gegeben hat. Theaterdonner und Theaterleidenschaft sollen immer Surrogate sein.

So ist die Schauspielerei mehr eine von notwendigen äußeren natürlichen Gaben und künstlichen Zutaten des Schauspielers begleitete und unterstützte Wissenschaft, als eine Kunst mit ursprünglicher Schöpferkraft, und deshalb darf die Wirkung eines Darstellers auf das Publikum nicht überschätzt werden. Denn er tritt niemals für sich allein, immer nur als der Gehilfe

des Dichters auf. Dieser vermag auch allein auf den seine Werke lesenden Menschen groß und tief zu wirken, der Schauspieler aber ist wirkungslos ohne das vom Dichter geborgte Wort.

Mir ist nicht eben wohl bei dieser Erkenntnis. Ein paar Dutzend Illusionen hat sie mir kaputt geschlagen. Und ich frage mich, ob diese lediglich nachschaffende, unselbständige Kunst, bei deren Ausübung ich immer im Schatten des Dichters stehe, die Opfer wert ist, die ich bringen muß, wenn ich weiter in ihr leben und streben will?

Aber was soll die Frage? Ich muß einfach, muß! Was soll ich denn sonst beginnen?

November.

Die Zeit geht ereignisarm dahin. Ich spiele wohl erste, aber unbedeutende Sachen. Der große klassische Zyklus nimmt die ganze Kraft des Schauspielensembles in Anspruch, und in dem habe ich vorläufig nichts zu tun.

Die Soupers mit dem Baron sind zur ständigen Einrichtung geworden. Zweimal in der Woche kommen seine kleinen Briefchen mit der Einladung. Mir sind die Abende sehr lieb. Wir unterhalten uns vortrefflich, und ich erfahre von ihm aus Welten, die mir bisher fremd waren, mancherlei Interessantes und Lehrreiches. Er kennt die Berliner Hofgesellschaft und die haute finance genau und ist ein guter Beobachter gewesen. Davon erzählt er mir sehr viel Ernstes und Heiteres. Auch von seinem militärischen Berufsleben erfahre ich manches und höre, wie auch in dem ehrenreichen und festen Gefüge unseres Heeres Protektionswirtschaft, Intrige, kleinliche Feindseligkeit und menschliche Minderwertigkeit nichts Seltenes sind.

Er versteht schlicht, ohne Pose, aber mit guter Personenzeichnung und leichter Ironie zu erzählen, und die Abende, an denen wir zusammensitzen, vergehen wie im Fluge. Jetzt ist es mir lieb, daß ich seine Familiengeschichte weiß. Er hat durch die

Enthüllung seiner menschlichen Fehler und Schwächen für mich den Charakter der Respektsperson verloren, den ich ihm nach der Bezwingung des Direktors in meiner Dankbarkeit verliehen hatte. Unser Verkehr ist ein gemütlich kameradschaftlicher.

Sein Verhalten zu mir ist noch immer gesellschaftlich und chevaleresk. Es ist von seiner Seite noch kein Wort gefallen, das ich als eine Andeutung des Wunsches nach intimerem Verkehr hätte auffassen können. Das ist mir lieb, wenn ich meine anständigen Pastorstochterstunden habe, denn es läßt mich in furchtloser, ungemischter Freude immer wieder zu dem nächsten Wiedersehen gehen. Habe ich aber meine leichtsinnigen Weltkindstunden, dann erscheint mir ein Verhältnis mit ihm gar nicht so schrecklich. Er ist ein sehr stattlicher Mann mit einem ausgeprägten Rassekopf, ist klug, teilnehmend, ritterlich, liebenswürdig, alles also, was man sich wünschen kann. Und kommt mir die leichtsinnige Stunde kurz vor meinem Aufbruch zum gemeinsamen Souper, so putze ich mich ein wenig verlockender heraus, nehme ein Kleid mit einem tieferen Halsausschnitt, mit durchbrochenen, oder mit Ärmeln, die bei entsprechender Bewegung weit auf den Arm zurückfallen, frisiere mich pikant oder treibe sonst eine Koketterie, wegen deren ich mich später vor mir selbst schäme. Das Kokettieren mit Blicken, Mienen, Worten und Bewegungen will mir dagegen in seiner Gesellschaft durchaus nicht gelingen. Er ist so einfach, treuherzig und gerade, daß er meine unehrliche Gefallsucht sofort entwaffnet.

Es muß aber bald eine Änderung eintreten. Ich brauche Geld. Ich habe beim Schneider schon zwischen zwei- und dreihundert Mark Schulden und sehe den Tag kommen, an dem dieser Mann um Bezahlung mahnt.

Ich erhalte immer noch Blumen und Einladungen, besonders nach meinen Salonrollen, und manchmal möchte ich die eine oder andere annehmen, um unter den Kavalieren der Stadt

nach einem Freund Umschau zu halten. Wie kann ich das aber, so lange der Baron in der Woche zwei Abende für sich beansprucht? Ich entsetze mich ja über die kühle und freche Frivolität, mit der ich über die Freundeswahl schreiben kann, es ist aber doch nun mal nicht anders, ich kann es doch nicht ändern, kann nicht „ohne" auskommen. Und den Baron kann ich doch unmöglich anpumpen. Der würde schauen, und mit unserer Kameradschaft wäre es jedenfalls vorbei. Er hat mir zwar damals gesagt, ich müsse ihm erlauben, daß er ein wenig für mich sorge, wahrscheinlich meint er damit aber mehr eine freundschaftliche Teilnahme, als das Tragen eines Teiles der Kriegskosten. Oder ist er zu zartfühlend, um mir ein Checkbuch anzubieten? Offen gestanden, mir würde es auch sehr peinlich sein, von ihm eines anzunehmen, so notwendig ich es gebrauchen könnte. Von jemand, von dem man bisher für einen vornehmen anständigen Menschen gehalten worden ist, Geldgeschenke zu erhalten, das ist sehr demütigend.

Wir reden oft über die wirtschaftliche Notlage der Schauspielerinnen, er fragt mich häufig über diese und jene Bedingung unseres Lebens. Wenn ich dann erzähle, daß die Kolleginnen A. und B. mit den Herren X. und Y. Verhältnisse haben und von ihnen unterstützt werden, lenkt er meistens das Gespräch schnell auf ein anderes Thema. Das geschieht nicht aus Knickerigkeit, nicht in der Furcht, von mir zu ähnlichen Tributen gepreßt zu werden, sondern nur aus Zartheit und Ritterlichkeit. Er hält mich für besser als die anderen und will nicht durch meine Berichte zu der Vorstellung kommen, daß der Mangel, der die anderen in das Dirnentum treibt, auch mich berühren könnte. Wenn er wüßte, daß auch ich das alles schon durchgemacht habe! Und daß ich schon reichlich reif bin für ein neues zahlendes Verhältnis. Noch ein paar Wochen höchstens, dann kann ich nicht mehr anders.

* * *

Bei unserem letzten Beisammensein hat er mich gefragt, ob ich ihm nicht den Gefallen tun wollte, aus der Pension Dietrich auszuziehen. Er würde, wenn ich es ihm erlauben wollte, gern dann und wann einmal nachmittags zum Tee und auf ein Plauderstündchen zu mir kommen, in der Pension ein- und auszugehen sei ihm aber unmöglich, und er nehme an, daß ich den ziemlich bösen Ruf dieses Hauses nicht gekannt habe, als ich fremd hierher kam, sonst würde ich gewiß nicht dahin gezogen sein. Darauf konnte ich ihm nun freilich nicht antworten, daß ich in diesem Hause gemietet habe, eben weil es kein Kloster ist, und weil ich darauf bedacht sein mußte, irgendwo unterzukommen, wo mein späterer Liebhaber mich ungeniert besuchen kann. Er ist wirklich für sein Alter und seinen Offiziersstand ein bißchen arg unschuldig, und ich fange an, ihm die Behauptung zu glauben, er habe seine Pflichten als Gatte nie verletzt.

Die Anfrage selbst überraschte mich einigermaßen, und ich hatte sofort die Empfindung: das ist eine Annäherung.

Ich werde mich nach einem passenden Logis umsehen, aber einstweilen noch nicht mieten. Er mag mich erst noch einmal darauf anreden. Nur wegen der Teestunde mit ihm kann ich mich nicht auf große Veränderungen einlassen. Also abwarten. Mir scheint, das sechste Gebot verliert seine Kraft als moralische Fessel. Die Armut ist die Wurzel aller Übel.

Dezember.

Viel hat sich zugetragen, seitdem ich zuletzt in dieses Buch schrieb. Ich bin umgezogen, und der Baron souteniert mich. Das Fremdwort klingt ein wenig milder als das deutsche „aushalten", aber etwas anderes ist seine Fürsorge, wie er meine Unterstützung sehr zart nennt, trotz des französischen Mäntelchens doch nicht. Er gewährt mir sie zwar bis jetzt ohne die Verpflich-

tung der gebräuchlichen Gegenleistung, das wird aber schon auch noch kommen.

Wir haben uns reichlich ungeschickt angestellt, bis wir diese erste Etappe erreichten. Von der langen Unterhaltung, die schließlich einige Klarheit brachte, sind mir nur die wichtigsten Sätze in der Erinnerung geblieben. Eines Abends sprachen wir wieder einmal von der kläglichen wirtschaftlichen Lage der Schauspielerinnen und ihren schmachvollen Folgen, als er ganz unvermittelt die Frage einwarf:

„Und Sie selbst? Haben Sie auch Not leiden müssen, wie so viele Ihrer Kolleginnen?"

Wieder wie schon neulich bei der Frage des Wohnungswechsels wußte ich sofort: das ist abermals ein Fühler, den er ausstreckt. Und zugleich sagte ich mir: Vor ihm mußt du möglichst sauber dastehen. Wenn er hört, daß du schon einmal ein bezahltes Verhältnis warst, ist es aus mit seiner Sympathie. Ich durfte mich aber auch nicht als sorgenfreie, wohlhabende Künstlerin aufspielen, die die Kunst aus Liebhaberei betreibt, wenn ich mit der Darstellung meiner Finanzlage bezwecken wollte, daß er sein schätzenswertes ideelles Interesse für mich in das noch schätzenswertere materielle umwandele. So sagte ich, wie ich glaubte — und der Erfolg gab mir recht — sehr diplomatisch:

„Ich habe von meinem Vater ein kleines Vermögen geerbt und bin mit der Hoffnung zum Theater gegangen, daß dieses zulangen werde, bis ich die große auskömmliche Gage erreicht habe. Lange darf das allerdings nicht mehr dauern, denn meine Mittel gehen dem Ende zu."

Er schwieg nach meiner Rede eine ganze Weile. Er suchte nach Worten, nach einer Form, in der er mir das Angebot seiner Hilfe möglichst zart und ohne verletzende Deutlichkeit vortragen könnte. Es wurde ihm schwer, mit mir überhaupt dieses Thema zu behandeln, das erkannte ich wohl, und der rücksichtsvolle,

zartfühlende Mann erschien mir herzlich liebenswert als er nun sagte:

„Ich möchte Sie bitten, die letzten Reste Ihres Erbes nicht mehr auszugeben. Es ist immer gut, sich im Kriegszustande — und das Künstlerleben ist wohl ein fortwährender Kleinkrieg — eine Reserve sicher zu stellen. Das weiß ich als Soldat ganz besonders zu schätzen. Ich habe Sie früher einmal gebeten, mich an Ihren Sorgen ein wenig teilnehmen zu lassen, und Sie haben mir die Gewährung der Bitte zugesagt. Jetzt möchte ich damit beginnen, und ich bitte Sie, mir freie Hand zu lassen."

So kam er mir näher. Aber er mußte deutlicher werden. Das mußte ich herauslocken. Ich spielte deshalb die Zurückhaltende, Verständnislose und sagte:

„Sie erwiesen mir schon so nützliche Freundlichkeiten, daß ich wirklich in Verlegenheit kommen müßte, wenn Sie Ihre Güte noch weiter ausdehnen würden. Denken Sie doch an Ihre Vermittelung bei dem Direktor, an diese reizenden Abende ....."

„Aber, aber, das alles ist doch nichts," unterbrach er mich, „das tat und tue ich doch nur meinetwegen. Ihre Gesellschaft ist mir so wohltuend und traulich geworden, daß ich mich immer auf unsere Abende freue. Ich möchte aber in ehrlicher Gegenrechnung auch etwas für Sie tun. Wenn ich noch ein junger Leutnant wäre, würde ich meine Bitten stürmischer vorführen und käme wohl schneller zum Ziel. Als ergrauender Bataillonskommandeur muß ich vorsichtiger avancieren, denn ich möchte mir keine Schlappe holen, möchte meinen Vorstoß nicht abweisen lassen. Ich kann Ihnen nicht genau sagen, was ich für Sie tun möchte, ich finde nicht die rechten Worte, und die mir einfallen, möchte ich nicht aussprechen, weil ich Sie damit zu verletzen fürchte. Ich weiß, daß ich mich jetzt sehr ungeschickt benehme und bitte Sie nur, mir meinen Wunsch nicht übel zu deuten."

Er kam nicht weiter, und ich sah ein, daß ich ihm helfen müsse, wenn ich heute noch an mein Ziel gelangen wollte. Mit planvoller Abgeseimtheit lenkte ich deshalb das Gespräch so, wie es wohl meinen Zwecken dienen, mich aber als vollständig überrumpelt erscheinen lassen mußte. Ich antwortete ihm:

„Wie könnte ich denn Ihre freundliche Teilnahme übel deuten? Sie tut mir ja so wohl. Und Sie sollten überzeugt sein, daß Sie mir schon sehr viel Nützliches erwiesen haben. Ich wüßte nicht, was Ihnen noch zu tun übrig bliebe?"

„Doch, doch, so manches. Und ich habe das Gefühl, nein, das Bewußtsein, daß meine Hochschätzung Ihrer Kunst, meine Zurechtweisung des Direktors nicht die Art der Teilnahme für Sie ist, die Ihnen einen Teil der Berufssorgen nimmt und Sie leichter und freier schaffen und wirken läßt."

„Die Zurechtweisung des Direktors hat mir nun zweifellos ganz außerordentlich genützt."

„Aber das ist vorbei, und ich weiß aus unseren Gesprächen, daß einer Bühnenkünstlerin so ziemlich jeder neue Tag oder wenigstens jede neue Rolle auch neue Schwierigkeiten bringt."

„Das ist richtig. Erst die Erlangung der Rolle überhaupt, dann ihre Verteidigung vor den Kolleginnen, danach die Gefechte mit dem Regisseur über die Auffassung, und endlich die Wahl, Zusammenstellung und Beschaffung der Toiletten. Das ist ein ganzes Bündel von Aufregungen und Sorgen."

„So lassen Sie mich doch die mit Ihnen teilen!"

„Aber Herr Baron, wie stellen Sie sich denn das vor? Soll ich Sie bitten, mir die Rollen zu überhören, soll ich Ihre Zeit mit Beratungen der Auffassung in Anspruch nehmen, Sie mit zum Schneider zur Anprobe der Kleider nehmen und Ihnen schließlich wohl auch noch die Rechnungen darüber schicken lassen?"

„Um das letztere wenigstens möchte ich bitten," rief er mir zu.

„Unmöglich, Herr Baron! Da würden Sie manchmal Augen machen!“ rief ich ihm entgegen.

„Jetzt ist das erlösende Wort gefallen,“ lachte er, „und das lasse ich nicht mehr los. Sie haben mir so oft erzählt, welche Not den Schauspielerinnen das Anschaffen der Kleider bereitet, sodaß ich mir gesagt habe, die junge Künstlerin, die mir lieb und wert geworden ist, soll darunter nicht leiden. Also! Sie können mir allerdings Ihre Schneiderrechnungen schicken und Sie sollen es.“

„Glauben Sie wirklich, mir das befehlen zu können?“

„Ich bitte ja nur.“

„Eine unerfüllbare Bitte.“

„Das kommt Ihnen nur im Anfang so vor. Denken Sie doch mal, ich sei Ihr wohlhabender Onkel. Dem Altersunterschiede nach könnte es ja stimmen. Würden Sie dem auch die Bitte abschlagen?“

„Nein, aber Sie sind eben nicht mein Onkel. Und Sie kommen mir auch durchaus nicht onkelhaft vor.“

„Ich fasse das als eine Schmeichelei auf und quittiere mit Dank. Trotzdem aber bleibe ich bei meinem onkelhaften Vorschlag.“

„Herr Baron, das geht doch nicht. Was müßten Sie denn von mir denken, wenn ich ihn annehme?“

„Was ich schon lange gedacht habe und was ich Ihnen sagen will: Ich möchte, daß Sie mir ein wenig gut wären, wenn auch nur herzlich freundschaftlich gut, und ich möchte Sie mir für ein Stück meines Lebensweges als Begleiterin gewinnen, am liebsten für den ganzen hoffentlich recht stattlichen Rest. Ich habe in meinem Leben nicht viel freundliche Liebe und liebevolle Freundschaft gefunden und möchte so viel wie möglich davon nachholen.“

Wir schwiegen nach dieser Rede wieder eine lange Pause. Ich sah fest auf den Obststeller vor mir und fühlte, wie seine Augen

auf mir lagen. Jetzt mußte die Entscheidung fallen, und ich zitterte leise vor Aufregung und in der Ungewißheit, ob er seine Angebote aufrecht erhalten oder sie vor meinem unwahrhaften Widerspruch zurückziehen würde. Dann begann er wieder:

„Habe ich Sie verletzt mit meinem Wunsche, Sie möchten mir ein wenig gut sein?"

„Nein, nein."

„Aber Sie sagen nichts dazu."

„Ich bin Ihnen ja gut."

„Helene! Wirklich herzlich gut?"

„Freundschaftlich und herzlich gut wie Sie es sich wünschen."

„Aber lieben, was man so richtig lieben nennt, das tun Sie einen anderen Mann?"

„Nein. Ich liebe keinen Mann."

„Dann, dann, Helene müssen Sie mir auch ..... nein, nein, Sie brauchen nicht abzuwehren, ich bin schon still. Aber Sie müssen mir gestatten, die Sache, Sie wissen, die von der Schneiderrechnung, zu ordnen. Ich verlange das von Ihnen als Freundschaftsbeweis, und geben Sie mir den nicht, so kann ich an Ihr Mir-gut-sein nicht glauben, und dann wäre es eine Anmaßung von mir, Sie weiter in meine Gesellschaft zu bitten."

„Sie übertreiben, Herr Baron. Alles, was Sie mir sagen, kommt mir so unerwartet, ist mir so neu und fremd. Ich muß das alles doch erst bedenken und erwägen. Es erscheint mir jetzt einfach als eine Unmöglichkeit, von Ihnen Geschenke anzunehmen."

„Auch von Ihrem Freund?"

„Ich muß mich auch erst an die Freundschaft gewöhnen."

„Sie kennen mich nun so lange, daß Ihnen das doch gewiß nicht schwer fallen kann."

„Nein, gewiß nicht. Der Gedanke ist mir sogar lieb. Nur

die Freundschaftsbeweise mit der Schneiderrechnung, die Sie mir geben wollen....."

„Still, still, davon reden wir jetzt nicht mehr. Ich sehe ein, auch das braucht Gewöhnung."

So verließen wir das Thema. Wir gingen auch bald heim. Beim Abschied zog er mich zart und zaghaft ein wenig an sich und flüsterte:

„Liebes, liebes Mädel. Ich habe heute einen sehr glücklichen Abend gehabt."

In der Nacht habe ich mich verachtet, weil ich vor ihm, der es so gut und ehrlich meint, geheuchelt habe. Denn Heuchelei war meine ganze Zurückhaltung und Ablehnung gewesen. Ich habe ja seit Wochen darauf gebrannt, von ihm das Angebot der Hilfe zu erhalten. Weil ich in meiner Not eins bekommen mußte, habe ich darauf gebrannt, und weil ich es von ihm, dem rücksichtsvollen ritterlichen Mann lieber annehme, als von irgend einem kalt die Gegenleistung berechnenden Industriemenschen oder Börsenjuden. Nach schlauem Feldzugsplan habe ich ihn gereizt, mir entgegen zu kommen, mir zu bieten, was ich wollte, was ich brauche. Falschheit, Maske, Trug und Koketterie habe ich aufmarschieren lassen gegen seine Geradheit und Ehrlichkeit. Sein Begehren habe ich geweckt, seine Gattentreue untergraben. Mir scheint, ich bin als Hur nun eben recht.

Am übernächsten Abend waren wir wieder beisammen, und er eröffnete mir, er habe seinen Rechtsanwalt beauftragt, sich meinem Schneider gegenüber als meinen Sachwalter zu bezeichnen und sich von ihm alle Rechnungen zuschicken zu lassen. Und mich bat er, diesem Justizrat Mühlfeld auch alle meine anderen Rechnungen über Hüte, Wäsche, Schuhe, und all den anderen Bedarf einsenden zu lassen mit dem Hinweise, er sei mein Sachwalter.

Ich sträubte mich anstandshalber noch ein paar Tage, es

kam aber natürlich alles, wie er es wünschte, und wie auch ich es gewünscht hatte.

In eine andere Wohnung bin ich auch gezogen und er ist mein gemütlicher Teegast geworden. So bin ich also wieder einmal rangiert.

Eines gibt mir aber zu denken: als Mann und Weib sind wir einander noch vollständig fremd. Sein Ton ist ein wenig wärmer und vertraulicher geworden, über die herzliche Freundschaft sind wir aber noch nicht hinausgekommen. Sogar „Sie" nennen wir uns noch. Ich bin neugierig, wie lange die Tugendhaftigkeit noch anhalten wird.

* * *

Ich habe als Ellida Wangel schlechte Kritiken gehabt. Ob mit Recht oder Unrecht kann ich nicht entscheiden. Ich habe mein Bestes gegeben und bin vor mir selbst überzeugt, daß ich gut gearbeitet habe. Vor einem Jahr hat eine Berliner Größe hier dieselbe Rolle gespielt, die haben sie mir als Beispiel vorgeritten. Meiner Auffassung habe die Vertiefung gefehlt, schrieben sie, ich sei innerlich noch nicht reif genug für die Darstellung dieser komplizierten Frau. Ja, freilich, ihr Herren, woher soll ich denn innerlich reif sein? Ich habe ja noch garnichts erlebt. Mich verdrießen die billigen Redensarten dieser Rezensenten durchaus nicht. Wir in der Provinz wissen von vornherein, daß alles, was von Berlin kommt, den Kritikern als vollkommen erscheint und uns später zur Nachahmung empfohlen wird. Lächerlich aber ist das Abfärben tadelnder Kritiken über unsere Leistungen auf den Direktor, den Dramaturgen, die Regisseure und die anderen sogenannten Vorstände, von deren Einschätzung unseres Könnens unsere Beschäftigung abhängt. Kaum ist eine schlechte Besprechung heraus, so revidiert die ganze Gesellschaft ihr Urteil

über uns, fragt sich, ob sie uns früher nicht überschätzt habe, besinnt sich, ob sie uns auch künftig noch große Rollen anvertrauen kann und denkt nicht mehr an die vielen guten Rezensionen, die früher über uns erschienen sind. Die fortwährende Neubewertung, der wir nach jeder neuen Rolle wieder unterliegen, muß unserer Arbeit Unsicherheit verleihen. Und das geht so jahraus-jahrein. Wir fangen gewissermaßen mit jeder neuen Rolle wieder von vorne an. Dazu kommt unsere ewige Angst, übertroffen und damit überflüssig zu werden, die bei jedem einmal zur Tatsache wird. Wir haben als Künstler keine Eigenart, kein individuelles Gepräge, wie die Dichter, Maler und Bildhauer. Wir spielen immer nur die Noten der Autoren, der eine besser, der andere schlechter, darum können wir uns nie durch das Ureigene in unserer Arbeit einen persönlichen, von anderen nicht nachzumachenden Wert verschaffen.

Diesmal schloß sich allerdings unser Oberregisseur der mich prüfenden Einschätzungskommission nicht an. Er sagte mir: ärgern Sie sich nicht, Kollegin, Sie haben gut gespielt, mir haben Sie gefallen. Ich hoffe, es durchzusetzen, daß Sie nach Weihnacht die Iphigenie spielen.

Darauf freue ich mich und fürchte mich zugleich davor.

Dem Baron habe ich als Ellida gefallen. Na, also! Ihm gefalle ich freilich in jeder Rolle. Trotzdem sind wir aber immer noch nur verlobt.

* * *

Weihnachten ist vorüber. Gott sei Dank! Diesmal habe ich mich nicht auf das Fest und nicht an dem Fest gefreut. Das erstemal in meinem Leben. Der Baron bemühte sich wohl, dem heiligen Abend ein wenig Heimlichkeit und Glanz für mich zu verleihen, aber es kam doch keine friedliche, freudige, hoffende

Stimmung in mir auf. Er brachte mir eine mit Diamanten besetzte Uhr und Kette, die ich nun anstatt des schlichten Tulaührchens tragen soll, das ich vor Jahren zur Konfirmation bekam. Ich habe sein Geschenk ohne viel Ziererei angenommen, denn ich fürchtete, daß er, von dem ich mir so viel geben lasse, meinen Widerstand nicht für echt halten würde, womit er übrigens recht gehabt hätte. Mich hatte das zierliche feine Dingelchen gleich beim ersten Blick darauf entzückt. Wenn ich bedenke, welches Sträuben ich früher Pauls Geschenken entgegen gesetzt habe, erscheine ich mir jetzt ganz gewaltig 'runtergekommen. Von ihm wollte ich eben nur geliebt sein, und allein der Austausch der Liebe sollte uns gegenseitig beschenken. Und hier.....?

Helene, was ist aus dir geworden! Und du scheinst nicht einmal besonders entsetzt darüber zu sein. Ich bin bloß neugierig, wie das alles noch enden wird.

Der Baron konnte selbstverständlich den Weihnachtsabend nicht mit mir verleben, da bei ihm im Hause eine große allgemeine Bescherung gefeiert wurde. Es war aber doch sehr lieb von ihm, daß er am späten Nachmittag auf ein Stündchen kam.

Abends war ich mit den Kollegen zusammen. Sie hatten in einem Hotelsaal ein Festmahl arrangiert, an dem ich mich beteiligte. Es ging dort zu wie immer bei unseren Gesellschaften: zuerst wurde Fach gesimpelt, Rollen, Darstellungen, Theater, Regisseure, Direktoren, Kritiker, Standesfragen besprochen und durchgehechelt und später, als der Wein zu wirken begann, wurde der Ton locker. Weihnachtsstimmung kam nicht auf, wurde wohl auch nicht gewünscht. Nach dem Essen begann ein zwangloses Tänzchen. Es sah eine Weile so aus, als herrsche harmloser Frohsinn, und doch wußte der Wissende, daß wir alle auf den Gräbern unserer reinen Herzensfreude tanzten, die uns die ewige Not und der tägliche Kampf totgeschlagen haben. Menschen ohne Heimat, ohne Freundschaft, ohne Häuslichkeit, ohne

Frieden, neben denen auch am heiligen Abend die Angst vor der Zukunft hergeht, und die deshalb die Gegenwart mit allen Sinnen genießen, begingen diese Karikatur des Weihnachtsfestes. Arme Menschen!

Januar 1902.

Zwischen Weihnacht und Neujahr war ich mit dem Baron einen Abend zusammen, und als er mich heim begleitete, habe ich ihm gesagt, ich hätte ihn lieb. In jener Stunde glaubte ich es selbst. In der winterlichen Kühle des nächsten Morgens zweifelte ich wieder daran.

Meine Sinne, mein Stolz, der mir allerdings nur eine Abart des Bettelstolzes zu sein scheint, und auch meine Dankbarkeit waren in der letzten Zeit sehr lebhaft erregt. Von den Sinnen wundert es mich nicht weiter, denn ich bin doch von warmem Blut und gesundem Fleisch und habe die Liebesfreuden kennen gelernt. Ist das einmal geschehen, dann sitzt das Verlangen drin, und weder der kleine noch der große Katechismus enthält Beschwörungsformeln dagegen. Daß aber mein sogenannter Stolz zu revoltieren wagt, geht mir denn doch über den Spaß. Der sollte, nachdem seine Besitzerin es bis zur bezahlten Maitresse und Almosenempfängerin gebracht hat, fein still schweigen. Und dennoch gibt er nicht Ruhe.

Ich fühle mich unfrei und gedemütigt vor dem Baron, weil ich alle seine Güte und Hilfe widerspruchslos annehme und weil er nichts dafür von mir verlangt. Diese Bescheidenheit versetzt mich in einen ganz seltsamen Zustand. Seine Wunschlosigkeit ist mir höchst unbehaglich. Ich fühle die Verpflichtung, ihm meinen Dank beweisen zu müssen, und kann ihn nicht anbringen, weil er ihn nicht verlangt. Hasse benahm sich kaufmännischer. Der beanspruchte Ware für sein gutes Geld. Worte genügen mir

vor dem Baron nicht mehr, und das andere kann ich ihm doch nicht anbieten, so lange er nicht danach fragt.

Ich bin einfach zu stolz, um mich von ihm revanchelos beschenken zu lassen. Wahrhaftig, in dieser Verfassung befinde ich mich. Jede andere, die das Geschäft besser versteht, würde froh sein, daß sie ihre Ruhe hat. Mir schafft diese Ruhe Unruhe. Ich bin oft geradezu unwillig und zornig auf ihn, weil er seinen Lohn nicht einfordert. Dann grolle ich: was fällt ihm denn ein? Glaubt er, ich ließe mich danklos beschenken, wie ein unverschämter Bettler, der die Almosen von den Reichen als einen ihm gebührenden Zoll erachtet? Oder glaubt er, ich sei so arm, daß ich ihm keinen vollen Gegenwert zu bieten hätte? Was ich ihm geben kann ist kostbarer und seltener als seine Goldfüchse, und ich kenne Leute, die Paris verraten würden, um meine Geschenke zu erhalten, wenn ich diesen Streich als Bedingung stellte. Ich bin schön und leidenschaftlich und zärtlich, und das alles wartet auf ihn, daß er es sich nehme. Warum stellt er sich als ein Reicher, Satter, Befriedigter, da er es doch nicht ist? Ich weiß ja, daß Begehren in ihm ist. Ich sehe es an seinen flimmernden Augen, fühle es im langen Druck seiner Hand, höre es im brünstigen Zittern seiner Stimme. Und dennoch diese Enthaltsamkeit!

Es ist ein ganz verrückter Zustand, der mich befallen hat. Der Bettelstolz, der sich nichts ohne Gegengabe — und wäre es der eigene Leib — schenken lassen will, veranstaltet einen Wettlauf mit der selbstsüchtigen blutlosen Zufriedenheit, die froh ist, daß der Freund keine körperlichen Dienste begehrt. Und dann wieder kommen Stunden, in denen die sinnlichen Wünsche den beiden anderen Rivalen weit voraus laufen und ganz allein das Feld gewinnen wollen. Ich bin gespannt, wer das Rennen machen wird.

Ich hatte meine Sinnen-Stunde, als wir neulich heimgingen. An meiner Haustür zog er mich beim Abschiednehmen ein wenig

an sich, und ich mußte aus innerem Zwange, angeregt wohl durch seine Berührung, plötzlich die Arme um seinen Hals schlingen und meinen Kopf an seine Brust legen. Da drückte er mich fester an sich und fragte mit leiser zögernder Stimme:

„Hat mein Mädel mich jetzt ganz richtig lieb gewonnen?"

Und ich sagte: „Ja."

Am anderen Tage kam er zum Tee und fragte mich, ob ich ihn auf einer Reise von drei, vier Tagen nach seinem Gut begleiten wolle.

Wenn ich fortkommen kann, wenn ich mir unter irgend einem Vorwand und mit dem Verzicht auf den Gagenteil, der auf die betreffenden Tage entfällt, Urlaub erschwindeln kann, fahre ich mit. Es ist die erste Bitte, die er an mich stellt. Und ich möchte das Gut kennen lernen, möchte die frische Winterluft auf dem Lande atmen, möchte über rußfreien Schnee, über weite Wälder, verschneite Felder, vereiste Flüsse blicken und alles andere sehen, was die Natur den armseligen Städtern nicht zeigt. Es muß möglich sein. Ich muß den Urlaub haben.

Und in mir sitzt eine verschmitzte Ahnung, die mir zuflüstert, daß wir als verheiratete Leute zurückkommen würden.

* * *

Ich kann fort. In acht Tagen gastiert eine Dame, die als Heroine von der nächsten Saison ab engagiert werden soll. In dieser Zeit kann ich fort. Ich habe geschwindelt, meine Schwester wolle Hochzeit machen, die Festsetzung des Tages der Trauung solle sich nach meinem Urlaub richten. Es gab ein endloses Laufen und Bitten, bis ich die Bewilligung in der Tasche hatte. Den Verzicht auf den Gagenteil habe ich schriftlich abgeben müssen. Gentlemen! Die trauen anderen so wenig, wie sich selbst. Der Baron war sehr zufrieden. Er kann die Reise nach

meinem Urlaub einrichten. Bei seinen Soldaten hat er jetzt nicht viel zu tun. Ich bin so froh, daß ich auf ein paar Tage vom Handwerk loskomme.

* * *

Daß ich zurückkehren mußte, hat mir leid getan. Ich wäre am liebsten da oben zwischen den Feldern und Wäldern, Wiesen und Höfen geblieben und mit der Zeit eine Landwirtin geworden. Die Liebe für die fruchttragende Scholle, für die ersprießliche Arbeit des Landmannes, für das starke ringende Leben des Ackerbauern liegt mir seit den Kinderjahren im Blut. Als kleines Mädel bin ich schon immer vom Pfarrhause zu dem Nachbarhofe des Bauern Herrmann hinübergelaufen und habe mich im Stall, in den Scheuern, der Milchkammer und auf dem Hühnerhofe umhergetrieben. Und wie hat mich erst der mächtige, streng geordnete, musterhaft geführte, vielseitige Betrieb auf Sengnitz' Gütern gefesselt! Ich wurde nicht müde, durch die hellen luftigen Stallungen mit den edelrassigen Rindern, den kräftigen, wohlgepflegten Pferden, dem blökenden Jungvieh und all dem anderen nützlichen Getier zu gehen und die Scheuern, Maschinenhallen, Brennerei, Schrotmühle, Futterschneideanlagen, Molkerei und was ich sonst noch an technischen Einrichtungen fand, zu studieren, oder im Schlitten über die verschneiten, ruhenden Felder, durch die schweigenden weißen Wälder zu fahren. Sengnitz freute sich meiner Teilnahme und Wißbegier, und er und sein Oberinspektor waren meine eifrigen und geduldigen Begleiter und Erklärer. So vergingen die paar Tage der Freiheit nur zu schnell. Wir wohnten nicht in dem weitläufigen Schlosse, in dem seit dem Tode der alten Freifrau von Sengnitz alles verschlossen und verhängt ist, weil seine Frau nicht dort leben mag, sondern auf dem Vorwerk Magdalenenhof, einem zu den Sengnitzschen

Besitzungen gehörigen Nebengute von über zwölfhundert Morgen mit selbständiger Verwaltung. Das Vorwerk liegt zwei Kilometer von dem Hauptgute entfernt. Dort sind im Oberstock des Wohnhauses drei gemütlich eingerichtete Wohnstuben und zwei Schlafzimmer, in denen wir während unseres Besuches der Güter gehaust haben. Im Unterstock wohnt der alte Verwalter. In dem mit mächtigen, schwer geschnitzten alten Eichenmöbeln ausgestatteten Speisezimmer haben wir an den Abenden vor dem prasselnden leuchtenden Kamin gesessen und mit dem Oberinspektor, dem Hauptmann a. D. von Hagen über den Lauf der Welt und die Bewirtschaftung der Güter gesprochen. Die Herren rauchten dazu und tranken alten Rotwein, und des Hauptmanns Hühnerhund ließ sich vom Feuer das Fell wärmen. Von den Ställen kam dann und wann ein kurzes zufriedenes Brummen der Rinder und ein leises Kettenklirren herauf, und von fern her trug der Wind manchmal einen verschwommenen Hundeblaff. Sonst alles still, bis auf unser ruhiges Gespräch, das Knistern des brennenden Holzes und ein feines Gläserklingen, wenn die Männer mit mir anstießen. Es war, als sei überall Frieden und friedliche Arbeit in der Welt, als stünde nirgends ein Theater, in dem unter Not, Neid, Rechtlosigkeit und Ausbeuterei arme, unfreie Menschen sich mit zweifelhaften Kunstleistungen ihr bitteres Brot erarbeiten müssen.

Die Menschen, die ich in den paar Tagen dort auf den Gütern kennen gelernt habe, die Verwalter, die beiden Lehrer, der Förster, der Geistliche sind ganz andere Leute als die Kreaturen, die hier in der Stadt umherlaufen, von denen am Theater ganz zu schweigen. Sie sind ernster und dennoch innerlich heiterer als wir hier. Die stete Berührung mit der Natur, die Arbeit in ihr, der Kampf gegen ihre Feindseligkeiten, die Freude über ihre Kraft und Güte, die Benutzung ihrer Gaben, die Pflege ihrer pflanzlichen und tierischen Geschöpfe gibt ihnen gehaltenes

Wesen, Festigkeit des Auftretens, Ruhe des Handelns, Klarheit des Willens, Sicherheit der Entschlüsse, milde Heiterkeit, urwüchsigen Zorn, Stärke im Ertragen der Widerwärtigkeiten, freudiges Genießen der Mußestunden. Ich möchte immer unter ihnen leben, möchte ihre Arbeit verrichten lernen, ihre Lasten und Freuden teilen.

Der Baron hatte mich, um meinen Ruf zu schonen, den Leuten mit meinem richtigen Vatersnamen und als Frau vorgestellt, die eine Bekannte seines Hauses sei und sich in Westpreußen ankaufen wolle. Zu diesem Zwecke wolle sie das Land und den Wirtschaftsbetrieb kennen lernen. Ich weiß nicht, ob sie ihm dieses Märchen geglaubt haben, es ist aber wohl möglich, da ihm sicher bisher niemand kleine Vergnügungsreisen in Damengesellschaft nachsagen konnte. Mein fleißiges Wandern durch die Höfe und Fahren durch Wälder und Felder unterstützte ja auch seine Erzählung.

Als unser Urlaub zu Ende war und wir abreisen mußten, er zu seinen Soldaten und ich zu meinen Kulissen, waren wir beide sehr traurig, und mir stiegen Tränen in die Augen, weniger vor Trennungsschmerz als vor Wut, nicht in der Freiheit bleiben zu dürfen. Als Sengnitz meine feuchten Augen sah, sagte er:

„Ich möchte auch am liebsten heulen, weil ich nicht hier bleiben darf. Es ist doch nirgends so schön, wie auf dem eigenen Grund und Boden."

„Du kannst aber wieder kommen, so oft und wenn es dir gefällt," sagte ich, „dir gehört das alles."

„Nein, nein, so bequem wird's mir leider nicht gemacht. Der Dienst im Regiment und der noch strengere im Salon meiner Frau leiden es nicht. Aber du kannst immer hier bleiben, wenn du magst. Du wohnst auf Magdalenenhof, und ich besuche dich so oft ich mich frei machen kann. In ein paar Jahren, wenn ich Oberst geworden bin und meinen Abschied genommen habe,

ziehe ich dann im Sommer, wenn meine Frau in den Bädern herumreist, auf das Gut, und im Herbst und Winter komme ich möglichst oft zur Jagd und zum Nachsehen. Ich wohne im Schlosse, und du auf Magdalenenhof, und wir halten getreue Nachbarschaft."

„Und ich lerne die Landwirtschaft, und wenn einmal der alte Merkel — so heißt der Verwalter auf Magdalenenhof — nicht mehr mittut, übernehme ich dort die Verwaltung."

„Damit bin ich einverstanden. Das wäre herrlich."

„Nur leider unmöglich."

„Warum?"

„Aus tausend Gründen."

„Die gewiß alle hinfällig sind."

„Von denen sich viele leider nicht umwerfen lassen."

„Das käme darauf an."

„Ich weiß es, und das zerstört den Traum."

„Überlege es dir noch einmal, noch viele Male, vielleicht geht's doch, wenn es dich freut."

„Ich sehe keinen Weg."

So fuhren wir heim und dachten auf der Reise immer an das Land, auf dem wir gern geblieben wären, von dem unser Dienst uns fernhält. Ich habe mir vorgestellt, wie mein Leben sich gestalten würde, wenn ich seinen Vorschlag, nach Magdalenenhof zu ziehen, annähme. So lange er lebt, würde ich dort frei und selbständig und als Herrin schalten und walten können. Wie aber würde meine Stellung nach seinem Tode aussehen? Die Verwaltung der Erben würde mich, wenn sie mich überhaupt behielte, wie eine untergeordnete Wirtschaftsmamsell halten und mir den kärglichen Lohn einer solchen auszahlen. Diese Aussicht aber kann mich nicht reizen. Wenn ich mir vorgestellt habe, auf dem Lande zu leben, so stand ich in meinen Träumen als die Herrin des Besitzes, eines bescheidenen kleinen wohl,

aber doch eines mir eigentümlich gehörenden. Da ich das nicht haben kann, muß ich versuchen, mir in meiner Kunst eine Stellung von möglichst großer Bedeutung und Selbständigkeit zu erobern. Das sind die unumstößlichen Gründe meiner Ablehnung seines Vorschlages, die ich ihm aber nicht sagen konnte. Man spricht doch nicht gern einem Menschen von seinem Tode.

Jetzt liegen die Tage der Freiheit schon beinahe eine Woche hinter mir, und mein Leben geht wieder den alten mühsamen Trott. Schön war's, und auch die Erinnerung ist schön.

Und im Übrigen? Na, ja! Es kam so, wie ich es prophezeit hatte.

* * *

So leben wir denn zusammen wie in einer ruhigen harmonischen Ehe, die nicht leidenschaftliche Liebe, sondern gegenseitige herzliche Sympathie geschlossen hat. Er ist immer zart, rücksichtsvoll und bescheiden und behandelt mich wie einen kostbaren Besitz. Sein männlich edles, vornehm schonendes Verhalten gemahnt mich oft an Paul und an die ersten Zeiten in Pauls und meiner Liebe, nur daß ich selbst jetzt viel kühler empfinde als damals. Der wundervolle Zauber und die unirdische Seligkeit jener ersten Liebesmonate mit Paul können mir wohl nicht noch einmal kommen, ich fühle aber auch nicht den Abscheu, den ich in meinem Verhältnis mit Hasse niemals überwinden konnte. Und ich verachte mich selbst nicht so tief, wie in jener traurigen Zeit. Das kommt daher, daß mich mit Sengnitz nicht nur leibliche, sondern vielseitige geistige und selbst seelische Berührungen verbinden. Ich weiß, daß ich ihm zu seinem Wohlbefinden ein wenig notwendig bin. Er hat mir in unseren heimlichen Stunden von den Entbehrungen an Liebe, Zärtlichkeit, freundlicher Teilnahme an seinen Geschäften, willigem Eingehen auf seine Wünsche und Neigungen erzählt, die er in seiner kühlen,

rein äußerlichen Ehe hat ertragen müssen. Bei mir findet er das alles in milder freundlicher Form, und ich schauspielere es ihm nicht nur vor, ich empfinde es wirklich für diesen guten, geraden, ritterlichen Mann. Ich könnte mir vorstellen, viele Jahre mit ihm zu leben, seine Freundin zu sein. Und wenn ich meine Zukunft überdenke, rechne ich gern damit, ihm verbunden zu bleiben. Nachdem ich nun durch die dritte Hand gegangen bin, wird mich kaum noch ein Mann von angesehener Stellung und aus der guten Gesellschaft zum Weibe begehren, also muß ich mir auf eine andere Weise eine Art häuslichen Herdes und einen Beschützer, Berater und Helfer zu gewinnen suchen. Wir beide, Sengnitz und ich, passen gut zueinander, aber wir werden vielleicht schon bald getrennt. Er rückt noch in diesem Jahr zum Oberstleutnant auf und wird dann wahrscheinlich versetzt. Wir haben schon davon gesprochen, daß ich dann in der Stadt, in die er ziehen muß, ein Engagement annehmen soll. Aber ob das möglich sein wird? Wenn er nun in ein kleines Nest kommt? Er sagt zwar, daß er dann sofort seinen Abschied nähme, da seine Frau niemals in einer Mittel- oder Kleinstadt wohnen würde, aber wer weiß, ob das alles eintrifft? Außerdem kann ich auch nicht so ohne weiteres meinen Wohnort wechseln, denn ich habe hier einen dreijährigen Vertrag, den ich nicht lösen möchte, wenn ich nicht ein bedeutenderes Theater für das hiesige eintauschen kann. Sengnitz meint, er komme wieder nach Berlin zur Garde. Das vornehme Regiment, in dem er hier dient, nennt er etwas geringschätzig Provinzgarde. Wir werden ja sehen, wie sich alles entwickelt. Jedenfalls bin ich sicher, daß er sich nicht von mir trennen wird, so lange ich ihn nicht dazu veranlasse. Er hängt sehr fest an mir, und in seinen Jahren wechselt man die Neigungen nicht mehr leicht und häufig. Also warten wir's ab.

* * *

Unser Oberregisseur hat es durchgesetzt, daß ich die Iphigenie spiele. Heute früh ist dieser Ukas herausgekommen. Wann das Stück dran kommt, ist noch unbestimmt, vermutlich erst in Monaten. Es soll in dem großen Zyklus der klassischen Meisterdramen, wie der Theaterzettel diese Aufführungen reklamehaft nennt, eine der letzten sein. Das ist mir lieb, denn ich möchte die Rolle gründlich studieren, möchte namentlich die Sprache mir vollständig zu eigen machen und alles andere Drum und Dran, Geste, Behandlung und Tragen der Gewänder, Stellungen, Maske fleißig durcharbeiten und mir eingewöhnen. Jetzt könnte ich zum Einstudieren den alten Konrad mit seiner glänzenden Sprechtechnik und Versbehandlung gut brauchen. Für die Auffassung werde ich mir den Vortrag von Kuno Fischer besorgen, in dem er die Iphigenie analysiert. Es ist gut, wenn man einmal mit gescheiten Menschen verkehrt und sich von deren Wissen etwas angeeignet hat. Das Buch Kuno Fischers kenne ich aus Pauls Bibliothek. Er soll es mir schicken.

* * *

Ein Kind soll ich ihm schenken. Das ist der letzte Wunsch Joachims. Ich hielt ihn bisher für den bescheidensten meiner Verehrer, und nun entwickelt er Ansprüche, denen die anderen weit aus dem Wege gingen. Ich weiß gar nicht mehr recht, wie es gekommen ist, daß er diesen Wunsch aussprach. Am Nachmittag zog er mich an sich, herzte mich und flüsterte mir ins Ohr:

„Ein Kind möchte ich von dir haben. Ein richtiges altpreußisches blauäugiges, blondhaariges Kind, und wenn's ein Junge wäre, ich wüßte nicht, wie ich dir danken sollte."

Ich hielt zuerst den Ausspruch dieses Wunsches für die Äußerung vorübergehender Leidenschaftlichkeit und sinnlicher Er-

regung. Darum sagte ich nichts dazu und blieb ruhig in seiner festen Umschlingung. Ihm aber gefiel mein Schweigen nicht. Er löste seine Arme von meinem Leib, hob meinen Kopf und sah mir in die Augen und sagte:

„Du sagst nichts dazu? Hab ich dich erschreckt oder hältst du meinen Wunsch für einen Scherz?"

„Aber, Achim," rief ich, „das kann doch dein Ernst nicht sein! Was sollte aus mir und was aus dem Kinde werden? Es bedeutete das Ende meiner Karriere, denn ich bin nicht leichtfertig genug, es einer Ziehmutter zu übergeben, die sich nachher womöglich als Engelmacherin entpuppt. Bei mir behalten aber könnte ich es doch nicht."

„So gib die ganze Komödienspielerei auf," forderte er, und zog mich wieder an sich und lockte:

„Du sollst es bei dir behalten und sollst mit ihm leben, wo du willst und wo ich euch sehen kann. Mußt du denn Schauspielerin bleiben? Ich kann mir für dich und auch für mich dein Leben so ganz anders vorstellen, ohne alle diese Unbehaglichkeiten, Abhängigkeiten, Dürftigkeiten, Roheiten, Ernüchterungen."

„Ich habe es so gewollt und muß aushalten," sagte ich ihm. „Und du wirst einsehen, wenn du erkannt hast, wie schwer mein Berufsleben ist, daß ich es mir durch die Sorge für ein Kind nicht noch mehr erschweren darf. Denk doch auch daran, was aus dem armen Kerlchen werden sollte! Könntest du dem Kinde aus deinem Blute wünschen, daß es schon in früher Jugend das von tausend Lasten und so wenig Freuden umstellte Leben seiner Komödiantenmutter mitleben sollte? Und denk daran, was aus seiner Erziehung werden sollte, um die seine Mutter sich nicht kümmern könnte."

Er murrte und wurde einsilbig, wie immer, wenn er mich zu verletzen meint durch die Aussprache von Vorschlägen und Wünschen, deren Erfüllung mir ein Gewähren oder Nachgeben

kostet. Ich kenne ihn doch gut und weiß, daß da im Hintergrunde noch andere Bitten oder Hoffnungen lauern, die er mir jetzt noch nicht vorzutragen wagt. Das wird aber schon noch kommen. Als er nachmittags fortging, sagte er mir:

„Das mit dem Kind, weißt du, das war ein wirklicher Wunsch von mir. Und um seine Zukunft hättest du nicht zu sorgen brauchen. Es wäre doch auch mein Kind gewesen. Aber wir Männer denken wohl darüber leichter und unüberlegter als ihr Frauen. Uns fehlt eben das Muttergefühl. Trotzdem, Lena, es wäre so schön und ..... es fände sich wohl auch ein Weg, dir die Sorge zu nehmen."

Er hatte mich mit seinem Verlangen vollständig überrascht. Darum versetzte er mich auch in starke Aufregung. Ich wußte wohl, daß ihm seine Töchter nicht als sein Fleisch und Blut erscheinen, und er spricht von ihnen wie von Fremden. Wer sie kennt, mag das einigermaßen erklärlich finden. Ich habe sie ein paarmal im Theater gesehen und muß sagen, daß ich sie ganz bestimmt für Fräuleins Kohn oder Levi gehalten hätte, wenn sie mir nicht als die Freifräuleins von Sengnitz gezeigt worden wären.

Die Rassefragen hätte sich mein guter Joachim eben früher überlegen müssen. Soll ich ihm jetzt helfen, sein Verlangen nach einem Sprossen, der mehr seiner Art gleicht, zu befriedigen? So gern ich ihn habe, das geht doch über mein Vermögen.

* * *

Ich weiß nicht, wie das noch mit uns werden soll. Wahrscheinlich bricht nächstens unser beschauliches Beieinander zusammen. Er bleibt bei seinem Verlangen des Kindes, und ich bei meiner Ablehnung. Ich widerspreche ihm nicht mit Gründen, die mich und meine Lebensumstände angehen, sondern nur mit

solchen, die die Zukunft des Kindes betreffen. Als Widerlegung erzählt und verspricht er mir allerlei. So hat er mir jetzt eine lange Geschichte vorgetragen von einem früheren Kameraden, der große Güter in der Provinz Sachsen besitzt und der, weil seine Gattin ihm keine Kinder schenken konnte, sich zwei Buben von einem Mädchen aus dem Dorfe, in dem er lebt, gebären ließ. Die hat er dann adoptiert, und der König hat den Jungen den Adel verliehen. Ganz schön. Aber unser Fall liegt anders. Er hat doch Kinder. Und dort hat die Frau die Stellvertretung in der Mutterschaft durch das Dorfmädchen gebilligt. Ich glaube nicht, daß die Freifrau von Sengnitz damit einverstanden sein würde.

Das bedenke ich, das prüfe ich alles, und dennoch beeinflußt er mich mit der Bitte um ein Kind sehr stark. Oft kommen mir freundliche Bilder, wenn ich in einsamen Stunden daran denke: eine leise schwingende Wiege, ein zufrieden schlummerndes Kind darin, eine frohe Mutter daneben, im Hause Stille und Frieden und in mir selbst Ausruhen von einem harten Weg. Ich habe mir manchmal ein Kind gewünscht und weiß, daß die Aufgaben, die es an mein Sinnen, Lieben und Arbeiten stellt, mir Zufriedenheit und Lebenszweck bedeuten würden. Aber in diesem unsicheren Leben! Nein, nein, es wäre ein Verbrechen an dem Kinde.

Was vermag er denn an dem Kind zu tun? Jetzt ist er reich und verfügt über großen Besitz. Wie aber, wenn er morgen stürbe? Seinen Erben würde das Kind nichts gelten. Das sind sehr ernste und sehr notwendige Erwägungen. Ich weiß nicht, ob er sie auch anstellt, er spricht zu mir nicht davon. Aber das ist kein Beweis für seine leichtsinnige Auffassung der Vaterschaft. Er unterläßt die Besprechung der Zukunftfragen aus Zartgefühl — so kenne ich ihn — und weil er mich zu verletzen fürchtet, da ich doch bei einer vermögensrechtlichen Sicherstellung des

Kindes auch Vorteile gewinnen würde. Es fällt ihm sehr schwer, mit mir über Geldsachen zu sprechen, so generös er sich auch zeigt. Das alles besorgt noch immer Justizrat Mühlfeld.

Wäre die wirtschaftliche Frage des Kindproblems zufriedenstellend gelöst und namentlich so, daß ich das Kind behalten könnte — ohne diese Bedingung ist die Gewährung seines Wunsches vollständig ausgeschlossen — bei Gott, ich könnte mich mit dem Gedanken anfreunden, herzlich anfreunden, ihm ein Kind zu schenken.

* * *

Mir kommt es manchmal vor, als habe ihn der Gedanke, ein Kind von mir zu bekommen, von Anfang an erfüllt, als habe er nur deshalb sich mit mir verbunden. Diese Einsicht ist mir nicht sehr schmeichelhaft, ich verstehe aber den Wunsch aus der Seele eines Mannes, der einen ihm ähnlichen und rasseverwandten Nachkommen haben will. Und dieser Wunsch hat für das Weib, an das er gestellt wird, wohl doch viel Schmeichelhaftes. Vorausgesetzt natürlich, daß der Antragsteller an Geist und Herz ein edler Mann ist. Daran aber brauche ich nicht zu zweifeln.

Wir haben wieder davon gesprochen. In Ruhe und in der Erwägung aller günstigen Lebensbedingungen des Kindes haben wir davon gesprochen, und er hat mir gesagt, er werde alle Fürsorgen, die ich für das Kind verlange, erfüllen. Ich aber weiß nicht, was ich bestimmen und fordern soll.

* * *

An jedem Tage fast sprechen wir von dem Kinde. An jedem Tage bohrt sich in mich der Gedanke tiefer hinein, daß das Kind

geboren werden müsse zu unser aller Zufriedenheit. Seitdem ich nicht mehr schroff ablehne, ist er ganz Zukunft-Vater geworden und bespricht schon allerlei Pläne für den Jungen. Denn selbstverständlich wäre es ein Junge, so meint er. Mich beunruhigt und erfreut die nicht mehr weichende Vorstellung, ein Kind zu haben, für ein Kind zu leben. Er sagt zu mir: setze die Bedingungen fest, unter denen ich für das Kind sorgen soll, und ich nehme jede an. Ich aber weiß nicht, was ich vorschlagen soll, und ich kann erklärlicherweise niemand um Rat fragen.

* * *

Eine Bedingung muß ich stellen: das Kind muß in einer heiteren, wohlversorgten Kindheit leben können und ein Vermögen besitzen, das ihm gehört, ob Joachim lebt oder stirbt. Es darf, so lange es nicht selbst für sich arbeiten und erwerben kann, Mangel und Abhängigkeit nicht kennen lernen. Das müßte festgelegt werden.

* * *

In der Nacht ist mir ein Gedanke gekommen, dessen Verwirklichung alle meine Bedingungen erfüllen würde und der auch seinem Begehren, dem Kind nahe zu sein, genügen müßte. Ich sann, wie jetzt immer, über das Leben des Kindes nach, und Grauen über meine Gewissenlosigkeit, es in die Welt gesetzt zu haben, befiel mich, als ich mir vorstellte, es könne nach meinem doch jeden Tag möglichen Tode in der Welt umhergestoßen werden, wie so manche an Hab und Gut arme Waise, oder es müsse als Jüngling heimatlos umher irren, wie so mancher junge Künstler, den ich kennen gelernt habe, der von Theater zu Theater fahren,

mit jeder Saison sich in einer anderen Stadt eingewöhnen mußte, dem niemals in der Ferienzeit ein freundliches Zuhause sich öffnete, der in seiner Wohnung nicht ein Möbelstück besaß, das ihm Erinnerungen an die Eltern, an teilnehmende Verwandte zurief. Mich schüttelte furchtvolles Grauen, als ich dachte, daß mein Kind einmal kein Heim sich wisse, in dem die Liebe auf es wartet, daß es in der Welt kein Elternhaus habe, in das es sich zur Ruhe und Frieden zurückziehen dürfe, so lange es sich selbst noch kein Haus gründen könne, und in mir setzte sich der bestimmte Wille fest, Joachim das Kind nur dann zu schenken, wenn er ihm einen heimatlichen Besitz verbürgt.

Und wie ich weiter diesen Entschlüssen und ihren Ausführungen nachsann, kam mir der Gedanke, ich solle das Vorwerk Magdalenenhof als Heimat des Kindes fordern. Und auch als meine Heimat. Wenn ich die Mutter des Kindes werde, habe ich mir das Recht erworben, die Heimat mit ihm zu teilen.

* * *

Am Nachmittag, als Joachim hier war, habe ich ihm freimütig und offenherzig die Bedingungen vorgetragen, unter denen ich ihm seinen Vaterwunsch gewähren will. Als ich das Wort Magdalenenhof aussprach, war er ein wenig betroffen. Nachdem ich ihm aber alle meine Bedenken und Gründe auseinandergesetzt und ihm auch vorgestellt hatte, daß er das Kind und mich immer sehen kann, wenn wir dort wohnen, freundete er sich mit dem Gedanken an und sagte zuletzt:

„Und du wirst auch dort leben, immer und auch wenn ich auf dem Gute wohnen werde? So bleibt ihr mir nahe für mein ganzes Leben, du und das Kind."

Wir sind zu keiner Entscheidung gekommen. Es fragt sich,

ob er das Vorwerk abtreten darf, und darüber muß er mit Justizrat Mühlfeld sprechen.

* * *

Mühlfeld hat die Angelegenheit geprüft und findet kein Hindernis. Das Gut soll mir zugeschrieben werden mit einigen Einschränkungen. Die Zuschreibung soll aber erst erfolgen, wenn ich mich Mutter fühle.

Mir ist bei allen diesen Verhandlungen, so zart Joachim sie auch führt, sehr seltsam und beklommen zumut. Daß man das alles so rein geschäftlich behandeln kann, verletzt mich fast. Aber ich sehe wohl ein, daß die Sicherung und Regelung dieser Vermögensrechte, die ganz beträchtliche Werte betreffen, sehr notwendig ist. Und Joachim ist bei ihrer Festlegung und besonders bei der mir und dem Kinde möglichst günstigen Regelung so eifrig und selbstlos, als sei er schon Vater. Ihn erfüllt jetzt vollkommen der Gedanke, mit dem Ende des Jahres einen Buben zu haben.

Ich gewöhne mich recht schwer an diese Vorstellung, nun ihre Ausführung nach der Beseitigung meiner wirtschaftlichen Bedenken mir näher gerückt ist. Daß ich in meinem ledigen Stande ein Kind gewissermaßen in ein fremdes Haus hinein gebären soll, ist mir ein unschöner Gedanke, und ich erscheine mir als frecher Eindringling, als gewissenlose Glücksjägerin, als Zerstörerin der häuslichen Einheit der Familie von Sengnitz. Und dennoch mag ich nicht mehr rückwärts gehen, um meinetwillen nicht. Ich will ein friedliches, dauerndes, von der Wohltat des Schaffens und Sinnens für andere erfülltes Heim besitzen. Das ist das Verlangen meiner Frauenschaft und meines natürlichen Mutterberufes und ich denke, ich bezahle die Heimat vollwertig, wenn ich ihm das Kind bringe. Auch die Gewißheit, daß er mit

seiner Frau wegen deren gesundheitlichen Verhältnissen und auch wegen ihrem Alter schon seit Jahren keine eheliche Gemeinschaft mehr unterhält, läßt mich die Vorwürfe ertragen, die mich vor meinem sittlichen Bewußtsein treffen.

Februar.

Das Leben im Beruf wird mir zur Last. Ich sehe an sein Ende und darüber hinaus in eine Zeit, in der ich auf meiner Scholle hausen werde, wie ich es mir so oft gewünscht, in froher Arbeit und in der Freude, die mir die Bestellung des Ackers, die Führung der Wirtschaft bereiten wird. Es ist mir fast gleichgültig geworden, was ich im Theater leiste, nur die Iphigenie beschäftigt mich noch lebhaft, und es ist mein Ehrgeiz, sie gut darzustellen.

Joachim und ich leben miteinander, als müßten wir eine hohe Pflicht erfüllen, ein großes Ziel erreichen. Er ist rührend besorgt um mich und widmet mir viel Zeit. Seine Frau ist jetzt in der Hochsaison in Berlin bei ihrem Bruder. Die provinzialen Gesellschaften und Genüsse genügen ihr in dieser Zeit nicht, sie muß dann in das Weltstadttreiben. Und ihre Töchter hat sie mitgenommen.

Ich fange an, mich nach dem Kinde zu sehnen. Mich verlangt nach den Mühen, die es mir bringen, nach der Pflege, die ich ihm widmen muß, nach der Wonne, die ich empfinden werde, wenn ich an seiner Wiege sitze. Ich denke an die Freuden, die es mir bescheren wird und nicht an die Leiden, die seiner im Leben warten. Das ist Egoismus, aber ich kann nicht los von ihm.

* * *

Eine selbstsüchtige Vorstellung hat sich in meinem Hirn festgesetzt, die mir zuraunt, ich bedürfe des Kindes zu meiner sitt-

lichen Heilung; alle Schuld, die ich beging, alle Schande, die ich auf mich lud, sei ausgetilgt und abgewaschen, wenn ich durch die Gefahren und Schmerzen der Mutterschaft gegangen bin. Ich weiß, das allein genügt nicht als Sühne. Dazu gehört ein Leben der Arbeit für andere, die Hingabe des eigenen Lebens an die Erfüllung der Pflichten gegen andere, gegen das Kind. Ich werde sie gut erfüllen.

März.

Ich glaube Ende November oder Anfang Dezember wird Joachims Wunsch erfüllt werden. Die Hoffnung erweckt in mir Freude und Bangigkeit zugleich. Ich wünschte, dieses Jahr wäre zu Ende und das neue träfe uns alle in Frohsinn und Gesundheit und ... und .....

* * *

Die Iphigenie ist vorüber, und ich habe noch einmal die ganze Lust eines vollen, ganz erfüllten darstellerischen Erfolges genossen. Und auch seine Leere habe ich empfunden. Ich gab das Höchste und künstlerisch Reinste, das ich zu geben vermag, und das Publikum hat mir zugejubelt und mich wieder und wieder herausgeklatscht. Und als ich das Theater verließ, wußte ich, daß nicht ich, daß Goethe den Zauberstab geschwungen hatte. Mag ich auch seine Melodien gut wiedergetönt haben, ich war doch nur das Instrument in seiner Hand. Gerade weil das Publikum wie gebannt saß und lauschte und kaum zu atmen wagte, wußte ich, daß seine Kraft sie gefesselt hielt, nicht die meine. Denn wenn wir weniger bedeutende Werke spielen, ist es anders, dann gelingt es uns nicht, oder doch viel schwerer, die Leute aus ihrer Gegenwartwelt in die der Dichtung zu entrücken. Aber dennoch begriff ich wieder einmal, was alle die Tausende in dem

dürftigen, unfreien, enttäuschungsvollen Bühnenleben hält, begriff, daß eine Stunde, in der wir die Meister der tausend Köpfe und Herzen im Saale geworden sind, in der sie uns entgegen fliegen und zujubeln, als hätten wir ihnen die köstlichsten Gaben gebracht, uns tausend Stunden des Kummers und Mangels vergessen läßt.

* * *

Joachim ist zum Oberstleutnant befördert und nach Berlin versetzt worden. Er zieht noch in diesem Monat dahin und ich folge ihm, sobald ich meinen Vertrag gelöst habe. Auch das besorgt Justizrat Mühlfeld. Die Geburt, Taufe, standesamtliche Meldung erfolgen in Berlin. Er will es so, weil ich dort die besten Ärzte und Pflegerinnen habe und weil ich in der großen Stadt leichter verborgen leben kann. Meine entbehrlichen Sachen bleiben hier beim Spediteur und werden mir später nachgeschickt.

Wie rasch und gründlich hat sich doch mein Leben geändert, wie freundlich liegt die Zukunft vor mir! Nur eine schwere Aufgabe bleibt mir noch zu lösen: die Einweihung Mutters in mein Geheimnis. Ich habe davor gebangt, aber seitdem ich das Kind erwarten darf, ist mir leichter ums Herz geworden. Sie wird mir verzeihen, ich weiß es, sie ist ja eine Mutter.

Magdalenenhof am 24. Dezember 1902.

Beim Ordnen und Räumen fand ich gestern in einem der Körbe, in denen mir von Y. mein dort zurückgelassenes Hab und Gut geschickt worden ist, meine Tagebücher. In dem letzten der schwarzen Hefte sind ein paar leere Blätter übrig geblieben. Die will ich noch beschreiben, dann soll das Tagebuch abgeschlossen sein, wie meine Bühnenlaufbahn, während der es mir so manchmal Mahnung und Herzerleichterung gewesen ist, und die kleine Truhe soll es oben auf dem Speicher sicher verbergen.

Ich werde in dem neuen Leben, das für mich vor ein paar Tagen mit der Übersiedelung hierher begonnen hat, kaum Zeit finden, meine Erlebnisse und Gedanken aufzuzeichnen. Die Wirtschaftsbücher werden meine Tagebücher werden, und in den Kopf und das Herz meines Jungen will ich alles Wissen, das ich behalten habe, alle guten Gedanken, die mir kommen, einschreiben.

Zwischen dem Tage, an dem ich im April von Y. abreiste und heute klafft eine breite Lücke in dem Tagebuch. Was hätte ich auch hinein schreiben sollen, selbst wenn ich es bei mir gehabt hätte? Das neue Wachsen und Blühen, das in meinem Leibe und in meiner Seele zu wirken und zu weben begann, war zu groß und heilig, als daß ich mein kleines Geschreibsel daran hätte versuchen mögen.

Und ich hatte auch wirklich keine Zeit dazu, so tatenarm und arbeitslos anscheinend mein Tag verlief. Ich mußte in mein Inneres lauschen, mußte dem mächtigen und heimlichen Werde-

willen der Natur zuhören, der in mir ein neues Stück Welt und eine neue Liebe erschuf.

Und ich mußte in die Zukunft hinausschauen und die Wege suchen und vorzeichnen, auf denen ich das Kind zu Kraft und Klugheit, Liebe und Reinheit führen will.

Und ich mußte rückwärts blicken auf die vergangenen Tage und versuchen, Haß und Neid, Knechtsinn, Kleinmut und Schuld, die in ihnen mein Wesen aufnahm, auszuroden und zu vergessen, damit sie nicht das Erbe meines Kindes würden.

Ich schließe mit diesem Tagebuche eine Teilstrecke meiner Lebensreise ab, in die ich hinein gefahren war, wie in einen lachenden, blütenschweren, duftsatten, endlosen Frühlingstag, auf der ich beschenkt werden wollte mit Lorbeeren und Rosen und Gold, auf der ich edle Erziehung der Herzen zur Liebe, hohe Anregung der Geister zur Pflege des Erhabenen und Schönen, tiefe Erkenntnis der Gewissen für die dunkelen Täler im Menschheitsweg, laute Rufe zur Arbeit an der Läuterung des Menschengeschlechts verstreuen wollte mit reichen Händen, verbreiten mit mahnender Stimme, verkünden aus quellender Seele.

Und nichts davon ward mir enttäuscht, so lange die Kunst und ich allein bei einander waren.

Und alles ward mir enttäuscht, sobald ich mit Menschen zusammen arbeitete, die die Kunst als dienende, verdienende Magd behandelten, die sie zur Trabantin ihrer Eitelkeit, zum Mittel, sich auszurufen und anzubieten, herabwürdigten.

Und in eine graue Nebelfahrt verwandelte sich meine sonnige Frühlingsreise, als ich die würdevernichtende Erniedrigung, die brotsuchende Sorge, die herzverderbende Feindseligkeit, die blühende Sünde von Menschen sah, die gleich mir an den Stätten der Kunst alle Schönheit gesucht und alle Häßlichkeit gefunden hatten.

Das ist für mich vorbei. Hunger und Schande sind zu Ende

die Lust nach Glanz und Ruhm ist eingeschlafen. Andere Aufgaben stehen vor mir, als die ich mir vor Jahren mit dem Entschlusse, Schauspielerin zu werden, gestellt hatte. Wenn ich in die Wiege meines Kindes schaue, ist mir, als sei ich an dem Ende alles selbstsüchtigen Suchens und Verlangens angekommen, und die letzte Weisheit geht mir auf, daß das Beste, das wir auf Erden erringen können, das Leben für andere ist.

Draußen schläft mein Junge seinen schönen Kinderschlaf, und wenn er aufwacht, wird er in seinem Hause zum ersten Male mit seinen wissenlosen Kinderaugen in die Lichter des Christbaumes blicken, der auf dem Boden seiner Heimat gewachsen ist. Wir haben eine Heimat, wir beide! Wir haben das friedsamste Glück gefunden, das Menschen gewinnen können, die Heimat auf eigener Scholle.

Von der Heimat aus fliegen in der heiligen Nacht meine Grüße zu den Gefährten, die in der Welt da draußen noch im Kampfe stehen, und in ihre heimatlosen Weihnachtsfeiern wandert mein Wunsch, eine gerechte Zeit möge ihnen festen Wohnsitz und sicheres Brot, Erlösung aus Knechtschaft und Schmach bescheren.

Verlag von Robert Lutz in Stuttgart

Klassische Dramen

und ihre Stätten in Wort und Bild

Von Robert Kohlrausch

Illustriert — Zweite Auflage

306 S. Brosch. M. 5.—, in Lwd. geb. M. 6.—

Inhalt: Der Kaufmann von Venedig — Der Widerspenstigen Zähmung — Hamlet — Romeo und Julia — Emilia Galotti — Götz v. Berlichingen — Tasso — Faust — Fiesko — Wilhelm Tell — Das Käthchen von Heilbronn — Der Prinz von Homburg.

„Noch auf unabsehbare Zeit werden die Klassiker nachwirken im Volke, weil sie stets wieder aufleben in den Herzen der Jugend. Ihr zu dienen wie den Erwachsenen, die sich das köstliche Gut der Begeisterung bewahrt haben, ihnen allen den Genuß unsterblicher Werke zu erhöhen und neue Wege zu solchem Genuß zu weisen, das wäre meines Buches schönstes Ziel.“ Mit diesen Worten schließt der Verfasser sein Vorwort. Das Buch fand eine außerordentlich günstige Aufnahme; nachstehend einige

Auszüge aus Urteilen:

Otto v. Leixner (Romanzeitung):

Alles in allem, ein äußerst fesselndes Werk, das ich unsern Lesern und auch der reiferen Jugend warm empfehle.“

Rud. Elcho (Volkszeitung):

„Kohlrauschs Stil läßt erkennen, wie nahe er geistig unsern großen Dichtern steht. Sein Buch strahlt Poesie aus.“

Der Reichsbote:

„So haben Geschichte, Literatur, Kunst und Landeskunde, im trauten Vereine zusammengefaßt von einem feinfühlenden Poeten, ein Werk geschaffen, an dem man seine helle Freude haben kann.“

Schlesische Zeitung:

„Ganz besonders sei das ausgezeichnete Buch, dem Peter Schnorr einen reizenden Bilderschmuck verliehen hat, als Geschenk für die heranwachsende Jugend empfohlen.“

Pustets Deutscher Hausschatz:

„Unwillkürlich ruft man bei der Lektüre aus: Gott sei Dank, es gibt noch gute Bücher! Dasselbe bietet in blühender Sprache eine Fülle von Belehrung und feinen geistigen Genüssen. Namentlich der studierenden Jugend möchten wir es dringend empfehlen.“

Memoirenbibliothek

Erinnerungen der Zarin Katharina II.

Von ihr selbst geschrieben.

Broschiert 6 M., gebunden 7 M., in Halbfranz 8 M.

Dreizehnte Auflage

■■■

Neue Hamburger Zeitung:

Wer heute die Memoiren Katharinas liest, wer die Entwicklung ihrer Persönlichkeit unter dem Zwang der Verhältnisse begreift, wird bewundernd und erschüttert vor diesem gewaltigen Leben stehen.

Berliner Neueste Nachrichten:

Die Memoiren enthalten des Interessanten genug, um ein Dutzend Romanbände damit zu füllen. Ja, sie lesen sich direkt wie ein Roman, wie ein ganz unglaublicher Roman jener Sorte, die sonst über die Hintertreppe geschmuggelt zu werden pflegt.

Allgemeines Literaturblatt:

Unter den zahlreichen Werken über Katharina II. sind ihre eigenen, mit erstaunlichem Freimut geschriebenen Memoiren unstreitig das Wertvollste. Was diese eigenartige, in Tugenden wie in Lastern große Frau über sich und ihre Umgebung niederschrieb, gewährt den interessantesten Einblick in das russische Hofleben jener Zeit.

Berliner Tageblatt:

Zu den bedeutendsten Lebensaufzeichnungen ist dieses Werk zu rechnen. In diesem Buch ist alles merkwürdig, seltsam und noch heute von Interesse.

Nationalzeitung:

Die Memoiren gehören zu den interessantesten kulturhistorischen und psychologischen Dokumenten.

Augsburger Abendzeitung:

Es entrollt sich in diesen Blättern ein enorm fesselndes Bild von den Charakteren, Zuständen und Begebenheiten am Zarenhofe jener Zeit.

Schwäbischer Merkur:

Die Denkwürdigkeiten sind ein ganz besonders wertvolles geschichtliches und menschliches Dokument. Sie geben uns ein ungemein lebendiges Bild von der Unkultur, die an dem äußerlich so glänzenden russischen Hof um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts herrschte.

Memoirenbibliothek

Der philosophierende Vagabund

Lebensbeichte eines Wanderkomödianten

Von Ernst Clefeld

Brosch. 5.50 M., in Leinwand geb. 6.50 M., in Halbfranz 7.50 M.

■ ■ ■

Aus dem Vorwort Dr. Rudolf Lothars:

Clefelds Leben mit den wirren Sprüngen von Tiefe zu Tiefe, mit seinem bunten Jammer, mit seiner tragischen Verkettung von Enttäuschungen, bietet nichts Sensationelles, kaum etwas Romanhaftes. Ein Leben auf Schmieren und kleinen Bühnen. Die Wanderromantik des Elends ... Das Buch ist ein Dokument, weil hier wirklich ein Mensch sich und der Welt gegenüber wahr sein will ..... **Es gibt kein besseres Lehrbuch des Pessimismus als diese Bekenntnisse eines Optimisten. Allen denen, die einmal in einer Menschenseele lesen wollen, sei dieses Buch der Wahrheit empfohlen.**

St. Galler Tagblatt:

... Ein Buch von einem Problematischen, einem vom Leben erbarmungslos Herumgezogenen, von einem Mann, dem doch in allem Elend das Geistige nicht aus dem innern Dasein geschwunden ist. Dieser durch die Tiefen des Lebens Getriebene ist ein Lebensphilosoph, ein Kritiker des Daseins, und nicht einmal ein verbitterter, wie es doch so begreiflich schiene ... Wahrlich: ein „Document humain" von besonderer Art, die Menschen lehrend, was Menschen zu erleiden etwa aufgegeben ist...

Schlesische Zeitung, Breslau:

... Clefelds Erzählungen werfen zugleich ein Licht auf die Psychologie des Schauspielerstandes im allgemeinen. .... ein Elend sondergleichen, ein Schachern um Pfennige, höchst zweifelhafte Liebesabenteuer beider Geschlechter. ...

Tägliche Rundschau:

... Den eigentlichen Reiz und den Wert des Buches werden wir endlich darin entdecken, daß es die Geschichte eines Menschen erzählt, der mitten in einem niederziehenden, niederdrückenden Dasein nicht aufhört, um Ideale zu ringen.

Verlag von Robert Lutz in Stuttgart

Aus Weimars klassischer und nachklassischer Zeit

Erinnerungen eines weimarischen Hofschauspielers

Von Eduard Genast

Broschiert 4,50 M., gebunden 5,50 M., in Halbfranz 6.50 M.

Vierte Auflage

■ ■ ■

Hamburger Nachrichten:

Wie Eckermanns „Gespräche mit Goethe" dürfte auch Genasts Buch in keiner Bibliothek der deutschen Leser fehlen.

Hamburger Fremdenblatt:

Das Werk ist wie ein Zauberspiegel, in dem die längst schlafen gegangenen Gestalten unserer großen Dichter wieder lebendig werden. Das Erinnerungsbuch sollte seinen Platz in jeder Klassikerbibliothek finden.

Pustets Deutscher Hausschatz:

So wird das Buch zu einem wertvollen Beitrage zur deutschen Literatur- und Kulturgeschichte, aus dem wir, die Kinder einer spätern Zeit, zum Verständnis der geistigen Strömungen des verflossenen Jahrhunderts manchen bleibenden Gewinn schöpfen können.

Münchner Neueste Nachrichten:

Das Buch, das uns von Goethe und seinen Weimarer Leuten erzählt, läßt uns die geliebte Gestalt des Dichters in so greifbarer plastischer Form erscheinen, so voll Schönheit, Hoheit, Güte und Milde, daß es geboten erscheint, das Buch aus dem Strom zeitgenössischer Literatur herauszugreifen.

Wiesbadener Tageblatt:

Eines der interessantesten Bücher der Memoirenliteratur und ein treues Bild des weimarischen Theaterwesens zu Goethes Zeiten.

Kölnische Zeitung:

Eine Fundgrube von fesselnden Darstellungen aus dem literarischen und künstlerischen Leben Deutschlands der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Eines der wertvollsten Bücher, dem kein Gebildeter sein Interesse wird versagen können.

New-Yorker Staatszeitung:

Es ist nicht daran zu zweifeln, daß Genasts Aufzeichnungen allen Literatur- und Theaterfreunden eine Quelle edelsten Genusses sind.

Verlag von Robert Lutz in Stuttgart

Deutsche Denkstätten in Italien

Von Robert Kohlrausch

Mit vielen Illustrationen von A. H. Pellegrini

Schön ausgestattet. Geh. M. 6.—, in Lwd. geb. M. 7.—

Zweite Auflage

■■■

Einige Urteile der Presse:

Hannoverscher Courier:

... So hat Robert Kohlrausch ganz Italien durchwandert und überall mit dem Verständnis und dem scharfen Blick des Historikers die Spuren der Ahnen betrachtet. Und ein anderes kam hinzu, diese historische Betrachtung für ihn und den Leser fruchtbar zu machen: die Gabe, das in Palästen, Kirchen u. Museen, auf Denkmälern, Bildern u. Schlachtfeldern als Denkzeichen deutschen Wesens, deutschen Geistes und deutschen Wirkens Erkannte in dichterischer Verklärung zu schauen u. längst Vergangenes und Verklungenes mit lebendigem Gegenwartsbewußtsein zu erfüllen ... Ein inhaltsreiches Werk, das dem Leser eine Fülle von neuen Eindrücken vermittelt. ... Möchten die „Deutschen Denkstätten in Italien" in vielen deutschen Häusern Leser und Freunde finden.

Reclams Universum:

... Stille Wehmut klingt aus seinen Zeilen heraus über all die unnütz vergossenen Ströme deutschen Blutes, und zugleich ein Ton lauterer Freude über das gewesene Große, Heldenhafte und Schöne, von dem uns so wenig mehr geblieben ist als eine große Erinnerung.

Breslauer Morgenzeitung:

Kohlrausch's Buch bringt eine Fülle historischen Materials, aber es vermeidet sehr glücklich die bloße Aneinanderreihung geschichtlicher Vorgänge. Vielmehr liest es sich wie ein gewaltiges Epos, dessen einzelne Kapitel die mannigfaltigen Schicksale der deutschen Stämme und Fürstengeschlechter bilden, die um Italiens Besitz gerungen. Kohlrausch hat viel Fleiß verwendet, aber noch weit höher ist die dichterische Kraft zu bewerten, mit der er die großen Erinnerungsstätten einer an gewaltigen Tragödien reichen Vergangenheit wieder mit dem vollen Glanze umkleidet, den sie dereinst besessen haben. Alle, die die Schritte nach dem Süden lenken, werden gut tun, Kohlrausch's Buch als kundigen Reisebegleiter mit sich zu nehmen.

Posener Zeitung:

Das Buch ist eine der interessantesten Neuerscheinungen dieses Winters. Als ein Künstler, der Italien und deutsche Vergangenheit gleichermaßen liebt, hat Kohlrausch seine selbstgestellte Aufgabe gelöst; er spricht zu uns in einer klaren, melodischen Sprache, die von tiefem lyrischem Gehalt durchdrungen sich dem Stoff völlig anpaßt.

Verlag von Robert Lutz in Stuttgart

Aus der großen Welt

Pariser und Londoner Sittenbilder 1810—1860

Von Captain Gronow

Mit acht kulturhistorisch interessanten Bildern.
Brosch. 5.50 M., geb. 6.50 M., in Halbfrz. 7.50 M.

Dritte Auflage

■■■

Aus dem Vorwort:

In mannigfaltigem Wechsel zieht an uns vorüber, was zur großen Welt seiner Zeit zählte: Die Größen des Salons und des Tages, Männer und Frauen, oft ebenso berühmt wie berüchtigt, Kaiser und Könige mit und ohne Krone, Spieler, Duellanten und wunderliche Originale; Kunsthelden, les grandes Cocottes, Kleider-, Pferde- und Weibernarren, kurzum der ganze bunte „Jahrmarkt der Eitelkeit" — Welt und Halbwelt.

Frankfurter Zeitung:

Bloß eine in schweren äußeren und inneren Kämpfen steckende Zeit konnte ein so bemerkenswertes Memoirenbuch in Deutschland übersehen. Man ist erstaunt, von seiner Existenz nichts zu wissen, die Schätze von Kulturdokumenten, die es birgt, erst heute für uns gehoben zu finden. Als Typus verkörpert Gronow die Blüte weltmännischer Erziehung, als Sittenschilderer ist er klassisch zu nennen ... Diese Memoiren sind ein wichtiger Beitrag zur Kulturgeschichte.

Berliner Morgenzeitung:

Gronow zeigt sich in all den Anekdoten und Geschichtchen als ein Sittenschilderer ersten Ranges.

Berliner Allgemeine Zeitung:

Ein wunderbarer Reichtum von Gestalten und Typen steckt in den Aufzeichnungen des wackeren Captain Gronow.

Augsburger Abendzeitung:

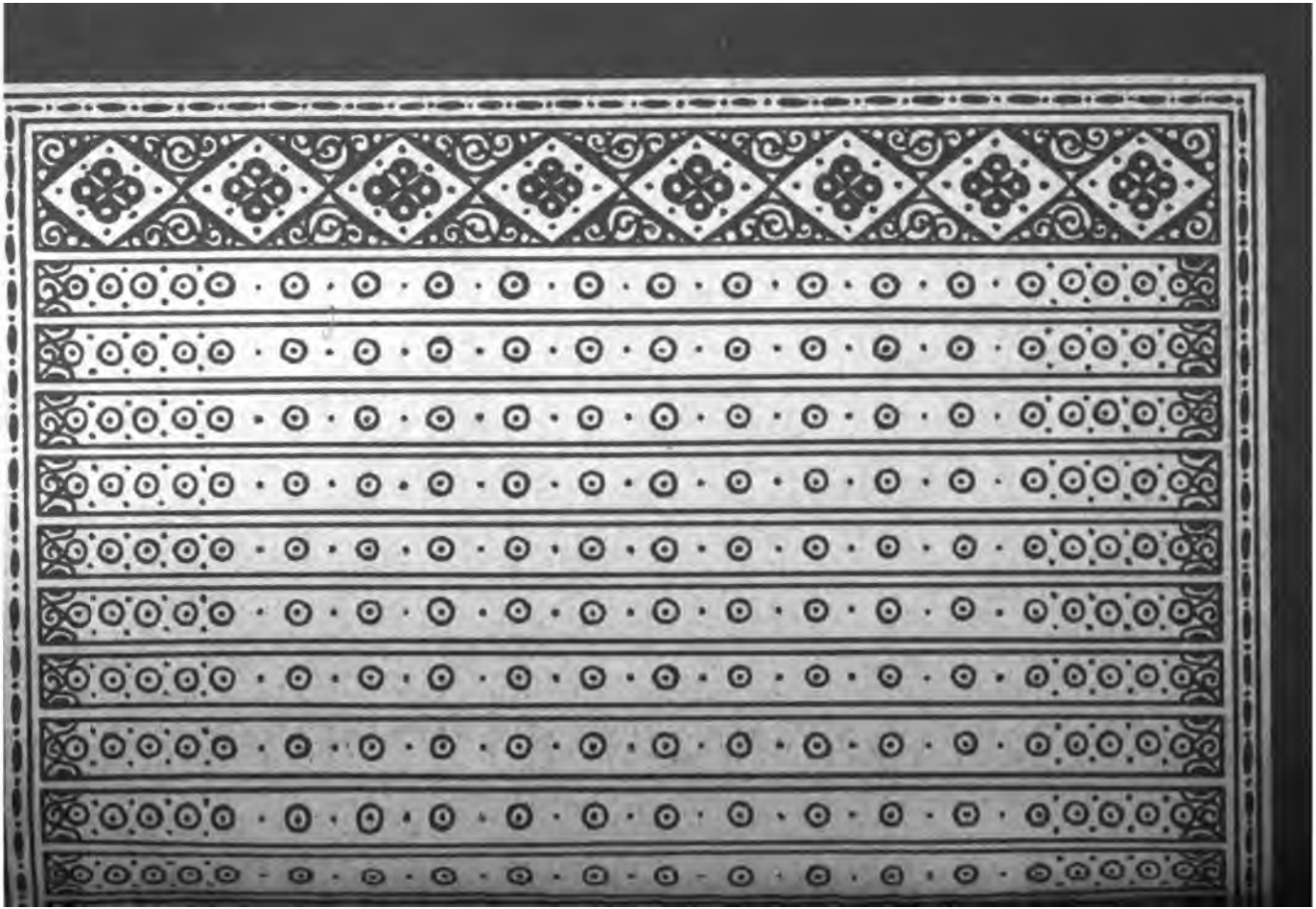
Das Werk erhebt sich weit über den Durchschnitt, der den Büchermarkt überflutenden Memoirenwerke und ist ein Mosaikbild voll wertvoller kultur- und sittengeschichtlicher Details.

Münchner Neueste Nachrichten:

Das Buch enthält für den Historiker wie für den Kulturhistoriker eine Fülle wertvoller Skizzen zur Geschichte der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

Österr. Volkszeitung, Wien:

Wenn man das Buch zur Hand nimmt, dann lernt man tatsächlich Geschichte. Aber nicht etwa in langweiligen Abhandlungen und Aufsätzen, o, nicht die Spur! Man liest allerlei interessante, amüsante und sogar pikante Histörchen, in denen die Schauspieler der Weltbühne eine Rolle innehaben.



PN 2658 .S25 A3 C.1
Aus dem Tagebuche einer deutsc
Stanford University Libraries
3 6105 040 174 604

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305